

Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 16, Februar 2006

Herausgegeben vom
INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (Geschäftsführender Direktor)
Prof. Dr. Johannes Burkhardt (Direktor)
Prof. Dr. Theo Stammen (Direktor)
Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp (Direktorin)

Redaktion: Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (wolfgang.weber@iek.uni-augsburg.de)
Dr. des. Stefan Paulus (stefan.paulus@iek.uni-augsburg.de)
Tanja Mück, B.A. (tanja.mueck@iek.uni-augsburg.de)

Anschrift der Redaktion:
Sekretariat
Susanne Empl
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg
Tel.: (0821) 598-5840, Fax: (0821) 598-5850
e-mail: susanne.empl@iek.uni-augsburg.de

Satz: Alexander Coursow und Yvonne Choinowski
e-mail: publikationen@iek.uni-augsburg.de

Umschlagabbildung: J.M. Nossenius: Chronologia und Beschreibung des grossen Bildes,
welches dem Nebukadnezar im Traum erschienen, Dresden 1612.

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als
den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der
herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Heraus-
geber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt;
das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger
Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich
gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.
ISSN 1437 – 2703

Die Mitteilungen können zu einem Preis von € 2,- über das Institut für Europäische
Kulturgeschichte bezogen werden.

<http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/>

Mitteilungen

Heft Nr. 16, Februar 2006

Inhalt

- **Editorial** 7

- **Aufsatz**
 - Zita Ágota Pataki*
Pisanellorezeption in Augsburg – Zur Kompilation einzelner Motive in
Hektor Müllichs Alexander-Abschrift (Cgm 581). Hektor Müllichs
Illustrationen des Alexander-Romans 9

- **Miszellen**
 - Ulrike Ganz*
Der konstruierte Kosmos universaler Ähnlichkeiten: Giovanni Battista Della
Portas (1535-1615) Wissenschaft einer optischen Zwiesprache mit der Natur 52

- **Fundsache**
 - Theo Stammen*
Michel de Montaigne in Augsburg (1580) – Aus dem Tagebuch einer Reise
nach Italien über die Schweiz und Deutschland 75

- **Aktuelle Forschung**
 - Tagungsankündigung**
Hellenismus. Eine Kulturgeschichte 88

Buchrezensionen

- 📖 Laetitia Boehm, Gerhard Tausche (Hg.): Von der Donau an die Isar. Vorlesungen zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität 1800-1826 in Landshut 91
- 📖 Peter Cornelius Claussen: Die Kirchen der Stadt Rom im Mittelalter 1050-1300 92
- 📖 Dorothea Diemer: Hubert Gerhard und Carlo di Cesare del Palagio 95
- 📖 Volker Dotterweich (Hg.): Mythen und Legenden in der Geschichte 97
- 📖 Joseph Imorde: Affektübertragung 105
- 📖 Wolf-Dieter Müller-Jahnke, Christoph Friedrich, Ulrich Meyer: Arzneimittelgeschichte 106
- 📖 Matthias Puhle (Hg.): Magdeburg 1200. Mittelalterliche Metropole, Preußische Festung, Landeshauptstadt. Die Geschichte der Stadt von 805 bis 2005 108
- 📖 Udo Roth: Georg Büchners naturwissenschaftliche Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften vom Lebendigen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 110
- 📖 Alois Schmid, Katharina Weigand (Hg.): Bayern mitten in Europa. Vom Frühmittelalter bis ins 20. Jahrhundert 119
- 📖 Volker Scior: Das Eigene und das Fremde. Identität und Fremdheit in den Chroniken Adams von Bremen, Helmolds von Bosau und Arnolds von Lübeck 124
- 📖 Ulrich Wagner (Hg.): Geschichte der Stadt Würzburg. Band II: Vom Bauernkrieg 1525 bis zum Übergang in das Königreich Bayern 1814 127

Neuerscheinungen

- Valentin Kockel, Brigitte Sölch (Hg.): Francesco Bianchini (1662-1729) und die europäische gelehrte Welt um 1700 129
- Eric-Oliver Mader: Die letzten „Priester der Gerechtigkeit“. Die Auseinandersetzung der letzten Generation von Richtern des Reichskammergerichts mit der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation 130

■ Rückblick

Colloquium Augustanum

- Prof. Dr. Marc Föcking: Dialog und Perspektive. Überlegungen zu Raffaels ‚Scuola d’Atene‘ und zum Renaissance-Dialog 131
- Dr. Jörg Stabenow: Die Kuppel der Barnabiten. Identität und Konkurrenz als Themen der Baugeschichte von S. Carlo ai Catinari in Rom 131
- Prof. Dr. Martin Brecht: Johann Valentin Andreae und die süddeutschen Städte 132
- Prof. Dr. James Melton: Transatlantische Erfahrungen eines Salzburger Bergknappen 1695-1761 132
- Prof. Dr. Eberhard König: Vom Buch zum Bild oder von der scheinbaren Gleichzeitigkeit des Augenblicks 133
- Prof. Dr. Adalberto Giovannini: Rezeption und Kritik des Livius in der Geschichtsschreibung von Machiavelli bis Nissen 133

Forschungsveranstaltungen

- Prof. Dr. Peer Schmidt/Prof. Dr. Gregor Weber: Traum und Politik. Deutungen sozialer Wirklichkeiten im Europa des Barock. Internationale Tagung vom 22. bis 24. Oktober 2005 am Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg 135
- Friedensschlüsse. Interdisziplinäre Tagung des Graduiertenkollegs *Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur* vom 24. bis 26. November 2005 am Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg 140

■ Mercator-Gastprofessur

- Prof. Dr. Thomas Dittelbach 143

▪ Graduiertenkolleg Wissensfelder der Neuzeit	
Stipendiatinnen und Stipendiaten	145
Promotions- und Forschungsprojekte	147
▪ Anschriften der Autorinnen und Autoren	162

Editorial

„Leuchttürme der Wissenschaft“ – so lauteten die Schlagzeilen in den Medien, als vor wenigen Tagen bekannt gegeben wurde, welche deutschen Universitäten für die letzte Auswahlrunde im Wettbewerb um den, wenn auch nur inoffiziellen, Titel einer ‚Eliteuniversität‘ durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft und den Wissenschaftsrat nominiert worden sind. Die Universität Augsburg gehört nicht zu den Auserwählten. Dies überrascht nicht wirklich, wenn man die im Rennen verbliebenen Hochschulen in den Blick nimmt. Es handelt sich durchweg um Universitäten, die zumindest einem der folgenden Kriterien entsprechen: groß, deutlicher technisch-naturwissenschaftlicher Schwerpunkt, lange Tradition. Für Augsburg trifft keines der genannten Kriterien zu; die Universität gehört zu den eher kleineren Universitäten, sie verfügt weder über eine technische noch eine medizinische Fakultät und sie ist eine junge Gründung.

Heißt dies nun, dass exzellente Forschung, und die ist es, für die die Bezeichnung ‚Eliteuniversität‘ zukünftig stehen soll, an kleineren, jüngeren Universitäten mit vergleichsweise überschaubaren naturwissenschaftlich-technischen Fachbereichen nicht mehr erbracht werden kann? Eine derartige Interpretation verbietet sich allein schon deshalb, weil es zu den – wie ich meine guten – Traditionen des deutschen Universitätssystems gehört, keine akademische ‚Zweiklassengesellschaft‘ zu erlauben. Anders als beispielsweise in den Vereinigten Staaten zerfällt die universitäre Landschaft nicht in einige wenige Inseln der Glückseligen, sprich gleichermaßen hoch dotierte und hoch angesehene Spitzenuniversitäten, und die ausgedehnten Einöden akademischen Mittelmaßes, sprich all jene in der Regel finanzschwachen und nur bedingt ambitionierten universitären Bildungsstätten, von denen hierzulande in der hochschulpolitischen Diskussion eher selten die Rede ist. Die deutschen Universitäten sind vielmehr dadurch gekennzeichnet, dass sie, neben vereinzelt wenig rühmlichen Professoren, immer auch Institute und Wissenschaftler unter ihrem Dach beherbergten und weiterhin beherbergen, die zu außergewöhnlichen Forschungsleistungen in der Lage und bereit sind. Ungeachtet der geplanten Konzentration von Forschungsgeldern und Forschungspersonal auf einige wenige ‚Eliteuniversitäten‘ dürfte sich an dieser Situation so schnell nichts ändern.

Auch in Zukunft werden wichtige Forschungsimpulse, gerade im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften, aus kleineren Universitäten kommen. Damit dies möglich ist, bedarf es allerdings der Einsicht, dass der Rückzug in die akademische Lehre oder das Konzept einer reinen ‚Dienstleistungsuniversität‘ keine adäquate Antwort auf die durch die verschiedenen ‚Exzellenzinitiativen‘ entstandenen Herausforderungen darstellt. Es gilt vielmehr vorhandene Forschungspoten-

tiale zu fördern und neue Potentiale zu erzeugen. In diesem Zusammenhang nun kommt dem Institut für Europäische Kulturgeschichte eine zentrale Rolle zu. Dank erheblicher Drittmittelinwerbungen möglich geworden, verfügt es mittlerweile nicht nur über einen – ausbaufähigen – Mitarbeiterstab, sondern auch über mehrere anerkannte wissenschaftliche Publikationsreihen, eine eigene Zeitschrift, die für die Durchführung internationaler Tagungen notwendigen Infrastrukturen sowie eine Vielzahl von Kontakten zu ausländischen Forscherinnen und Forschern. Vor allem jedoch bietet es jene Plattform, die es an der Universität Augsburg tätigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ermöglicht, sich zu koordinieren und Forschungsinitiativen zu entwickeln. Nicht zufällig waren das Institut und dessen geschäftsführender Direktor, Wolfgang E.J. Weber, federführend, als es im vergangenen Jahr darum ging, einen Antrag auf ein Bayerisches Kompetenzzentrum sowie einen Antrag auf eine Graduiertenschule auszuarbeiten.

Entscheidend dürfte zukünftig sein, dass das Institut für Europäische Kulturgeschichte sich weiterhin und in zunehmendem Maße als Plattform für den Austausch über und die Konzeption von innovativen kulturwissenschaftlich ausgerichteten Forschungsprojekten bewährt. Dass es dazu finanzieller Ressourcen bedarf, steht außer Zweifel. Dass es darüber hinaus und in erster Linie der wissenschaftlichen Kompetenz und des Engagements der daran beteiligten Personen bedarf, ist ebenso offenkundig. Der mittlerweile erfolgte, durch Emeritierungen bedingte ‚Generationenwechsel‘ hat dem Institut neue Mitglieder beschert und damit neue Forschungserfahrungen und neue Forschungsperspektiven. Die aus diesem Vorgang resultierende Dynamik fruchtbar zu machen, wird in den kommenden Jahren eine zentrale Aufgabe des Instituts für Europäische Kulturgeschichte sein. Ob dies im Rahmen nationaler oder internationaler Forschungswettbewerbe oder mit Hilfe jener Instrumente, die bisher die Finanzierung von Forschungsprojekten ermöglichten (etwa Forschungsanträge bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft oder privaten Stiftungen) scheint mir nicht von primärer Bedeutung. Wie auch in anderen Bereichen ist es letztlich das Ergebnis, das zählt, Ergebnis im Sinne von forschungsgestützten und international ausstrahlenden Erkenntnissen, die es uns ermöglichen, die kulturelle Welt, deren Bewohner wir sind, besser zu verstehen und zu gestalten. In diesem Sinne ist jener Begriff des ‚Orientierungswissens‘ zu verstehen, der mit Blick auf die kulturwissenschaftlichen Disziplinen immer wieder beschworen wird, in diesem Sinne sind Universitäten und die an ihnen angesiedelten Forschungsinstitute „Leuchttürme der Wissenschaft“ – auch dann, wenn sie nicht zum Kreis der ‚Eliteuniversitäten‘ zählen.

Ihre
Silvia Serena Tschopp

Pisanellorezeption in Augsburg – Zur Kompilation einzelner Motive in Hektor Mülchs Alexander-Abschrift (Cgm 581)*

Hektor Mülchs Illustrationen des Alexander-Romans

Zita Ágota Pataki

Unter der Signatur Codex Germanicus Monacensis 581 der Bayerischen Staatsbibliothek zu München ist eine Abschrift des Hartliebschen Alexanderromans verzeichnet, die 1455 in Augsburg entstand. Den Alexanderroman hatte Johannes Hartlieb (gest. 1468) nach 1444 im Auftrag des Wittelsbacher Herzogs Albrecht III. von Bayern (1401–1460) in Prosaform verfasst, ab 1450 fand der Text im süddeutschen Raum Verbreitung.¹ 1455 haben die beiden Augsburger Kaufmannsbrüder Hektor (1420–1490) und Georg Mülch den Roman abgeschrieben, Hektor Mülch bebilderte den Text eigenhändig, indem er ihn mit 33 kolorierten Federzeichnungen versah.² Mit dieser Handschrift liegt der Forschung nicht nur

* Die vorliegende Abhandlung ist im Rahmen der Forschungen des von der DFG geförderten Projekts ‚Die Stadt im Bild‘ entstanden, das am Kunsthistorischen Institut der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg von Prof. Dr. Lieselotte E. Saurma geleitet wird.

¹ HIRSCH, SIEGMUND: Das Alexanderbuch Johann Hartliebs [Palaestra 82], Berlin 1909; Hartlieb, Johann: Das Buch der Geschichte des Grossen Alexanders, hg. v. RICHARD BENZ, Jena 1924; Hartlieb, Johann: Alexander [Augsburg 1473]. Mit einem Nachwort und einer Bibliographie von HANS FRIEBERTSHÄUSER [Deutsche Volksbücher in Faksimiledrucken a, 1], New York 1985; SCHNELL, RÜDIGER: Hartliebs Alexanderroman. Politisierung und Polyfunktionalität eines spätmittelalterlichen Textes, in: Alexander the Great in the Middle Ages. Ten Studies on the Last Days of Alexander in Literary and Historical Writing, hg. v. W. J. Aerts, J. M. M. Hermanns und E. Visser [Mediaevalia Groningana, 1], Nijmegen 1978, S. 267-292; LECHNER-PETRI, RUDOLF: Johann Hartliebs Alexanderroman. Edition des Cgm 581 [Germanistische Texte und Studien, Band 9], Hildesheim/New York 1980; Hartlieb, Johann: Alexander. Eingel. und hg. v. REINHARD PAWIS [Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, 97], München/Zürich 1991; FÜRBEETH, FRANK: Johannes Hartlieb. Untersuchungen zu Leben und Werk [HERNAEA Germanistische Forschungen, Neue Folge, Band 64], Tübingen 1992.

² München, BSB, Cgm 581. Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters (=KdiH), begonnen von Hella Frühmorgen-Voss, fortgeführt von Norbert H. Ott [Veröffentlichungen der Kommission für Deutsche Literatur des Mittelalters der Bayerischen Akademie der Wissenschaften], Bd. 1, Nr. 3. 3. 3; RIEHL, BERTHOLD: Studien zur Geschichte der Bayerischen Malerei des 15. Jahrhunderts [Oberbayerisches Archiv für Vaterländische Geschichte, 49], München 1895-1896, S. 1-160, S. 40ff; JOACHIMSOHN, PAUL: Die humanistische Geschichtsschreibung in Deutschland. Heft I: Die Anfänge. Sigismund Meisterlin, Bonn 1895, S. 80, Anm. 4; BREDT, ERNST WIL-

die früheste Rezeption des Hartliebschen Alexanderromans in Augsburg vor, sondern auch zugleich die früheste heute bekannte bebilderte Fassung. Aus Augsburg sind gegenwärtig zwei weitere illustrierte Abschriften des Alexanderromans sowie verschiedene Druckauflagen aus der Werkstatt Johann Bäumlers und Anton Sorgs bekannt.³

Da die Prosafassung des Alexanderromans im Original nicht bebildert war, konnte Hektor Müllich nicht auf eine Vorlage zurückgreifen und war vor die Aufgabe gestellt, die Bilder zu dem Text, in dem die Vorgeschichte und die Umstände um die Geburt Alexanders, seine Kämpfe gegen seine Feinde und seine Abenteuer in fernen Ländern mit seinen Truppen und seinem Pferd Bukephalos geschildert werden, eigens zu ‚erfinden‘. Bis heute hat die Forschung den Illustrationen Hektor Müllichs immer wieder eine Sonderrolle zugeschrieben. Die Besonderheit seiner Bilder ergibt sich daraus, dass – verfolgt man das Konvolut der Augsburger Alexander-Handschriften bis zu den Augsburger Drucken Bäumlers und Sorgs – Hektor Müllichs Bildfindungen hinsichtlich ihrer Ikonographie eigenwillig und einzigartig sind. Betrachtet man Müllichs Bilder im Vergleich zu den späteren Handschriften und den Drucken, so lassen sich bei letzteren starke gegenseitige Bezüge hinsichtlich der Wahl der Bildthemen und der Darstellungsart konstatieren, die Darstellungen werden zunehmend ‚kanonisiert‘. Müllichs Bildfindungen

HELM: Der Handschriftenschmuck Augsburgs im XV. Jahrhundert [Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 25], Straßburg 1900, S. 26ff.; LEHMANN-HAUPT, HELLMUT: Schwäbische Federzeichnungen in Handschriften des 15. Jahrhunderts insbesondere aus Augsburg, Berlin 1929, S. 198f.; ROSS, DAVID J. A.: Illustrated Medieval „Alexander“-Books in Germany and the Netherlands. A Study in Comparative Iconography [Publications of the Modern Humanities Research Association, 3], Cambridge 1971, S. 131-141, S. 147-152; SCHNEIDER, KARIN: Die deutschen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München. Cgm 501-690, Wiesbaden 1978, S. 176-177; VORDERSTEMANN, JÜRGEN: Johann Hartliebs Alexanderbuch. Eine unbekannte illustrierte Handschrift von 1461 in der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt (Hs. 4256) mit Abbildungen und einem neuen Handschriftenverzeichnis [Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 182], Göppingen 1976, S. 4f.; LECHNER-PETRI 1980 (wie Anm. 1), insbes. S. 20-22; WEBER, DIETER: Geschichtsschreibung in Augsburg. Hektor Müllich und die reichsstädtische Chronik des Spätmittelalters [Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg, 30], Augsburg 1984, S. 58.

³ Zwei mit Federzeichnungen illustrierte Handschriften: Darmstadt HLB, Hs 4256 [Siehe insbes. J. VORDERSTEMANN (wie Anm. 2)]; New York, PML, Ms. 782. Drucke: aus der Offizin Bäumlers 1473 (GW 884), In der Offizin Anton Sorgs 1478 (GW 885), 1480 (GW 886) und 1483 (GW 887). Zu den genannten Mss. und Inkunabeln siehe KdiH Bd. 1, 3. 3, S. 120-122; D. J. A. ROSS 1972 (wie Anm. 2), R. PAWIS 1991 (wie Anm. 1), S. 77ff. und SCHRAMM, ALBERT: Der Bilderschmuck der Frühdrucke, 23 Bde., Leipzig 1920-1943, hier Bd. 3 und 4.

hingegen wurden anscheinend nicht rezipiert;⁴ wohl deswegen ist die Beurteilung seines Werkes in der Forschung so ambivalent.⁵

Die Vorbildfrage und das Illustratorenumfeld

Wurde bisher zwar betrachtet und gewertet, was Müllich illustrierte, so verzichtete man jedoch darauf, zu untersuchen, wie Hektor Müllichs ‚Erfindungen‘ zustande kamen, insbesondere, welche Vorlagen ihm bekannt gewesen sein könnten und auf welche Weise er diese in seine Illustrationen einband.⁶

Das Bildrepertoire, aus dem Hektor Müllich schöpfen konnte, ist groß; es einzugrenzen und Vorlagen herauszufiltern scheint schwierig. Hektor Müllich standen neben Kenntnissen tradierter Motive und Ikonographien auch Vorlagen verschiedener Gattungen zur Verfügung. Nicht immer ist deutlich, ob einzelne Gesten oder Motive auf eine Kenntnis bereits tradierter Ikonographien oder auf konkrete Objekte, in denen diese Ikonographien rezipiert wurden, Bezug nehmen. So weisen beispielsweise Kämpfe und Schlachten durch ihre Polyvalenz eine lange und

⁴ Es kann an dieser Stelle leider nicht ausführlich auf die Abhängigkeiten zwischen den einzelnen Illustrationszyklen eingegangen werden. Angemerkt sei hier nur, dass sich die späteren Zyklen in der Darstellung und der Wahl der Bildthemen von Müllichs Bildfindungen scheinbar unterscheiden. Erst bei einer intensiven Betrachtung ergeben sich jedoch auch zwischen den späteren Zyklen und den Illustrationen Müllichs Zusammenhänge, die die Vermutung nahe legen, dass Hektor Müllichs Werk den ihm nachfolgenden Illustratoren bekannt gewesen sein muss. Die Abhängigkeiten der Augsburger Handschriften im Zeitraum von 1454-1490 werden unter anderem im Rahmen des eingangs erwähnten DFG-Projekts untersucht.

⁵ P. JOACHIMSOHN 1895 (wie Anm. 2), S. 80: „1455 vollendeten beide Brüder eine Abschrift von Hartliebs Alexandergeschichte, die Hektor mit höchst naiven kolorierten Zeichnungen schmückte.“; KdIH Bd. 1, 3. 3. 3, S. 115: „Ziemlich grobe, aber in der Bildfindung oft phantasievolle Dilettantenarbeit.“ OLBRICH, HARALD: Ein Augsburger Kaufmann zeichnet, in: Zeitempiegelung: Zur Bedeutung von Tradition in Kunst und Kunstwissenschaft; Festschrift für Konrad Hoffmann zum 60. Geburtstag am 8. Oktober 1998, hg. v. Peter K. Klein und Regine Prange, Berlin 1998, S. 47-57, hier S. 47: „...eine seiner [Hektor Müllichs, Anm. d. Verf.] zauberhaft naiven kolorierten Federzeichnungen“.

⁶ J. VORDERSTEMANN 1976 (wie Anm. 2), S. 20 zitiert STEINGRÄBER, ERICH: Die Augsburger Buchmalerei in ihrer Blütezeit. In: Augusta 955-1955. Forschungen und Studien zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Augsburgs, Augsburg 1955, S. 173-186 und WEGENER, HANS: Die deutschen Volkshandschriften des späten Mittelalters. In: Mittelalterliche Handschriften. Paläographische, kunsthistorische, literarische und bibliotheksgeschichtliche Untersuchungen. Festgabe zum 60. Geburtstag von Hermann Degering, hg. v. A. Börner und J. Kirchner, Hildesheim/New York 1973, S. 317-324, hier S. 320: „Hektor Müllichs und seiner Nachfolger Anliegen ist, eine erläuternde Veranschaulichung des geschriebenen Werkes‘ durch die beigegebenen Bilder und ‚nicht das Wie, sondern das Was der Darstellung war ausschlaggebend“.

in der Kunst des 15. Jahrhunderts bereits weit verzweigte Traditionslinie auf, die zudem in verschiedenen Gattungen, wie in der Wand- und Tafelmalerei und in der Handschriftenillustration, überliefert waren.

Die Suche nach den Vorbildern ist nur erfolgreich, wenn es gelingt, diese räumlich und zeitlich einzugrenzen. Dieter Weber hat treffend formuliert, dass in Mülchs Bildern die Kampfdarstellungen und Kuriosa überwiegen und darauf hingewiesen, dass die Bilder wohl den „Zeitgeschmack und den Interessenhorizont eines bürgerlichen Publikums“ widerspiegeln.⁷ Dieser Aussage fügte er eine weitere Beobachtung hinzu; er bemerkte, dass Hektor die Bilder „nach der typischen Manier der Zeit in der Welt des mittelalterlichen Stadtbürgertums ansiedelt, wie Landschaften, Städte, Räume, Rüstungen und Trachten zeigen“.⁸ Hektor Mülchs Interessen sind in den Bildern tatsächlich auf inhaltliche Darstellungen von Schlachten und Begegnungen fixiert, die in einen stadtbürgerlichen Kontext eingebettet werden.

Schon mit diesen Betrachtungen kann der Umkreis möglicher Vorbilder auf den süddeutschen, insbesondere auf den Augsburger Raum eingeschränkt werden. Als Objekte kommen demnach solche in Frage, die vor Ort oder in der unmittelbaren Umgebung ein- und anschaubar waren. Nahe liegend wäre es, anzunehmen, dass Hektor Mülch seine Motive aus illustrierten Handschriften kannte; für diese Annahme jedoch kann keine Vorlage geliefert werden.⁹ Vielmehr lässt sich unter anderem durch Peter Schmidts Beobachtungen bezeugen, dass Hektor Mülch keine illustrierte Handschrift vorlag, die er kopierte. Schmidt bemerkte, dass die Schlachtendarstellungen auf bestimmte tradierte Vorbilder zurückgehen und dass insbesondere der um 1433 entstandene Kupferstich der „Großen Schlacht“ einen Einfluss auf die Illustrationen im 15. Jahrhundert im süddeutschen Raum und

⁷ D. WEBER 1984 (wie Anm. 2), S. 58. Zu den Handlungsmotiven siehe HOLLÄNDER, HANS: Alexander – *Hybris* und *Curiositas*, in: Kontinuität und Transformation der Antike und im Mittelalter, hg. v. Willi Erzgräber [Veröffentlichungen der Kongressakten zum Freiburger Symposium des Mediävistenverbandes], Sigmaringen 1989, S. 65-79.

⁸ D. WEBER 1984 (wie Anm. 2), S. 58.

⁹ Hektor Mülch besaß eine Bibliothek, die sein Großvater angelegt hatte; hier befanden sich nach bisheriger Kenntnis der Forschung nur unbeeilderte Abschriften (Trojaroman, Weltchronik). NORBERT H. OTT [Typen der Weltchronik-Ikonographie Bemerkungen zu Illustration, Anspruch und Gebrauchssituation volkssprachlicher Chronistik aus überlieferungsgeschichtlicher Sicht. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft, Band 1 (1980/81), S. 29-55, hier S. 40f.] stellte die Frage, ob nicht möglicherweise Weltchronik-Illustrationen herangezogen werden könnten und HARALD OLBRICH 1998 (wie Anm. 5), S. 49 fragte, ob nicht Hektor Mülch seine Vorlagen den oberrheinischen Gebrauchshandschriften entnahm. Zu den Handschriften, die im Besitz der Mülchs waren, siehe P. JOACHIMSOHN 1895 (wie Anm. 2), S. 78ff., D. WEBER 1984 (wie Anm. 2), S. 55ff., S. 62.

auch auf Mülchs Illustrationen ausübte.¹⁰ Schmidt konnte nachweisen, dass bei vereinzelt Figuren bzw. Figurenkombinationen in den Szenen der Schlachten mit Amunta und mit Dareios sowie bei der Darstellung des Zweikampfs mit Poros Motive aus dem Kupferstich der „Großen Schlacht“ dermaßen genau kopiert sind, dass man annehmen muss, Mülch hätte diese Darstellung vor Augen gehabt.¹¹ Die „Große Schlacht“ scheint in Augsburg um 1454/55 zumindest bekannt gewesen zu sein, denn einzelne Motive sind auch in einer 1454 vermutlich in St. Ulrich und Afra entstandenen, bebilderten Abschrift der Ulrichsvita nachweisbar.¹²

Mit der Rezeption der „Großen Schlacht“ in beiden Handschriften wird deutlich, dass einerseits die Illustratoren beider Handschriften ihre Bilder neu ‚erfanden‘ und es sich bei diesen Bildfindungen wohl teilweise um Kompilationen handelt, andererseits kann ersehen werden, dass beide Illustratoren auf dieselben Vorlagen zurückgegriffen haben, aus denen sie Motive für ihre Bilder schöpfen konnten. Diese Vorlagen müssen in der nächsten Umgebung greifbar und sowohl

¹⁰ Zu der „Großen Schlacht“ siehe SCHMIDT, PETER: Die Große Schlacht. Ein Historienbild aus der Frühzeit des Kupferstichs [GRATIA 22], Wiesbaden 1992. Schmidt nimmt an, dass dem Kupferstich ein Schlachtengemälde im Regensburger Raum (im Umkreis des Herzogs Johann von der Pfalz) zugrunde lag, siehe dazu S. 10, S. 28ff. Zu der Rezeption und die Übernahme der Formen bei Hektor Mülch siehe S. 68ff. Schmidt datiert die „Große Schlacht“ zwischen 1419 und 1434 – und setzt die Darstellung in den Kontext der Hussitenkriege (S. 5).

¹¹ SCHMIDT 1992 (wie Anm. 10), S. 68f. schließt aus der Übernahme der Motive, dass Hektor Mülch den Kupferstich selbst besaß und nicht das dem Kupferstich zugrunde liegende Historienbild kannte.

¹² München, BSB, Cgm 751. HIRSCH, ALBERT: Die deutschen Prosabearbeitungen der Legende des Hl. Ulrich, Diss., München 1915. HAUPT, KARL: Die Ulrichsvita in der mittelalterlichen Malerei. In: Bischof Ulrich und der Augsburger Religionsfriede. Neue Quellenforschungen zum Augsburger Gedenkjahr 955-1555-1955 [Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 61], Augsburg 1955, S. 42-87, insbes. S. 50; Katalog Vita S. Udalrici. Erlesene Handschriften und wertvolle Drucke aus zehn Jahrhunderten. Katalog zur Ausstellung der Universitätsbibliothek Augsburg anlässlich der 1000-Jahrfeier der Kanonisation des Hl. Ulrich, hg. v. Rudolf Frankenberger, Augsburg 1993, S. 34, Nr. 11; Ausstellungskatalog Hl. Afra. Eine frühchristliche Märtyrerin in Geschichte, Kunst und Kult, Diözesanmuseum St. Afra 2004, S. 74-80. Der Schreiber der Handschrift war der Konventuale Johannes Klesatel; wer jedoch die Illustrationen fertigte, ist in der Forschung nicht bekannt. Betrachtet man die ein Jahr vor Mülchs Alexanderroman entstandenen Bilder der Ulrichsvita, so fällt auf, dass sowohl technisch (Federzeichnung) als auch stilistisch und sogar motivisch Parallelen zu Mülchs Alexanderroman gezogen werden können. Zwar kopiert Mülch im Alexanderroman keine Szenen aus der Ulrichsvita, doch es lässt sich nachweisen, dass Hektor Mülch die Illustrationen sowie auch den Illustrator der Ulrichsvita gekannt haben muss, da er einige Motive daraus später in seiner 1457 entstandenen Illustrationsfolge der Stadtchronik (Augsburg, Stadtbibliothek, 2°Cod. Halder 1) übernahm. Auf die Abhängigkeiten der um 1454/55 und 1457 entstandenen Abschriften und die Beziehungen der Illustratoren untereinander wird in der vorliegenden Studie noch verwiesen.

den Illustratoren aus dem Kloster als auch einem Bürger wie Hektor Müllich zugänglich gewesen sein. Für die Ulrichsvita hat die Forschung bereits ansatzweise die Vorbildfrage geklärt und unter anderem auch darauf hingewiesen, dass für einige Motive in der Ulrichsvita Vorbilder in der Augsburger Tafelmalerei der Zeit existieren.¹³

Durch die Bezüge der Handschriftenillustration zur Tafelmalerei und zur Graphik wird bereits deutlich, dass es offensichtlich im Kreis der Maler und Illustratoren Verbindungen und gemeinsame Vorlagen gab, daher soll das Augenmerk auf dieses Umfeld gerichtet werden. Besondere Beachtung soll die Wandmalerei finden, denn obwohl Hinweise darauf existieren, dass die Illustratoren und die Wandmaler ihre Werke kannten,¹⁴ sind bisher keine konkreten Objekte und Vergleiche benannt worden.

Dargestellt werden soll, dass in Müllichs Werk einerseits bereits fest etablierte ikonographische Formeln tradiert waren, dass es aber andererseits auch konkrete Objekte gibt, auf die Müllich als Vorbilder zurückgreifen konnte. Dadurch soll nicht nur Hektor Müllich als Einzelperson Beachtung finden, sondern auch das kulturelle Umfeld in Augsburg, in dem Müllich seine Illustrationen schuf, erfasst werden.

Ausgewählt sind die Bilder des Zyklus', in denen die Darstellungen vom Text abweichen, um aufzuzeigen, wie Hektor Müllich den Text interpretierte und die tradierten Ikonographien bzw. die Vorlagen, die in einen anderen Kontext gestellt waren, in seine Bildfindungen einband. Es ist daher notwendig, knapp auch auf die Bild-Text-Bezüge der Szenen in Müllichs Handschrift einzugehen. Eine ausführliche Diskussion kann hier jedoch nicht erfolgen.¹⁵

¹³ Angesprochen hat die Verbindungen jüngst wieder KRAUSE, KATHARINA: Hans Holbein der Ältere [Kunstwissenschaftliche Studien, Band 10], München/Berlin 2002, S. 47-65. Den Nachweis für die Wechselbeziehung zwischen Illustratoren und Tafelmalern erbrachte FOSTER, MICHAEL: Der Meister der Ulrichslegende und die Malerei in Augsburg im 15. Jahrhundert, Magisterarbeit LMU München 1979 (n. publ.).

¹⁴ E. W. BREDT 1900 (wie Anm. 2), S. 42 und WILHELM, JOHANNES: Augsburger Wandmalerei 1368-1530. Künstler, Handwerker und Zunft [Schriftenreihe des Stadtarchivs Augsburg, 29], Augsburg 1983, S. 60ff.

¹⁵ Die Text-Bild-Bezüge zu erforschen, bedarf einer größeren Gesamtuntersuchung. Angekündigt ist eine solche als Dissertationsschrift von Ewa Biernacka (Frankfurt/Göttingen), daher möchte ich nur soweit auf die Textstellen eingehen, wie sie im Rahmen dieser Untersuchung zum Aufzeigen der Abweichungen zwischen Bild- und Textsprache nötig sind.

Ikonographische Traditionen und Bildvorlagen

Anhand der Szene, in der Alexander den Perserkönig Dareios zu Tode verwundet auffindet (*Abb. 1*: Alexander beweint Dareios. München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 581, fol. 53v. [Foto BSB München]), kann verdeutlicht werden, wie Hektor Müllich sich offensichtlich traditioneller christlicher Ikonographien für seine Bilder bediente. Im Text wird erzählt, wie nach einer Schlacht in Persien Dareios in die Berge flieht und dort von seinen eigenen Mannen ermordet wird, weil diese sich mit ihrer Tat von Alexander Anerkennung erhoffen. Alexander, der Dareios nachgejagt ist, findet diesen tot im Wald auf und ist erschrocken über die Tat. Müllich stellt die Szene dem Text entsprechend in einer bewaldeten Landschaft dar.¹⁶ Die Szene ist frontal zum Betrachter hin aufgebaut, das Geschehen bühnenartig dargestellt. Dareios liegt zu Tode verwundet, mit ausgestrecktem rechten Arm auf dem Rücken im Bildvordergrund, Alexander steht hinter ihm mit hochgerissenen Armen, im rechten unterem Bildrand halten sich die Mörder im Gebüsch versteckt – wie dem Text zu entnehmen ist, werden die Mörder entdeckt, von Alexander verurteilt und bezahlen die Schandtät mit ihrem Leben.

Der Text schildert eindrucksvoll das Verhalten Alexanders am Tatort: „Da nun allex(ander) sach darium also naked tod wundten ligen Er begund haiss wainen Er zoch ab sein kaiserlichs gewand vnd bedackt in darmitt Er küst alle seine wunden vnd sprach mit wainenten augen vnd gar betrübtem herczen...“.¹⁷ Doch entgegen der Beschreibung im Text ist im Bild nicht dieses Verhalten Alexanders illustriert, sondern der Makedonenkönig ist mit hochgerissenen Armen und damit mit einer heftigen und eine sehr laute Kommunikation suggerierenden Geste dargestellt, die sein Erstaunen und seinen Kummer ausdrückt.

Diese Gebärde wurde aus der Antike in die christliche Ikonographie tradiert und findet sich als Ausdruck des Schmerzes insbesondere bei Darstellungen von Lamentationen wieder.¹⁸ Die Haltung der hochgerissenen Arme als Geste der

¹⁶ Cgm 581, fol. 53v-54r: „Als nun darius geflochen was und west sich nyenderr sicher. Wann wo allex(ander) hort da darius was Er war in gepirgen oder welden da iagt er im nach [...] Er eillet zu dem geschray und kam selber. Da er darium fandt wundt auf den tod ligen Er sach Er fand in noch wenig redend Da nun die vngetrewen morder hortten das allex(ander) kam Sie verpargen sich vnd wolten lusnen was allex(ander) dar zu sprach...“

¹⁷ München, BSB, Cgm 581, fol. 54r.

¹⁸ Als solche Geste beispielsweise in der bekannten Vatikanischen Vergil-Handschrift in der Szene zu Didos Tod, hier noch in der klassischen Orans-Pose; siehe BARASCH, MOSHE: *Gestures of Despair in Medieval and Early Renaissance Art*, New York 1976, S. 29f. Diese Geste wird in der Beweinung Christi zu einer Pathosformel, die klassische Orans-Haltung wiederholend oder übersteigerter die beiden Arme in die Höhe gestreckt. Zu weiteren Beispielen siehe M. BARASCH 1976, S. 57-86. Die Definition der Geste bei GIGETTA DALLI REGOLI (*Il gesto e la mano. Convenzione e invenzione nel linguaggio*

ohnmächtigen Verzweiflung angesichts eines unvorhergesehenen Ereignisses wiederholt Müllich im Alexanderroman an zwei weiteren Stellen. Einmal in der Szene, in der Alexanders Mannen im Fluss von den Hyppopotamoi angegriffen werden (*Abb. 2: Alexander und die Hyppopotamoi*. München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 581, fol. 112r. [Foto BSB München]) und beim Tod Alexanders (*Abb. 3: Tod Alexanders*. München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 581, fol. 140r. [Foto BSB München]). Auch hier ist die Geste Ausdruck des überraschend aufkommenden Leids: in der ersten Szene drückt es das Leid Alexanders angesichts des plötzlichen Verlustes seiner Gefolgschaft aus,¹⁹ in der zweiten die Trauer seiner Gefolgsleute über seinen Tod.²⁰ Hierfür sucht man nach Vorbildern in Augsburg, so findet man freilich keine. Lediglich eine Parallele aus späterer Zeit fällt ins Auge: der Zyklus des Hl. Antonius Abbas der Antoniuskapelle in der St. Katharinen-Kirche.²¹ Das Bild der „Klage um den Eremiten“ (*Abb. 4: Klage um Antonius*. Augsburg, St. Katharinen-Kirche, aus dem Antoniuszyklus [Legende des Hl. Antonius Abbas]. [Abb. nach Wilhelm 1983, Abb. 71]) stellt den vor seiner Hütte vor Schwäche zusammengebrochenen Antonius dar, der von drei Männern betrauert wird. Auffällig ist, dass einer der Männer in eben derselben Haltung und mit derselben Geste hinter dem im Bildvordergrund zusammengebrochenen Heiligen steht, wie Alexander hinter Dareios bei Müllich. Der Zyklus

figurativo fra Medioevo e Rinascimento [Pocket Library of Studies in Art XXXIV], Città di Castello 2000, S. 61): „Quando poi la figura sia pensata e costruita con entrambe le braccia alzate, la portata del gesto si amplifica e si qualifica come espressione di dolore, oltreché come richiesta di aiuto rivolta al cielo.“

¹⁹ Cgm 581, fol. 111v-112r (Alexander schreibt in einer Epistel Aristoteles von seinen Abenteuern in Indien): „Wie alexander zu ainem wasser kam vnd da mengen guten ritter verlob in dem wasser Da komen wir zu ainem haus das lag mitten in dem wasser [...] Da schuff ich das zwayhundert ritter aus macedonia sich mit gar ringen harnasch wappeten vnd das sie durch das wasser schwumen also schwumen sie das fiertail des wassers mit rwe und gutem freid Da sie ain clain vber das fiertail des wassers geschwumen waren Da geschah gar ain jammerlich erschrocken ding das vnser gemütt mer betrübt hat dan kain ander sach die uns ye engeget Aus des wassers grunt liessen sich entpor mer ros die haissen Jppodami die waren grosser dan die helefant. Die zückten mit ire(n) scharpfen russeln main gut ritter all ze tawff des wassers. Und ertrenkten mir sie all zu angesicht all vnser augen. Wie laids wir hätten das kann nyemant gesagen wan(n) die vnsern sachen wir sterben vnd mochten in kain stwyr noch hilf geraichen das was wol eyn herzen ster Wan(n) wer die seinen lieben leyden sieht vnd sie nit getrossten mag dar hatt wol pillich herzen laid...“

²⁰ Cgm 581, fol. 140r: „Wie die krieche iren hern auff ain Sal trugn. Dar nach pefalth allexander seinen rittern das sy in mit sampt seinem pett trüegen auff den aller weytesten sal... Der tot siech allexander pot sein rechte hand ze kussen allen kriechn die sy mit grossem iam(mer) hewlen vnd wämen vnd schreyen Toben wütten vnd wüssen gchaygn vnd sewffzen [...]“

²¹ J. WILHELM 1983 (wie Anm. 14), Nr. 51, III.

ist wohl erst 1470 entstanden,²² daher kann er für Hektor Müllich nicht als Vorbild geltend gemacht werden. Doch sind die Parallelen nicht nur in der Geste, sondern auch in der Komposition, die im Antonius-Zyklus lediglich seitenverkehrt dargestellt ist, so offensichtlich, dass sich die Frage stellt, ob Hektor Müllichs Illustrationen dem Maler bekannt waren, oder ob von beiden Seiten auf ein verlorenes Vorbild Bezug genommen wurde. Offenbar hat der Maler auch hier die in der christlichen Ikonographie tradierte Geste aus der Lamentatio aufgenommen, ja sogar auf die Komposition, die bei Müllich zu finden ist, zurückgegriffen, da er an dieser Stelle fand, was er zu verbildlichen suchte: Auch hier ist dargestellt, wie die Männer mit dem plötzlichen und unerwarteten Todeskampf des Antonius konfrontiert werden.

In der Szene, in der Alexander nach Ägypten zieht (*Abb. 5: Alexander in Ägypten*. München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 581, fol. 19v. [Foto BSB München]), ist eine komplexe Verbindung von tradierten Ikonographien und Bezügen zu ähnlichen Darstellungen erkennbar; gleichzeitig können auch konkrete Vorbilder benannt werden. Im Text wird geschildert, wie der Makedonenkönig in die Hauptstadt Ägyptens kommt und auf dem Hauptplatz vor einem Standbild des Nectanebus, der sein Vater war und den er umgebracht hatte,²³ seine Ehrerbietung zum Ausdruck bringt. Auch hier ist eine Diskrepanz zwischen Text und Bild zu bemerken. Im Text findet sich unter der Kapitelüberschrift: „Wie die vo(n) Egipten allex(ander) enegen gieng(e)n“²⁴ folgende Stelle, auf die im Bild Bezug genommen ist: „Darnach samlet er zu hauff alles sein volk das weit gesträtt was die land vnd stett zu notten zu aine(m) her. vnd zoch in egipten land [...] Da er auf den platz kam in der statt. Do fandt er gar ain kostlich marmelstainin saul: da fragt er was ist dise figur. Die egipten sagten im die saul ist gemacht ainem kunig von egipto der hies nectanabus [...] Da allexander das erhört Er stund von dem pferd vnd umbfieng die saul mit gespannen armen. wainende augen Vnd fast seufcztenden herczen Er grusset die saul vnd bekant das er sein sun was...“²⁵ Auffällig ist im Bild, dass sich Alexanders pietätvolle Huldigung in Müllichs Bild vor der Kulisse des Augsburger Rathauses abspielt – ein interessanter Aspekt, aus dem sich Hektor Müllichs städtisches Selbstverständnis konstatieren lässt.²⁶ Zudem

²² Ibidem.

²³ Johannes Hartlieb beginnt seinen Roman mit einer Vorgeschichte, in der Nectanebus, der König der Ägypter nach Makedonien gelangt und auf Olympias trifft. Im Hartlieb'schen Text ist Nectanebus der Vater Alexanders, nicht der Mann der Olympias, König Philipp. Nectanebus erhält eine Anstellung als Lehrer Alexanders am Hof, wird jedoch vom heranwachsenden Alexander, dem er sein Schicksal deutet, umgebracht.

²⁴ Cgm 581, fol. 19v.

²⁵ Cgm 581, fol. 20r.

²⁶ Bereits E. W. BREDT 1900 (wie Anm. 2), S. 28 hat darauf hingewiesen, dass hier das Augsburger Rathaus dargestellt ist. Hektor Müllich hat im Alexanderroman noch weitere Bezüge zu seiner Heimatstadt hergestellt – inwiefern diese im Zyklus zusammenfassend

hat Müllich den Text an einer wichtigen Stelle fehlinterpretiert. David Ross hat bereits bemerkt, dass hier der Text missverstanden wurde, da mit der „saul“, vor der Alexander kniet, zwar eine Säule gemeint ist, doch eine mit einer Figur (das Standbild des Nectanebus) besetzte – diese Figur ist daher wichtig, da durch sie Alexander dazu veranlasst wird, die Säule zu umarmen.²⁷ Während Hartlieb in seinem Text wohl die antike Tradition der Säulenmonumente²⁸ evozierte, malte Hektor Müllich getreu dem Text folgend und das Wort „saul“ als Säule zugrunde legend, eine ebensolche, die er mit einem eigenen Sinn für Antikenrezeption konnotiert, indem er sie als Porphyrsäule mit goldenem bzw. erzenem Aufsatz, aber ohne die vom Leser erwartete Standfigur darstellt.²⁹

Betrachtet man das Bild ohne den Text, so erkennt man als Vorbild zunächst ein aus der christlichen Ikonographie tradiertes Motiv: Die formale Darstellung, wie Alexander die Säule umklammert, erinnert den Betrachter an die Darstellung Maria Magdalenas, die beim Anblick des gekreuzigten Christus vor dem Kreuz

interpretierbar sind und das städtische Selbstverständnis des Illustrators erkennen lassen, hat die Autorin bei einer Fachtagung „Stadt und Öffentlichkeit. Entstehung, Nutzung und Gestaltung von Stadtzentren in Mittelalter und Früher Neuzeit“ am 21. für Kunstgeschichte in München 14.-16. Oktober 2005, vorgetragen; eine schriftliche Fassung ist in Arbeit.

²⁷ ROSS 1971 (wie Anm. 2), S. 134 und ihm folgend LECHNER-PETRI 1980 (wie Anm. 1), S. 302 wiesen bereits darauf hin, dass Müllich dem Text folgend, in dem von einer „saul“ die Rede ist und nicht explizit von einer auf der Säule aufgestellten Figur, die Illustration anfertigte. M. E. hat Müllich sehr wohl gewusst, dass es Säulenmonumente gab und es muss einen anderen Anlass für seine Darstellung gegeben haben – möglicherweise wollte er die negative Konnotation der Götzenverehrung im Bild vermeiden.

²⁸ Zu den Säulenmonumenten siehe Plinius, Nat. Hist. XXXIV, XI, 20-25; WERNER HAFTMANN, Das italienische Säulenmonument [Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, Band 55], Leipzig/Berlin 1939 und WERNER GAUER: Säulenmonumente in Rom und in Europa [U.R. Schriftenreihe der Universität Regensburg, Band 12, Sonderdruck: Das antike Rom und Europa, Vortragsreihe der Universität Regensburg], Regensburg 1986. Siehe ebenfalls CAMILLE, MICHAEL: The Gothic Idol. Ideology and Image-Making in Medieval Art [Cambridge New Art History and Criticism], Cambridge 1989.

²⁹ Die Säule kann auch Zeichen des Triumphes sein. Siehe Plinius Nat. Hist. XXXIV, IX, 15-19. Zu den Säulenmonumenten in Konstantinopel siehe BAUER, FRANZ ALTO: Stadt, Platz und Denkmal in der Spätantike. Untersuchungen zur Ausstattung des öffentlichen Raums in den spätantiken Städten Rom, Konstantinopel und Ephesos, Mainz 1996, S. 21-24, 144, 172ff. und 232f. Die Verbindung zwischen Porphyry und vergoldetem Erz war in der Antike dem Herrscherkult vorbehalten und mit einer Herrscherikonographie verbunden. Hierzu weiterführend u. a. GRAMMACCINI, NORBERTO: Zur Ikonologie der Bronze im Mittelalter. In: Städel Jahrbuch, NF. Bd. 11 (1987), S. 147-170 und DELBRUECK, RICHARD: Antike Porphyrywerke [Studien zur spätantiken Kunstgeschichte 6], Berlin/Leipzig 1932.

auf die Knie fällt und es umklammert.³⁰ Diese Ikonographie ist im Mittelalter vor allem über Tafelbilder zahlreich tradiert worden.³¹ Dass das Motiv in Augsburg zumindest in späterer Zeit bekannt war, ist mit der vor 1485 gemalten Kreuzigungsszene in der Goldschmiedekapelle in St. Anna bezeugt, in der Maria Magdalena vor dem Kreuz kniet.³²

In dieser Szene erschließt sich aber nicht nur die ikonographische Tradition, sondern auch die Kompilatorentätigkeit Mülchs, denn weitere Motive können auf mögliche und konkret benennbare Vorbilder zurückgeführt werden. So ist die Komposition der am rechten Bildrand stehenden Gruppe der Männer, die sich zum mittleren Geschehen wenden, keine eigene Erfindung Mülchs. Die Darstellung einer solchen Gruppe am Rand einer Szene ist in Augsburg nämlich bereits in der Wandmalerei erprobt worden. Einmal finden wir eine solche Gruppe im Bild der Bekehrung des Hermogenes an der Wand des Hirn'schen Grabhauses in St. Anna (Goldschmiedekapelle), einmal in der Szene der Legende eines Hl. Bischofs in der nördlichen Apsis von St. Peter am Perlach (*Abb. 6: Die Bekehrung des Hermogenes. St. Anna, Hirn'sches Grabhaus [Goldschmiedekapelle], Südwand des Chores.* [Abb. nach Wilhelm 1983, Abb. 39] und *Abb. 7: Legende eines Hl. Bischofs. St. Peter am Perlach, südliche Bogenlaibung der nördlichen Apsis.* [Abb. nach Wilhelm 1983, Abb. 60]).³³ Möglicherweise hat Hektor Mülch diese Kompositionen – man beachte die zwei linken Figuren in der Szene in St. Peter! – zum Vorbild genommen, zumal auch in beiden Vorlagen dargestellt ist, wie eine Gruppe von Beobachtern auf ein Geschehen in der Bildmitte konzentriert ist.

Ein weiteres Motiv in Mülchs Bild ist beachtenswert. Augenfällig ist in der bühnenartig aufgebauten Szene, bei der die zwei Parteien sich vom Bildrand kommend aufeinander zu bewegen, dass Alexanders Pferd mit dem Rücken zum Betrachter gekehrt dargestellt ist. Dieses Motiv hat in der Forschung als „überra-

³⁰ Das Motiv war seit dem Dugento v. a. in der italienischen Tafelmalerei sehr verbreitet. Zu der Ikonographie und der Verbreitung des Motivs siehe Katalog *La Maddalena tra sacro e profano. Da Giotto a DeChirico*, Florenz, Palazzo Pitti, 25. Mai - 07. September 1986, S. 102-117 („La Maddalena ai piedi della croce“). Vgl. auch *La pittura in Italia. Il Duecento e il Trecento*, Tom. 1, Venezia 1986, Abb. 250, 251, 306, 329, 335, 336, 337, 347, 389.

³¹ FRANOIS GARNIER (*Le langage de l'image au moyen âge*, 2 Bde., Tours 1989, Bd. II, S. 179) gibt für die Umklammerung einer Säule das Evangelium nach Johannes 17, 8 an: „L'homme qui tient une colonne sans autre corrélation ... introduit un autre passage de l'évangile de Jean. Dans la prière sacerdotale, Jésus dit «Père... ils ont su vraiment que je suis sorti de toi, et ils ont cru que tu m'as envoyé»...“.

³² J. WILHELM 1983 (wie Anm. 14), Nr. 61.

³³ J. WILHELM 1983 (wie Anm. 14), Nr. 28 und Nr. 41. Die Malereien des Hirn'schen Grabhauses wurden 1420-28 ausgeführt; zu diesen siehe denselben S. 37 und 184ff. Die Szene des Hl. Bischofs in St. Peter am Perlach entstand um 1450.

schend gelungene Darstellung³⁴ Beachtung gefunden, ist aber bei näherer Betrachtung ein sonderbares Motiv, welches der Sehgewohnheit des Betrachters, der in Mülchs Szene die agierenden Personen bisher seitlich betrachtet hat, entgegenläuft. Die Rückansicht des Pferdes unterbricht die Bewegung der rechten Gruppe, zudem wendet das Pferd seinen Kopf vom Hauptgeschehen ab, während die anderen Personen auf das Geschehen konzentriert sind. Hektor Mülch scheint Gefallen an der Darstellung der Pferde in Rückenansicht gefunden zu haben, da er sie mehrmals im Zyklus einsetzte. So beispielsweise in der Szene, in der Alexander als Bote verkleidet zu Dareios gelangt (*Abb. 8: Alexander als Bote bei Dareios*. München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 581, fol. 46v. [Foto BSB München]): Der Text berichtet, wie Alexander als Bote verkleidet zum Zelt des Dareios kommt und nachdem er von einem Diener erkannt wird, fliehen muss. Bei der Flucht kommt es jedoch zu einem Kampf zwischen dem Diener und dem Makedonenkönig, dem der Diener unterliegt.³⁵ Hektor Mülch stellt die Handlung als Simultangeschehen dar: während sich dem Betrachter links im Bild ein Einblick in ein Zimmer eines steinernen Gebäudes eröffnet und man den Perserkönig mit dem als Boten verkleideten Alexander am Tisch diskutieren sieht, ist vor der Tür der Ausgang des Geschehens verbildlicht. In der Tür des Hauses steht ein Gefolgsmann des Perserkönigs mit erhobenem Schwert, vor den Treppenstufen liegt der erschlagene Diener des Dareios – er ist offenbar im Kampf mit Alexander erlegen, der sein gezücktes Schwert noch in den Händen hält und auf ihn niederblickt. Neben Alexander steht Bukephalos mit dem Rücken zum Betrachter und mit dem Kopf Alexander zugewandt. Bei einem Vergleich mit dem Pferd der Ägypten-Szene fällt auf, dass Mülch hier das Pferd, welches sich dort vom Geschehen abwendet, exakt übernommen hat. Doch wie schon in der Szene der Ankunft Alexanders in Ägypten, erschließt sich auch in der Szene des als Boten

³⁴ KdH Bd. 1, 3. 3. 3, S. 115.

³⁵ Cgm 581, fol. 46v-47r: „Wie er selber kumen möcht zu künig dario... Allex(ander) gepott seine(m) heer das es still leg vnd sich wol bewaret das tetten sie als gehorsams volk Er verclaydet sich in potten gewand vnd nam mit im nur ain knecht piss an das wasser stranga [...]“ (hier folgt im Text wie ein Pferd ertrinkt und Alexander allein weiterreiten muß) „... Allex(ander) der mächtig kaiser hett von allen seinen eren und gut nicht mer pey im dan(n) ain pferdt Da mit raitt er zu dem gezeld darij Da was darius aus seinem gezelt in das heer geritten durch noturft der herres vnd auch dar um(m) das er beschawet die unzalper grossen macht seines volkes Da er wider haim zu seinem pallast keret Da begegnet im allexander und sprach zu dem mächtigen künig Dario künig darij ich pin ain pot vo(n) künig allexandro der selb hat dir entpoten [...]“ (Alexander wird von einem Diener des Perserkönigs enttarnt) und fol. 48r-v.: „Wie allexand(er) von d(er) taffel sprang und entran dario. Als ersach allex(ander) vnd sprang behend von dem tisch und stiess vmb vil guldiner vas Er sprang aus dem sal Da hielt ain pers an der stieg mit ainem pferd durch den sties allexander sein schwert vnd sass auf das pferdt. Vnd rant zu dem tor auf. Und nerhet seinem heer. So er allerpest mocht vnd eylet gar vast...“.

verkleideten Alexander dem Betrachter nicht die logische Konsequenz der Darstellung des rückwärtsgewandten Pferdes. Im erstgenannten Geschehen ist die Darstellung des Pferdes de Dos nicht nur deshalb auffällig, weil sich die beiden Parteien gegenüber stehen und die Platzierung des Reittiers die aufeinander bezogene Bewegung der Gruppen behindert, sondern deswegen, weil es seinen Kopf vom Hauptgeschehen abwendet, was nicht sinnfällig erscheint. Bei der Botenszene blickt das Pferd dadurch, dass es hier in die rechte Bildhälfte platziert wurde, zwar zur Szene hin, doch ergibt seine Position keinen Sinn. Im Bildhintergrund kann der Betrachter die Zelte des Dareios erkennen, von denen im Text die Rede ist – dies ist jedoch eine im Bezug auf die Position des Pferdes unlogische Anordnung, da sich das Pferd in seiner dargestellten Position auf diese zu und nicht von ihnen weg bewegen würde.

Besonders irritierend ist aber die Darstellung eines Pferdes samt Reiter von hinten in einer anderen Szene, in der unter der Überschrift: „Wie alexand(er) in dem wald aine(n) schwarczn pischoff fand in aine(m) tempel“, dargestellt ist, wie Alexander auf den Schwarzen Bischof trifft (*Abb. 9: Alexanders Begegnung mit dem schwarzen Bischof*. München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 581, fol. 122v. [Foto BSB München]).³⁶ Die Begegnung erfolgt auch in diesem Bild im Vordergrund, die Personen agieren frontal zueinander zugewandt: Links im Bild ist der Schwarze Bischof aus seinem Tempel gekommen und begrüßt Alexander, der in goldglänzender Rüstung und mit einer Krone bekrönt auf seinem prächtig gezäumten Pferd sitzt. Geradezu irritierend ist Alexanders Habitus im Vergleich zu den anderen Darstellungen des Zyklus, in denen Alexander mit einem roten Wams und roten Beinkleidern dargestellt ist. Auch die Haltung des langsam schreitenden Pferdes (Zelter) und seines gerade sitzenden, prachtvoll gerüsteten Reiters, der mit der Linken die Zügel, mit der Rechten einen Stab hält, ist im Vergleich zu den Illustrationen, die Alexander und sein Pferd sonst etwas ungenlenk zeigen, ungewöhnlich. Noch sonderbarer ist, dass Alexander nicht wie in den anderen Szenen von seinen Mannen begleitet wird, sondern hinter ihm sehr ungeschickt platziert ein gerüsteter Krieger mit erhobener Doppelaxt auf seinem Pferd sitzend in Rückansicht wiedergegeben ist.

Sucht man hier nach Traditionen und Vorbildern, wird man ebenfalls fündig: Die Darstellung des reitenden Alexander folgt der formalen Tradition der Reiterstandbilder, die seit der Antike mit der Reiterstatue Marc Aurels in der Kunst

³⁶ München, BSB, Cgm 581, fol. 122r-v (Alexander schreibt in einer Epistel Aristoteles von seinen Abenteuern in Indien): „Vnd dar wir in das selb land komen da fundn wir ain klain tempel den nit vil lewttten kunt was. Wan(n) er was vvierzehnen schuch waytt Da wir in den klaynen tempel kome(n) da begegnet vns ain langer schwarczer ~~munch~~ pischoff. Der hett ain wolgestalten leib. Vnd was fast schwarcz [...] Da er nun mich nach seine(n) sitem vnd gewonhaitt grüst vnd gar schon entpfeng Da verstund ich wol das er vo(n) mein(er) kunfft gar ser erschrack...“.

rezipiert wurden und ruft insbesondere Erinnerungen an Donatellos Reiterdenkmal des Gattamelata wach. Eine Augsburger Parallele jedoch findet sich nicht. Der Reiter in Rückansicht, der bereits durch die ungeschickte Platzierung den Eindruck erweckt, als ob er einer Vorlage entnommen und in das Bild plump eingefügt wäre, scheint hingegen seine Entsprechung in der Goldschmiedekapelle in Augsburg zu finden. An der Nordwand ist die Begegnung der Heiligen Drei Könige dargestellt (*Abb. 10*: Begegnung der Hl. Drei Könige. St. Anna, Hirn'sches Grabhaus (Goldschmiede-kapelle), Südwand, erstes Joch. [Abb. nach Wilhelm 1983, Abb. 42]).³⁷ Auch hier erscheint ein rückwärtsgewandter Reiter an der äußeren Flanke des von links kommenden Zuges. Hat Hektor Müllich diesen Reiter zum Vorbild für die Begegnungsszene mit dem Bischof genommen? Diese Vermutung erhärtet sich mit einem anderen Motiv aus der Begegnung der Heiligen Drei Könige: in der Mitte zwischen den sich begegnenden Parteien ist auch ein Pferd, welches den Kopf senkt, dargestellt. Ein ebensolches Pferd stellt Hektor Müllich in der Szene im Alexanderroman dar, in der Alexander an der Höhle der Götter selbige erblickt und sein Schicksal erfährt (*Abb. 11*: Alexander an der Höhle der Götter. München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 581, fol. 83r. [Foto BSB München]). Möglicherweise von der Darstellung in der Goldschmiedekapelle angeregt, hat Hektor Müllich das Motiv des den Kopf neigenden und sich abwendenden Pferdes in dieser Szene in einen logischen Zusammenhang mit dem Text kompiliert: das Abwenden des Pferdes unterstreicht hier sinnfällig die übernatürliche Erscheinung der Götter.

Italienische Vorbilder und die Medaillen Pisanellos

Die von hinten dargestellten Pferde und der antikisierte Reiter, die sich weniger logisch in die Erzählung der Bilder einfügen, verdienen jedoch insbesondere deswegen eine eingehende Betrachtung, da mit ihnen der Blick nicht nur auf die Wandmalereien in Augsburg, sondern auch nach Italien gelenkt wird.

Die Darstellung der Pferde von hinten ist eine in Italien seit dem Dugento vornehmlich in der Malerei präferierte Ansicht. Die Rückansicht der Pferde darf nicht als Missachtung gegenüber dem Leser gedeutet werden, vielmehr diene die Rückenfigur in erster Linie der räumlichen Darstellung als „Tiefenstoßfigur“. Irmgard Siede hat bereits bemerkt, dass die Darstellung der Pferde von hinten seit der Antike tradiert wurde und eine weit verbreitete „Pathosformel“ war, die insbesondere um 1400 in Italien und auch jenseits der Alpen verbreitet wurde.³⁸ Das Motiv

³⁷ J. WILHELM 1983 (wie Anm. 14), Nr. 29.

³⁸ SIEDE, IRMGARD: »Pferde von hinten« in der New Yorker Doppeltafel. Eine unberücksichtigte Pathosformel und die Rolle Italiens bei ihrer Verbreitung. In: *Pantheon* 57 (1999), S. 22–32.

war bereits in den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts nach Augsburg gelangt, wie die Darstellung des in Rückansicht gezeigten Pferdes in der Dreikönigsszene der Goldschmiedekapelle beweist. Ob hier der Einfluss der italienischen Darstellungen vorbildhaft war, kann nicht erörtert werden, es sei aber darauf hingewiesen, dass sich ein Vergleich mit Altichieros Fresken im Oratorio di S. Giorgio in Padua (1379-84) als lohnend erweist. In der Kreuzigungsszene der Altarwand in S. Giorgio (*Abb. 12*: Altichiero: Kreuzigung. Padua, Oratorio di S. Giorgio, Altarwand [Archiv d. Verf.]) entdeckt man das in der Goldschmiedekapelle bemerkte Motiv der Rückenansicht eines Reiters, in der Szene der Anbetung der Hl. Drei Könige der Seitenwand (*Abb. 13*: Altichiero: Anbetung der Hl. Könige, Padua, Oratorio di S. Giorgio, Eingangswand [Archiv d. Verf.]) das den Kopf vom Geschehen weg neigende Pferd, welches in der Goldschmiedekapelle und in Mülch's Illustrationen in der Szene der Anbetung der Götter wiedergegeben ist.³⁹

Es sei hier nur angemerkt, dass die Konzilien zu Konstanz 1414-18, zu Basel 1431 und zu Ferrara 1438 mögliche Rezeptionswege italienischer Kunst jenseits der Alpen zu Beginn des 15. Jahrhunderts gewesen sein können. Auf den Konzilien zu Konstanz und zu Basel kamen Legaten und kirchliche Würdenträger aus Deutschland mit Humanisten aus Italien zusammen. Durch letztere, denen sich hier neben ihrer Diplomatentätigkeit auch Möglichkeiten zum Studium von Handschriften boten,⁴⁰ wurden wohl auch Kontakte auf kultureller Ebene vermehrt. Spätestens mit Sigismunds Kaiserkrönung 1432 und dem Konzil zu Ferrara war der Austausch von Impulsen diesseits und jenseits der Alpen wohl intensiviert worden.

Einer der italienischen Künstler, der in dieser Zeit aktiv war und insbesondere auch die Darstellung der Pferde von hinten verschiedentlich in seinem Œuvre aufgriff, war der aus Verona stammende Maler Antonio di Puccio, genannt Pisano oder Pisanello (1397-1455).⁴¹

Betrachtet man Pisanellos Œuvre, so findet man nicht nur die Darstellung der Pferde von hinten wieder, sondern stößt auch auf konkrete Vorbilder. Bereits in

³⁹ Zu Altichiero siehe JOHN RICHARDS, *Altichiero. An artist and his patrons in the Italian Trecento*, Cambridge 2000. J. WILHELM 1983 (wie Anm. 14), S. 115 verweist im Zusammenhang mit der Goldschmiedekapelle auch auf Altichiero, jedoch auf den Scaligerpalast in Verona.

⁴⁰ Auf dem Konzil zu Konstanz war Pier Paolo Vergerio Sigismunds Berater, auf dem Konzil zu Basel vertrat Peter von Schaumburg die Interessen des Kaisers. Beide Diplomaten waren humanistisch interessiert. Über die Forschungstätigkeit der Humanisten ist uns bekannt, dass Poggio bei seiner Teilnahme auf dem Konstanzer Konzil Abschriften antiker Autoren in St. Gallen entdeckte. GREGOROVIVUS, FERDINAND: *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter*, 4 Bde., München 1978, Bd. III, Kap. VI.

⁴¹ Zu Pisanello siehe SYSON, LUKE/GORDON, DILIAN: *Pisanello. Painter to the Renaissance Court* (Begleitbuch zur Ausstellung an der National Gallery in London, 24. Oktober 2001 - 13. Januar 2002), London 2001.

der Medaille des Johann (VIII.) Palaiologos, die Pisanello während des Konzils in Ferrara 1438 anfertigte (*Abb. 14*: Antonio di Puccio, gen. Pisanello, Versoseite der Medaille für Johannes Palaiologos VII., um 1438, Bronze, Dm 10,2cm [L'opera completa del Pisanello 1972, Tav. XXXIX]), erkennt man die Ähnlichkeit mit Mülchs Darstellung in der Szene der Begegnung mit dem schwarzen Bischof (*Abb. 9*: Alexanders Begegnung mit dem schwarzen Bischof. München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 581, fol. 122v. [Foto BSB München]): Bei Pisanello wie auch bei Mülch sind zwei Reiter dargestellt, im Vordergrund steht einer in Seitenansicht, im Hintergrund sieht man einen rückwärtsgewandten.⁴² Doch ist es nicht diese Medaille, die Mülch zum Vorbild nahm, sondern eindeutig die des Gianfrancesco (I.) Gonzaga, die Pisanello 1446/47 in Mantua anfertigte und in der Pisanello das Motiv der Palaiologos-Medaille wiederholt hat (*Abb. 15*: Antonio di Puccio, gen. Pisanello, Versoseite der Medaille für Gianfrancesco Gonzaga 1439/40, Bronze, Dm. 10cm [L'opera completa del Pisanello 1972, Tav. XLI]).⁴³ Im Vergleich zwischen der Medaille Gianfrancesco Gonzagas und Mülchs Illustration sind die Parallelen unverkennbar: Der Marchese von Mantua ist auf einem langsam schreitenden Pferd (Zelter) dargestellt, er ist gerüstet, trägt links sein Schwert, mit seiner Rechten umfasst er einen Feldherrenstab. Hinter ihm ist ein gepanzerter und mit einer Doppelaxt bewaffneter Krieger dargestellt. Mülch hat die Komposition und die Darstellung aus Pisanellos Medaille nahezu exakt übernommen, Alexanders Pferd, welches wie das Vorbild schreitet und die Ohren angelegt hat, trägt dasselbe Zaumzeug, Alexander die gleiche Rüstung, nur mit spitzerem Fuß, und der Makedonenkönig ist sinnfälligerweise mit Krone anstatt des Marzocchos wiedergegeben. Auch die anderen Pferde- und Reitermotive Mülchs, die im Zyklus auffällig, ja geradezu ungewöhnlich erschienen, kann man unter Pisanellos Medaillen entdecken. Die Medaille für Novello Malatesta,⁴⁴ die

⁴² Die Medaille entstand wohl um 1438/39, als der Kaiser auf dem Konzil in Ferrara weilte. Siehe HILL, GEORGE FRANCIS: A Corpus of italian medals of the Renaissance before Cellini, 2 Bde. (Text- und Bildband), London 1930, S. 7, Nr. 19; L'opera completa del Pisanello [Classici dell'Arte 56], Milano 1972, Kat. Nr. 83; Ausstellungskatalog Pisanello. Le peintre aux sept vertus, Musée du Louvre, 6. Mai - 5. August 1996, Kat. Nr. 119. Ausstellungskatalog Pisanello, Verona, Museo di Castelvecchio 8. September - 8. Dezember 1996, Nr. 77. DE LORENZI, GIOVANNA (Hg.): Medaglie di Pisanello e della sua cerchia, Firenze 1983, Nr. 2.

⁴³ G. F. HILL 1930 (wie Anm. 42), S. 7f., Nr. 20; L'opera completa del Pisanello 1972 (wie Anm. 42), Nr. 84; Ausstellungskatalog Pisanello, Musée du Louvre 1996 (wie Anm. 42), Kat. Nr. 284. G. DE LORENZI 1983 (wie Anm. 42), Nr. 12; Ausstellungskatalog Le Muse e il Principe. Arte di corte nel Rinascimento Padano, Museo Poldi Pezzoli, 2 Bde. Milano 1991, Bd. 2 (Catalogo), S. 98f.

⁴⁴ G. F. HILL 1930 (wie Anm. 42), S. 10f., Nr. 35. L'opera completa del Pisanello 1972 (wie Anm. 42), Kat. Nr. 103. Siehe Ausstellungskatalog Pisanello, Musée du Louvre 1996 (wie Anm. 42), Kat. Nr. 195 und 275. G. DE LORENZI 1983 (wie Anm. 42), Nr. 11. Le Muse e il principe (wie Anm. 43), Bd. 2 (Catalogo), S. 111. Hier sei eine weitere

Pisanello 1444/45 schuf (*Abb. 16*: Antonio di Puccio, gen. Pisanello, Versoseite der Medaille für Novello Malatesta, 1445, Bronze, Dm 8,5cm Paris, [L'opera completa del Pisanello 1972, Tav. LV]), zeigt auf dem Revers einen gerüsteten Ritter, der von seinem Pferd, welches dem Betrachter den Rücken zukehrt und seinen Blick vom Geschehen abwendet, abgestiegen ist und ein Kreuzifix umarmt. Es ist offensichtlich, dass diese Medaille als Vorbild für die Szene Alexanders in Ägypten (*Abb. 5*: Alexander in Ägypten. München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 581, fol. 19v. [Foto BSB München]) diente. Eindeutig ist zu ersehen, dass Müllich die Komposition übernahm und die Szene um die Gefolgsleute Alexanders und die Bewohner Ägyptens – wohl nach Vorlagen aus der Wandmalerei – samt der Kulisse des Rathauses erweiterte. Erst mit diesem Vorbild und im Hinblick auf die Bedeutung der Alexandergeschichte, die den Heiden in Gottes religiösen Heilsplan einzubeziehen versucht,⁴⁵ wird auch die Darstellung der Säule ohne antike Figur im Bild sinnfällig, galt das Verehren dieser doch als Idolatrie, die das eindeutig christlich konnotierte Vorbild konterkariert hätte.

Es ist auch dieses Pferd der Medaille Novello Malatestas, welches Müllich in der Szene, in der Alexander als Bote verkleidet aus Dareios' Haus flieht, wiederholt (*Abb. 8*: Alexander als Bote bei Dareios. München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 581, fol. 46v. [Foto BSB München]).⁴⁶ Auch hier hat Müllich ein Motiv

Beobachtung angemerkt: Eine Zeichnung aus dem 16. Jahrhundert aus dem süddeutschen Raum gibt ebendiese Szene wieder. Wiederaufgetaucht ist diese Zeichnung im Jahre 2004 zusammen mit anderen graphischen Blättern aus der vermissten Koenigs-Collection und befindet sich im Museum Boijmans Van Beuningen, Rotterdam. Siehe ELEN, ALBERT J.: German Master Drawings from the Koenigs Collection. Return of a Lost Treasure, Rotterdam 2004. Kat. Nr. 132.

⁴⁵ Siehe CÖLLN, JAN: Der Heide als Vorbild für christliche Weltherrschaft. Zur geistlichen Funktionalisierung Alexanders in Lambrechts Dichtung, in: Internationalität nationaler Literaturen. Beiträge zum ersten Symposium des Göttinger SFB 529, hrsg. v. Udo Schöning, Göttingen 2000, S. 86–101. Cölln zeigte auf, dass Alexander durch die Deutung des Daniel-Traum (1. Mkk, 1–10) als ein „Vollstrecker von Gottes heilgeschichtlichem Plan“ galt, da er den Osten eroberte und damit dieses Gebiet dem Imperium Romanum zuführte. LEVENTE SELÁF [Nagy Sándor és a trojaiak a burgundi irodalomban (Alexander der Große und die Trojaner in der Burgundischen Literatur). In: AETAS 3 (1999), S. 95-122, S. 102] erwähnt, daß die Einbindung Alexander des Großen in die Heilsgeschichte dadurch erleichtert wurde, dass bereits in der jüdischen Tradition (bei Flavius Josephus und in der Rabbinischen Literatur) ein positives Bild von ihm existierte.

⁴⁶ In dieser Szene ist ein weiterer Hinweis darauf gegeben, dass Pisanello als Vorbild gedient haben könnte. In Pisanellos zwischen 1443 und 1447 entstandenem Wandgemälde mit der Darstellung des Hl. Georg in S. Anastasia in Verona ist die Komposition des Heiligen neben seinem Pferd, welches de Dos gezeigt ist, erstaunlich ähnlich der Szene in Hektor Müllichs Alexanderroman, auf Pisanellos Fresko ist der Heilige jedoch dabei, auf sein Pferd zu steigen, was Hektor Müllich nicht darstellt. Zu den Vorbildern und Rezeptionen des Motivs siehe den Beitrag von ULRIKE BAUER-EBERHARDT „Per

– wie die Geste der Lamentatio – mehrfach in seinem Zyklus kopiert. In der Ägypten-Szene übernimmt er die gesamte Komposition der Medaille, an anderer Stelle fügt er lediglich ein Motiv – das Pferd – ein und kontextualisiert es neu, indem er durch die Platzierung des Pferdes in der rechten Bildseite erreicht, dass das Tier zum Geschehen hin- und nicht vom Geschehen wegblickt.

Pisanellorezeption in Augsburg – der humanistische Hintergrund der Bilder in Mülchs Alexanderroman

Verbreitungswege der Medaillen Pisanellos

Mit den Vergleichen zwischen den Illustrationen in Mülchs Alexanderroman und den Medaillen Pisanellos ist evident, dass der Ruhm des italienischen Künstlers 1455 bereits nach Augsburg vorgedrungen ist und dass Hektor Mülch einige der Medaillen Pisanellos kannte. Es stellt sich jedoch die Frage, woher Mülch seine Kenntnis dieser Objekte hatte. Als mögliche Wege, auf denen Pisanellos Kunst über die Alpen gelangt ist, sind mehrere Ereignisse in Betracht zu ziehen. Der Ruhm Pisanellos könnte sich bereits über die Wertschätzung, die Kaiser Sigismund (1368-1437) gegenüber dem Künstler entgegenbrachte, jenseits der Alpen verbreitet haben. Sigismunds Bekanntschaft mit Pisanello fand vermutlich nach seiner Kaiserkrönung in Rom 1432 in Ferrara am Hof Leonello d'Estes (1407-1450) statt, wo der Maler den Kaiser portraitierte.⁴⁷ In dieser Zeit der Konzilien hatte Augsburg als Handelsmetropole an dem regen Austausch mit Italien und an den Ereignissen um Sigismund Anteil. Der Luxemburger hielt sich zweimal in der Lechmetropole auf – 1431 übernachtete er anlässlich seines Besuches im Haus des damaligen Bürgermeisters Peter Egen, im Jahre 1433 hob er Egens Sohn aus der Taufe.⁴⁸ Ob aber über Sigismund Beziehungen zu Italien und zu Augsburg bereits

l'iconografia del San Giorgio e la principessa di Pisanello. In: Ausstellungskatalog Pisanello, Verona 1996 (wie Anm. 42), S. 151-164.

⁴⁷ Zwei Zeichnungen Pisanellos von Sigismund [Paris, Louvre; siehe Ausstellungskatalog Pisanello, Musée du Louvre 1996 (wie Anm. 42), Kat. Nr. 49 und 50; siehe Ausstellungskatalog Pisanello, Verona 1996 (wie Anm. 42), Nr. 73 und 74] sind erhalten, die Zuschreibung des Portraits im Wiener KHM an Pisanello ist umstritten. Zu den Zuschreibungen u. a. an Konrad Laib und im böhmischen Umkreis siehe *L'opera completa del Pisanello* 1972 (wie Anm. 42), Nr. 31; Siehe auch Ausstellungskatalog Pisanello, Musée du Louvre 1996 (wie Anm. 42), Kat. Nr. 49 und 50.

⁴⁸ Zu Peter Egen vgl. *Die Chroniken der Deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert*. Bd. 10 (hrsg. durch die Historische Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften). *Die Chroniken der schwäbischen Städte Augsburg*, Leipzig 1866 = *StChr.*, Augsburg, Bd. 2, S. 395-420. Zu den Besuchen Sigismunds siehe die Chronik

Pisanellos Ruhm und in Folge auch seine Werke bekannt geworden sind, ist damit noch nicht erwiesen.

Als ein weiterer und direkter Weg, auf dem Hektor Müllich zu Abbildern der Medaillen Pisanellos gelangt sein könnte, tut sich aber folgender auf: Der Kaufmann unternahm 1450 eine Pilgerreise zu den Feierlichkeiten des Heiligen Jahres nach Rom. Über die Reiseroute durch Italien ist uns nichts bekannt, nur die Tatsache, dass Hektor Müllich in Rom war, ist bezeugt. Auf dieser Reise könnte Müllich Pisanellos Werke kennen und schätzen gelernt haben – zumindest in Rom hatte Hektor Müllich Gelegenheit, Pisanellos Arbeiten im Lateran, die der Künstler 1431/32 vollendete, zu bewundern.⁴⁹ Wo sich Pisanello selbst im Jahr 1450 aufhielt, ist nicht geklärt, da von ihm nach 1450 kaum noch Quellen existieren. In der Forschung wird angenommen, dass der Künstler 1455 verstarb.⁵⁰

Auch wenn Hektor Müllich Pisanellos Werke auf seiner Reise in Italien kennen lernte, so legt die vorlagengetreue Wiedergabe der Motive auf den Rückseiten der Pisanello-Münzen in seinem Alexanderroman die Vermutung nahe, dass Hektor Müllich diese nicht vom Erzählen kannte, oder sie in Italien gesehen hat und aus dem Gedächtnis abmalte, sondern dass ihm zum Zeitpunkt der Illustrationen des Alexanderromans genaue Abbildungen der Medaillen vorlagen. Der Frage, wie diese nach Augsburg gelangt sein könnten, soll im Folgenden nachgegangen werden.

Zweifelhaft ist, ob Hektor Müllich Kopien der Medaillen Pisanellos selbst besaß, da uns keine Quellen vorliegen, die diese Vermutung stützen würden. Lediglich seine Reise nach Italien würde diese Vermutung indizieren. Doch sind uns im Hinblick auf eine Rezeption von Pisanellos Medaillen in Augsburg zwei gesicherte Quellen erhalten. Aus dem Jahre 1459 ist belegt, dass der Sohn des Augsburger Bürgermeisters Sigismund Gossembrot (1417-1493), Ulrich Gossembrot (gest. 1465), der seit 1453 in Padua studierte,⁵¹ seinem Vater einige Medaillen nach Augsburg sandte. In einem Begleitbrief schrieb er: „Mitto tibi nunc, cum per mercatores ymagines naturales et in plumbo elaboratas, principio Guarini Vero-

des Burkhard Zink in StChr., Augsburg. Bd. 2, S. 150 und 157f. ebenfalls Hektor Müllichs Chronik St Chr., Augsburg, Bd. 3, S. 74.

⁴⁹ Siehe L'opera completa del Pisanello 1972 (wie Anm. 42), Nr. 27. Die Autoren zitieren hier eine Angabe von Bartolommeo Facio 1456 (ohne Quelle): „Pinxit tamen Romae in S. Johannis Laterani templo quae gentilis Joannis Baptistae historia inchoata reliquerat, quot tamen opus postea, quantum es eo audivi, parietis humectatione poene oblitteratus est.“

⁵⁰ Siehe L'opera completa del Pisanello 1972 (wie Anm. 42), S. 84.

⁵¹ Zu Ulrich Gossembrot siehe SOTTILI, AGOSTINO: Ehemalige Studenten italienischer Renaissance-Universitäten: ihre Karrieren und ihre soziale Rolle. In: Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts, hg. v. Christoph Schwinges [Zeitschrift für Historische Forschung Beiheft 18], Berlin 1996, S. 41-74, hier S. 52-56.

nensis, Francesci Philelfi, Johannis Petri preceptorum meorum, deinde Julii Caesaris, ut fertur, praeterea ducis Vernetorum superiori tempore miseram, eciam ymagines omnium ferme principum Ytalie ad te, ut cum pictore Mang eciam aes communicares, sed opinor te nichil accepisse.⁵² Hill, der diese Passage zum ersten Mal publizierte, hat aufgrund dieser Mitteilung vermutet, dass es sich hierbei um Medaillen von Pasti, Filarete und Pisanello handelte, die zum Teil die italienischen Humanisten Guarino Veronese, Francesco Filelfo und Giovanni Pietro d'Avenza zeigten.⁵³

Auf einen archäologischen Befund hat kürzlich wieder Annette Kranz hingewiesen. 1998 wurde im Gelände des Klosters St. Ulrich und Afra bei Ausgrabungen ein Tonabdruck einer Pisanello-Medaille, die den Condottiere Niccolò Piccino darstellt, gefunden.⁵⁴ Wann der Abguss der Medaille entstand und wer sie fertigte, kann nur vermutet werden: Aufgrund der Datierung der Medaille 1441/42 und der Zuschüttung der Grube 1530 sind die termini *post* und *ante quem* für die Zeit der Anfertigung des Abgusses gesetzt, vermutlich ist der Abguss in der klostereigenen Töpferwerkstatt gefertigt worden.⁵⁵

Durch den Brief Ulrich Gossebrots und den Fund des Abgusses ist bewiesen, dass 1459 Pisanellos Arbeiten in Augsburg bekannt waren, mit letzterem Zeugnis ist belegt, dass in Augsburg selbst Abgüsse nach den Medaillen Pisanellos gefertigt wurden. Während bisher Ulrich Gossebrots Brief als früheste Quelle für die Rezeption von Pisanellos Medaillen bekannt war, kann mit den Illustrationen Hektor Mülchs belegt werden, dass Pisanellos Medaillen bereits 1455 in Augsburg bekannt gewesen sein müssen. Somit wäre auch Anlass zur Spekulation gegeben, ob nicht der Abguss aus dem Kloster bereits kurz nach der Entstehung von Pisanellos Original und vielleicht in den 1450er Jahren entstanden sein könnte. Wenn tatsächlich Pisanellos Medaillen oder Abgüsse derselben in Augsburg vor 1455 existiert haben, so hat Hektor Mülch wohl seine Illustrationen nach solchen gezeichnet.

⁵² G. F. HILL 1930 (wie Anm. 42), S. 488. Diesen Brief zitiert auch ANNETTE KRANZ in ihrem jüngst erschienen Aufsatz: Zur Porträtmedaille in Augsburg im 16. Jahrhundert, in: Die Renaissance-Medaille in Italien und Deutschland, hg. v. Georg Satzinger [Tholos, Band 1], 2005, S. 301-342, insbes. S. 301ff. Zu Gossebrots humanistischen Interessen und zum Studium seiner Söhne siehe P. JOACHIMSOHN 1895 (wie Anm. 2), S. 16ff.

⁵³ G. F. HILL 1930 (wie Anm. 42), S. 488. Siehe A. KRANZ 2005 (wie Anm. 52), S. 301-342, hier S. 302.

⁵⁴ A. KRANZ 2005 (wie Anm. 52), S. 303. Zu dem Fund siehe HERMANN, MICHAELA: Der Abdruck einer italienischen Medaille des Quattrocento: ein Neufund aus Augsburg. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben, Bd. 93 (2000), S. 15-35.

⁵⁵ M. HERMANN 2000, (wie Anm. 54), A. KRANZ 2005 (wie Anm. 52), S. 303, insbes. Anm. 5.

Hektor Mülchs Umfeld in Augsburg: Der Humanistenkreis um Sigismund Gossembrot und das Kloster St. Ulrich und Afra

Bisher hatte man sich in der Forschung vielfach mit der Verbreitung italienischer Medaillen im süddeutschen, insbesondere im Augsburger Raum beschäftigt und nicht nur Sammlerkreise, sondern auch Wege benennen können, auf denen Medaillen von Italien aus nach Deutschland gelangten;⁵⁶ doch hatte man sich hierbei mehr auf die Zirkulation der Medaillen nach 1459 und insbesondere gegen Ende des 15. Jahrhunderts im Humanistenkreis Konrad Peutingers und Konrad Celtis', der *Sodalitas litteraria Augustana*⁵⁷ konzentriert,⁵⁸ während Wege vor und um 1450 kaum betrachtet wurden.⁵⁹

Mit Ulrich Gossembrots Brief eröffnet sich ein Weg, auf dem die Kopien der Medaillen Pisanellos nach Augsburg gelangt sein konnten, nämlich direkt über den Paduaner Studenten. Ulrich Gossembrot weilte seit 1453 in Padua und es ist möglich, dass die Sendung der Medaillen 1459 nicht seine erste war. Wie diese Medaillen-Abgüsse in Italien an Ulrich Gossembrot kamen und von dort nach Augsburg, wo sie schließlich zu Hektor Mülch oder gar vermutlich auch in die Werkstatt des Klosters St. Ulrich und Afra gelangten, kann nachvollzogen werden.

Eine große Rolle kam wohl Sigismund Gossembrot zu, der seit 1441 Ämter in der Stadtverwaltung bekleidete, 1457 Siegler, 1458 Bürgermeister der Stadt Augsburg war.⁶⁰ Mit ihm ist zudem die Aufmerksamkeit auf den frühen humanis-

⁵⁶ M. HERMANN 2000 (wie Anm. 54) hat bereits in ihrem Aufsatz über den Fund des Abgusses der Medaille mögliche Interessenten- und Sammlerkreise zu benennen versucht und konzentrierte sich hierbei auf die Sammler im Gossembrot-Umkreis bzw. dem Peutinger-Kreis der *Sodalitas litteraria Augustana*.

⁵⁷ Zu Celtis und den *Sodalitates* siehe MACHILEK, FRANZ: Konrad Celtis und die Gelehrtensozialitäten, insbesondere in Ostmitteleuropa. In: Humanismus und Renaissance in Ostmitteleuropa, hg. v. Wilfried Eberhard und Alfred A. Strnad [Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 28], Köln/Weimar/Wien 1996, S. 137-156 (hier auch weiterführende Literatur).

⁵⁸ Jüngere Studien hierzu bei JEFFREY CHIPPS SMITH, A Creative Moment: Thoughts on the Genesis of the German Portrait Medal. In: Perspectives on the Renaissance Medal, hg. v. Stephen K. Scher, New York/London 2000, S. 177-199 und ders., Medals and the Rise of German Portrait Sculpture. In: Die Renaissance-Medaille in Italien und Deutschland, Münster 2004, S. 271-299. Ebenfalls A. KRANZ 2005 (wie Anm. 52).

⁵⁹ Lediglich M. HERMANN 2000 (wie Anm. 54) hat ihre Aufmerksamkeit auch auf die frühen Sammlerkreise gelenkt und im Gossembrot-Umkreis um 1455 nach frühen Rezipienten gesucht.

⁶⁰ JOACHIMSOHN, PAUL: Gossembrots Bibliothek. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 1894, S. 248-269, hier S. 252. Siehe auch SCHAEDLE, KARL: Sigismund Gossembrot. Ein Augsburger Kaufmann, Patrizier und Frühhumanist, Augsburg 1938.

tischen Kreis des 15. Jahrhunderts in Augsburg gelenkt.⁶¹ Um Gossembrot versammelte sich bis 1461 ein Kreis von Gelehrten, die *Augsburger congregacio*,⁶² in der man sich – ähnlich der Situation der frühen Akademien des Quattrocento in Italien – dem Studium der antiken Kunst und Kultur widmete. Zu dieser Gruppe gehörten der Jurist und Stadtschreiber Valentin Eber, der Theologe Thomas Ödenhofer, Leonhard Gassel, Heinrich Lur, der Jurist Lorenz Blumenau von Dillingen, Ludwig Rad und Hieronymus Rotpeck, der Mönch Sigismund Meisterlin und der 1455 nach Augsburg gezogene Arzt Hermann Schedel (1410-1485),⁶³ der Oheim Hartmann Schedels.⁶⁴ Der Kreis der Humanisten wurde von kirchlicher Seite gestützt,⁶⁵ als Förderer der Augsburger Humanisten tat sich Petrus von Schaumberg (1388-1469; Bischof von Augsburg 1424, Kardinal 1439), der in Bologna studiert hatte und sich zeitweilig in Rom an der Kurie aufhielt, hervor.⁶⁶ Auch der Abt des Klosters St. Ulrich und Afra, Melchior von Stammheim (Bischof von

⁶¹ Auch wenn, wie A. SOTTILI 1996 (wie Anm. 51), S. 45f. es formulierte, die Welle des Humanismus die deutsche Kultur erst in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts erreichte – war doch bereits vor und um die Mitte des Jahrhunderts durch den Besuch der deutschen Gelehrten an den Universitäten in Italien nicht zu vermeiden gewesen, mit dem Humanismus in Italien in Berührung zu kommen. P. JOACHIMSOHN 1895 (wie Anm. 2) lässt den Humanismus mit Gossembrot und Meisterlin beginnen; vgl. auch D. WEBER 1984 (wie Anm. 2), S. 36.

⁶² Zu der Gruppe siehe auch HERRAD SPILLING: Handschriften des Augsburger Humanistenkreises. In: Renaissance- und Humanistenhandschriften, hg. von Johanne Autenrieth u. a. [Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 13], München 1988. S. 76; WORSTBROCK, FRANZ J.: Imitatio in Augsburg. Zur Physiognomie des deutschen Frühhumanismus, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, 129 (2000), S. 187-201, S. 190. Zusammenfassend immer noch WATTENBACH, WILHELM: Sigismund Gossembrot als Vorkämpfer der Humanisten und seine Gegner. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins XXV (1873), S. 36-69. und DERS.: Das Schriftwesen im Mittelalter, 2. Aufl. 1875. Gossembrot gab 1461 sein Bürgerrecht in Augsburg auf und zog nach Straßburg, wo er in das Johanniterkloster eintrat.

⁶³ 1455 kam Hermann Schedel, der am Hof des Bischofs Johann von Aich in Eichstätt gewesen ist und mit Enea Silvio Piccolomini enge Bekanntschaft geschlossen hatte, nach Augsburg. Siehe JOACHIMSOHN 1895 (wie Anm. 2), S. 17f.

⁶⁴ JOACHIMSOHN 1895 (wie Anm. 2), S. 17ff. WORSTBROCK, FRANZ JOSEF: Frühhumanismus in Deutschland. In: Ausstellungskatalog: Von der Augsburger Bibelhandschrift zu Bertolt Brecht. Zeugnisse der deutschen Literatur aus der Staats- und Stadtbibliothek und der Universitätsbibliothek Augsburg, 4. Oktober bis 10. November 1991, hg. v. Helmut Gier und Johannes Janota, Augsburg 1991, S. 166-174, hier S. 168.

⁶⁵ WORSTBROCK 1991 (wie Anm. 64), S. 169 stellt dar, dass es auch immer wieder zu Konflikten der Humanisten mit den Vertretern der Spätscholastik, insbesondere den Theologen kam.

⁶⁶ P. JOACHIMSOHN 1895 (wie Anm. 2), S. 20; R. PAWIS 1991 (wie Anm. 1), S. 57. H. SPILLING 1988 (wie Anm. 62), S. 72.

Augsburg 1458-1474) war wohl dem Humanistenkreis gegenüber positiv eingestellt.⁶⁷

Über die humanistischen Bestrebungen in der *Augsburger congregatio* sind wir insbesondere durch Briefe unterrichtet. Exerziert wurde die Panegyrik, rezipiert wurden neben den antiken Autoren die Schriften von Francesco Petrarca, Leonardo Bruni, Lorenzo Valla und Maffeo Vegio.⁶⁸ Im Humanistenkreis wurde offensichtlich das Schrifttum gepflegt und die Bibliophilie gefördert: Gossembrot besaß eine Bibliothek, in der er Abschriften der italienischen Humanisten Francesco Petrarca, Poggio Bracciolini, Guarino Guarini, Lorenzo Valla und Leonardo Bruni sammelte.⁶⁹ Doch nicht nur Texte der italienischen Humanisten wurden im Kreis Gossembrots rezipiert, sondern es kam auch zum Austausch mit Werken aus der Klosterbibliothek St. Ulrich und Afra,⁷⁰ die mit scholastischen Büchern und deutschsprachigen volksnahen Texten bestückt war.⁷¹ Die Buchproduktion nahm in Augsburg nicht nur im Kloster, sondern auch in den Kreisen der wohlhabenden Bürger stetig zu; auf Abt Melchior von Stammheims humanistische Bestrebungen ist wohl zurückzuführen, dass 1472 die erste Druckerei Augsburgs unter Leitung Günther Zainers und unter Mitwirkung Johann Bäumlers und Anton Sorgs im Kloster in Betrieb genommen wurde.

Mit diesen Beobachtungen wird deutlich, dass in die humanistischen Bestrebungen in Gossembrots Umkreis nicht nur der Kreis der humanistisch interessierten Bürger, sondern auch Mitglieder des Klosters St. Ulrich und Afra eingebunden

⁶⁷ Diese Annahme auch bei M. HERMANN 2000 (wie Anm. 54), S. 20. Dass hier Beziehungen bestanden, ist bereits durch die Tatsache ersichtlich, dass Gossembrot Meisterlin mit der Stadtchronik beauftragte. Einen solchen Auftrag hätte der Mönch sicher nur in Absprache mit dem Abt annehmen können. Zudem bestärkt das gute Verhältnis Schaumburgs zu Gossembrot diese Annahme.

⁶⁸ F. J. WORSTBROCK 2000 (wie Anm. 62), S. 190. P. JOACHIMSOHN 1894 (wie Anm. 60), S. 255 referiert eine Bemerkung in einem Basler Manuskript (O. I. 10), in der auf fol. 263r folgende Mitteilung zu lesen ist: „Correctus is liber per expertissimum Sigismundum Münsterlin et me in rure achademico anno 1459 mensis octobr(ibus) die 4. jovis.“ Er lokalisiert die *academia* in Obermeutlingen bei Augsburg. Meisterlin kam, so Joachimsohn, 1459 von einem Studienaufenthalt in Padua zurück, wo er wohl Bekanntschaft mit dem Paduaner Gelehrtenkreis um Giovanni Marcanova gemacht haben könnte.

⁶⁹ Zu Gossembrots Bibliothek siehe K. SCHAEDEL 1938 (wie Anm. 60).

⁷⁰ AUGUSTYN, WOLFGANG: Zur Gleichzeitigkeit von Handschrift und Buchdruck in Deutschland – Versuch einer Skizze aus kunsthistorischer Sicht, in: Die Gleichzeitigkeit von Handschrift und Buchdruck, hg. v. Gerd Dicke und Klaus Grubmüller [Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 16], Wiesbaden 2003, S. 5-47, hier S. 8, Anm. 11. Augustyn hat wiederholt darauf hingewiesen, dass sich Laien oft Bildmaterial aus Klosterbibliotheken borgten und dies für St. Ulrich und Afra belegt sei.

⁷¹ Zu der Klosterbibliothek siehe SCHMIDT, ROLF: Reichenau und St. Gallen. Ihre literarische Überlieferung zur Zeit des Klosterhumanismus in St. Ulrich und Afra zu Augsburg um 1500 [Vorträge und Forschungen, hg. vom Konstanzer Arbeitskreis für Mittelalterliche Geschichte, Sonderband 33] Sigmaringen 1985, S. 50f., S. 56-65, S. 71-85.

werden müssen. Die guten Beziehungen zum Kloster sind vor allem durch einen Auftrag Gossembrots belegt. 1455 betraute Sigismund Gossembrot den Mönch des Klosters St. Ulrich und Afra, Sigismund Meisterlin (1435-1479), mit der Aufgabe, eine Geschichte der Stadt Augsburg zu verfassen.⁷² Meisterlin vollendete im Juni 1456 seinen in lateinischer Sprache abgefassten Text, die „Chronographia Augustensium“ und legte im Januar 1457 eine deutsche Fassung vor.

Dieser Auftrag sei aber hier nicht nur deswegen erwähnt, weil es von den Beziehungen zwischen Gossembrot und Meisterlin und somit von den Beziehungen zwischen Kloster und Bürgern zeugt, sondern weil auch Hektor Müllich hier eine Rolle einnimmt: Nach der Fertigstellung der deutschen Fassung betraute Gossembrot Hektor Müllich mit der Aufgabe, Sigismund Meisterlin den vereinbarten Lohn für das Werk zu überbringen.⁷³

Dass Müllich aber nicht nur finanzieller Geschäfte wegen mit Gossembrot und Meisterlin verbunden war, zeigt sich daran, dass er die von Meisterlin übersetzte Fassung der für den Rat der Stadt verfassten Stadtgeschichte zusammen mit seinem Bruder kurz nach deren Fertigstellung abschrieb.⁷⁴ Georg Müllich ließ seine Abschrift von einem Illustrator bebildern,⁷⁵ Hektor hingegen illustrierte seine Abschrift ebenso wie den Alexanderroman eigenhändig mit einer Folge von Bildern.⁷⁶

Mit diesem Zeugnis und den Abschriften der Meisterlin-Chronik durch die Müllich-Brüder ist bewiesen, dass die Müllichs in das Geflecht der Verbindungen im Umkreis der *Augsburger congregatio* einbezogen werden können, da sie offenbar nicht nur zu Sigismund Gossembrot, sondern auch zu Sigismund Meisterlin und dem Kloster Verbindungen hatten, denn nur über diese konnten sie in so kurzer Zeit an die Vorlage des Textes gelangen.

Ausgeschlossen ist nicht, dass die gute Beziehung zwischen Hektor Müllich und Sigismund Gossembrot nicht erst seit 1457, sondern bereits vorher bestand – im Gegenteil: mit der Abschrift des Alexanderromans durch die Müllich-Brüder ist

⁷² Zum Auftrag des Rates, insbesondere Sigismund Gossembrots an Meisterlin und zur Entstehung der Stadtchronik siehe P. JOACHIMSOHN 1895 (wie Anm. 2) S. 21ff. und S. 65ff.; ebenso D. WEBER 1984 (wie Anm. 2), S. 36.

⁷³ P. JOACHIMSOHN 1895 (wie Anm. 2), S. 66. D. WEBER 1984 (wie Anm. 2), S. 43. Siehe auch LIEBEL, ULLA: Georg Müllichs Meisterlinchronik von 1457. Eine Handschrift der Württembergischen Landesbibliothek (HB V 52) Magisterarbeit, Eberhard-Karls-Universität Tübingen, 2 Bde. 1996 (n. publ.), Bd. 1, S. 23, Anm. 77 (am 12. Februar 1457 erhielt Meisterlin 30 Gulden Rheinisch für die Stadtchronik).

⁷⁴ Sigismund Meisterlin übergab sein in lateinischer Sprache geschriebenes Werk, die „Chronographia Augustensium“ am 20. Juni 1456 dem Rat; auf Bitten desselben legte er am 4. Januar 1457 eine deutsche Übersetzung vor. Siehe P. JOACHIMSOHN 1895 (wie Anm. 2), S. 21ff. und S. 65f. Siehe auch KdIH Bd. 3, 2, S. 138ff.

⁷⁵ Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, HBV 52.

⁷⁶ Staats- und Stadtbibliothek, 2° Cod. Halder 1.

ein Indiz gegeben, eine Verbindung zum Kloster bereits Jahre vorher anzunehmen und nachzuvollziehen, wie die Beziehungen zwischen Bürgern und dem Kloster zustande kamen.

Wie Hektor Müllich an den Text des Alexanderromans gelangte, ist in der Forschung bisher nicht geklärt worden. Es gibt jedoch einen Hinweis darauf, dass Hektor Müllich über Verbindungen zum Kloster St. Ulrich und Afra daran gekommen ist. Der Münchener Codex Cgm 581 weist eine Verwandtschaft mit einer 1454 entstandenen Abschrift in St. Gallen (Cod. 625) auf, die als früheste Abschrift von Hartliebs Text gilt, jedoch nicht illustriert war.⁷⁷ Durch die enge Verbindung der Handschrift Cgm 581 zu der St. Gallener Handschrift, die von Albrecht III. in Auftrag gegeben wurde, ergibt sich eine Verbindungslinie von Albrechts Hof und Hartlieb zu Augsburg und zu Hektor Müllich. Eine von Rudolf Lechner-Petri vorgeschlagene direkte Rezeption, das heißt die These, dass Hektor Müllich den Alexanderroman von Albrecht III. zur Verfügung gestellt bekam oder gar von Albrecht III. beauftragt wurde, Illustrationen zu dem Text zu besorgen,⁷⁸ erscheint mir jedoch unmöglich. Vielmehr könnte die Spur, die Reinhard Pawis angab, zu verfolgen sein, nach der die Verbindungen vom Hof Albrechts III. nach Augsburg über das Kloster Tegernsee führen. Reinhard Pawis ging dem Weg des 1454 entstandenen St. Gallener Codex' nach, dessen Wortlaut sich mit Cgm 581 deckt und der von Albrecht III. in Auftrag gegeben wurde. Dieser Codex lässt sich mit der Person Johannes Frauendorfers und dem Kloster Tegernsee verknüpfen.⁷⁹ Dieses Kloster war wiederum nicht nur eng mit dem Hof Albrechts III. verbunden, sondern von hier gingen auch Bestrebungen der Melker Reformbewegung im Süden Deutschlands aus, die in mehreren Wellen auch Augsburg, insbesondere das Kloster St. Ulrich und Afra, erreichten. Es kam in dieser Zeit zu einem Austausch zwischen dem Kloster Tegernsee und den Mitgliedern des Konvents von St. Ulrich und Afra und offenbar auch zu einem Austausch von Informationen über die Klosterbibliothek. So hat der Berufsschreiber Hainrich Molitor, der bereits 1440 für St. Ulrich und Afra tätig war, 1448 und 1451 für das Kloster Te-

⁷⁷ R. LECHNER-PETRI 1980 (wie Anm. 1), S. 33; R. PAWIS 1991 (wie Anm. 1), S. 14f., S. 19ff., S. 36ff.

⁷⁸ Diese Möglichkeit deutet LECHNER-PETRI 1980 (wie Anm. 1), S. 33 an. PAWIS 1991 (wie Anm. 1), S. 38 und S. 41 spricht sich dafür aus, dass nicht der St. Gallener Codex die Quelle für Cgm 581 war, sondern noch mit verlorenen Überlieferungen zu rechnen ist.

⁷⁹ R. PAWIS 1991 (wie Anm. 1), S. 14f. Er zitiert das beschreibende Verzeichnis der Handschrift aus den Jahren 1755-59 (S. 15): „Codex iste in 4to membr. Elegantissime et principalioribus Litteris multo auro, cum variis coloribus fulgentibus ad artem exaratus est a Prenobili Viro Ioannem Frauendorffer de Tierenstein Austrico A° 1454 iussu et expensis Serenissimi D. Albrechti III., Comis Palatini et Ducis Bavariae. Ita enim legitur in ultimo Libri huius folio“.

gernsee gearbeitet.⁸⁰ Es scheint, als ob zu dieser Zeit und im Zuge der Reformbewegung und der damit einhergehenden Entfaltung des „scholastischen Humanismus“, wie ihn Joachimsohn nannte,⁸¹ auch versucht wurde, die Verbindung zu den Bürgern herzustellen, die die Reformen unterstützen sollten. Dieses Bestreben löste wohl auch die Aktivität im Kloster aus, deutschsprachige (volksnahe) Texte zu verfassen: die früheste in Augsburg entstandene Fassung ist die 1454 im Kloster St. Ulrich und Afra entstandene Ulrichsvita. Es scheint, dass in dieser Zeit um die Jahrhundertmitte auch die Beziehungen zu den Augsburger Bürgern gesucht wurden und sich dadurch eine besonders enge Verbindung zwischen dem Kloster und den Bürgern der Stadt ausbildete. Bei all diesen Bestrebungen scheint Meisterlin auch eine große Rolle gespielt zu haben, denn er hatte nicht nur Kontakte zu den Augsburger Bürgern, sondern auch zum Kloster Tegernsee.⁸²

Wie bereits erwähnt, müssen auch Hektor und sein Bruder Georg Müllich in dieses Geflecht eingebunden gewesen sein, denn ihre Abschriften und Illustrationen bezeugen, dass sie ziemlich schnell an die Bücher, die in St. Ulrich und Afra waren, gelangt waren. Hektor Müllich schrieb den Alexanderroman noch in dem Jahr ab, in dem der St. Gallener Codex fertiggestellt wurde, und auch die Stadtchronik musste er, ebenso wie sein Bruder bereits binnen kürzester Zeit nach der Fertigstellung der deutschen Fassung vorliegen gehabt haben. Auch die 1454 entstandene deutsche Fassung der Ulrichsvita ist Müllich nicht entgangen: es lässt sich belegen, dass er einige Bilder dieser Handschrift als Vorbilder für seine Illustrationen der Stadtchronik verwendete.⁸³ An diese könnte Hektor Müllich ebenfalls über Meisterlin gelangt sein, denn Meisterlin hat sich in seiner Stadtchronik den Passagen der deutschen Ulrichsvita von 1454 bedient und diese eingebaut.⁸⁴ Bedenkt man, dass es einen Austausch von Büchern in Augsburg gegeben haben muss, so ist keineswegs verwunderlich, dass Hektor Müllich, der gute Kontakte zu Meisterlin und zum Kloster St. Ulrich und Afra gehabt haben dürfte, aus dieser Handschrift die Bildvorlagen für seine Stadtchronik entnehmen konnte.

Mit diesen Beobachtungen kann das Umfeld erfasst werden, in das Hektor Müllich, die Humanisten um Sigismund Gossembrot und die Mitglieder des Klosters eingebunden waren.

⁸⁰ E. W. BREDT 1900 (wie Anm. 2), S. 64ff. J. WILHELM 1983 (wie Anm. 14), S. 530ff.

⁸¹ P. JOACHIMSOHN 1895 (wie Anm. 2), S. 60. Siehe auch R. SCHMIDT (wie Anm. 71), 1985, S. 15f

⁸² R. PAWIS 1991 (wie Anm. 1), S. 59. Siehe auch REDLICH, VIRGIL: Tegernsee und die deutsche Geistesgeschichte im 15. Jahrhundert, München 1931.

⁸³ Die Verbindung ist bisher m.W. nicht bemerkt worden, bei näherer Betrachtung wird sichtbar, dass Hektor Müllich einige Anregungen dem Cgm 751 entnahm. Vgl. KdiH Bd. 3, 2, S. 165.

⁸⁴ A. HIRSCH 1915 (wie Anm. 12), S. 130ff.

Somit wird auch verständlich, wie Vorlagen in diesen Kreisen zirkulieren konnten. Wenn demnach Ulrich Gossembrot Medaillen an seinen Vater schickte, so hat die Kunde über solche Objekte nicht nur ihn selbst, sondern auch einen breiten anderweitigen Adressatenkreis erreicht.

Die Akademien in Italien und der Kreis der *Augsburger congregacio*

Dass vermutlich Ulrich Gossembrot derjenige war, der Pisanellos Medaillen nach Augsburg schickte, ist bereits erörtert worden. Doch wie gelangte er an die Objekte und welchen Umständen sind die Impulse zu verdanken, die den Augsburger Kreis um Sigismund Gossembrot zu humanistischen Bestrebungen leiteten?

Wie Franz Josef Worstbrock formulierte, ist es wohl den humanistischen Bestrebungen des Aenea Silvio Piccolomini (1405-1464), des Sekretärs Friedrichs III. (1415-1483) und späteren Papst Pius II. zu verdanken, dass sich in Deutschland die Gelehrtenkreise formierten und zunehmend Deutsche das Studium in Italien, vor allem in Padua aufnahmen, wie es auch Ulrich Gossembrot tat.⁸⁵ Doch ist diese Welle der humanistischen Bestrebungen in Augsburg bereits eine Auswirkung, deren Anfänge weiter zurückzuverfolgen sind.

Dass der Humanismus nicht plötzlich in Augsburg Einzug hielt, und dass er nicht erst über Gossembrots Sohn Ulrich nach Augsburg verpflanzt wurde, braucht nicht betont zu werden. Vielmehr ist auch die *Augsburger congregacio* wohl in einem Prozess entstanden, der maßgeblich durch die Kontakte seiner Mitglieder beeinflusst wurde.

Schon nach der Krönung Kaiser Sigismunds gewann die Rolle der Humanisten wohl auch jenseits der Alpen zunehmend an Bedeutung. Sigismunds Berater war kein anderer als der an der Paduaner Universität lehrende Humanist Pier Paolo Vergerio,⁸⁶ Cyriacus von Ancona übernahm die Rolle des Cicerone und führte den Luxemburger anlässlich der Krönungsfeierlichkeiten durch Rom.⁸⁷ Bereits Ende der 30er Jahre wurden deutsche Gelehrte an den Universitäten in Bologna und

⁸⁵ Zum „Frühhumanismus in Deutschland“ und zur Rolle des Aenea Silvio Piccolomini siehe F. J. WORSTBROCK 1991 (wie Anm. 64), S. 166ff. Zu den Studierenden in Italien siehe A. SOTTILI 1996 (wie Anm. 51).

⁸⁶ Vergerio war ab 1417 Sekretär des Kaisers. Zu Vergerio siehe BISCHOFF, CONRAD: Studien zu P. P. Vergerio dem Älteren [Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte Heft 15], Berlin/Leipzig 1909.

⁸⁷ Siehe GREGOROVIVUS, FERDINAND: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, 4 Bde., München 1978, Bd. III, Kap. XIII, 2. MEHUS, LAURENTIUS: Kiriaci Anconitani itinerarium ex bibliothecae baronis Philippi Stosch, Florentiae 1742, hier insbes. S. 18. Zu Cyriacus von Ancona kürzlich erschienen: BODNAR, EDWARD W. / FOSS, CLIVE (HG.): Cyriac of Ancona. Later Travels [The I Tatti Renaissance Library, Band 10], Cambridge/London 2004.

Padua zu Mediziner und Juristen ausgebildet; In Padua studierten 1439 Hermann Schedel (1410-1485) und 1446/47 Lorenz Blumenau, desgleichen der weit gereiste Humanist Peter Luder, der mit dem Augsburger Stadtschreiber Valentin Eber befreundet war.⁸⁸ In Bologna hatte vor 1439 Peter Schaumburg (1424-1469) studiert; auch Lorenz Blumenau studierte hier 1446/47.

Doch neben den Universitätsstädten Italiens, die regen Zulauf auch von Studenten aus Ländern jenseits der Alpen hatten, bildeten sich um einige Humanisten kleinere und größere Kreise, die so genannten Akademien aus, deren Mitglieder stetig wechselten und mit den Mitgliedern anderer Kreise in Kontakt kamen. So fand ein reger Austausch von humanistischen Ideen und Interessen auch über größere Entfernungen statt. Eine solche Akademie war die Akademie Guarino Guarinis (1374-1460) in Ferrara.⁸⁹ Guarinos Humanistenkreis in Ferrara sei hier nicht nur deshalb erwähnt, weil Ulrich Gossembrot 1458 hier verkehrte,⁹⁰ sondern weil hier die Verbindungen zu Pisanello nachvollzogen werden können. Pisanello hielt sich 1438 in Ferrara, dann in Mantua und wieder in Ferrara am Hof Leonello d'Estes auf und ging 1444 nach Neapel. Pisanellos Aufträge an den Höfen in Mantua, Ferrara und Neapel hingen einerseits mit den Verwandtschaftsbeziehungen der Höfe zusammen (waren doch die Este mit den Malatesta, Gonzaga und von Aragon verheiratet und verschwägert), andererseits mochten wohl auch die Humanisten den Ruhm des Malers gemehrt haben. Pisanello war an den Höfen in

⁸⁸ Peter Luder hatte sich 1430/31 in Heidelberg immatrikuliert, ging 1433 nach Italien wo er in Padua studierte, er war 1434 in Rom, in Venedig und bereiste die Adria (gelangte nach Albanien, Makedonien, Griechenland) und gelangte Ende der 30er Jahre nach Ferrara, wo er bei Guarino hörte und wohl auch zu seiner Akademie gehörte. 1445 kann man Luder im engen Kreis des Venezianischen Dogen Francesco Foscari (einem Freund Guarinos) orten. In den 1450er Jahren hat Luder wieder in Padua studiert und kehrte nach Deutschland zurück, wo er an den Universitäten Erfurt und Leipzig lehrte. Zur Vita Luders siehe WATTENBACH, WILHELM: Peter Luder's Lobrede auf Pfalzgraf Friedrich den Siegreichen. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins XXIII (1871), S. 21-38. Wattenbach konnte sich bei seinen Recherchen auf einen in der ÖNB aufbewahrten Codex (Lat. 3244) stützen. Hinweise zum Leben und zum Studium Luders entnahm ich einem Vortrag Veit Probsts, der in seiner Antrittsrede als Direktor der Bibliothek der Universität Heidelberg „Luders Karriereversuch am Heidelberger Hof und der Universität 1456-1460“ eingehend betrachtete [online-veröffentlicht durch die Pressestelle der Universität Heidelberg]. Zu Luder siehe auch F. J. WORSTBROCK 1991 (wie Anm. 64), S. 168. Zu Luders Freundschaft mit Valentin Eber vgl. W. WATTENBACH 1873 (wie Anm. 62), S. 57.

⁸⁹ Zur Vita und zur Schule Guarino Guarinis siehe SABBADINI, REMIGIO: Guariniana, Neudruck der Auflage 1891 Torino 1964; des Weiteren u. a. PRETE, SESTO: Humanismus und Humanisten am Fürstenhofe der Este in Ferrara während des XV. Jahrhunderts. In: Arcadia 2 (1967), S. 125-138. Über Guarino am Hof Leonellos siehe TISSONI BENVENUTI, ANTONIA: Guarino, i suoi libri, e le letture della corte Estense. In: Ausstellungskatalog: Le muse e il principe 1991 (wie Anm. 43), Bd. 1 (Saggi), S. 63-82.

⁹⁰ A. SOTTILI 1996 (wie Anm. 51), S. 55f, insbes. Anm. 80ff.

Kontakt mit den Humanisten um Guarino, Bartolomeo Facio (1400-1457) und Porcellio Porcelli gekommen, bei denen er großes Lob ob seiner Fähigkeiten erntete.⁹¹ Guarino Veronese lernte Pisanello in Ferrara kennen, ebenfalls dort dürfte er mit einem größeren Humanistenkreis bekannt gewesen sein. Am Hof Leonellos hielt sich Angelo Decembrio auf, den Leonello d'Este an seinen Hof berief, als sich Pisanello bereits als Hofkünstler etablierte. Durch Guarinos Lehrer Vittorino da Feltre (1379-1446), der bei den Visconti in Mailand angestellt war, kam wohl auch die Bekanntschaft mit Pier Candido Decembrio (1392-1477) zustande, dem zu Ehren Pisanello eine Medaille schuf.⁹² Bartolomeo Facio war ein Schüler Guarinos,⁹³ ihn mochte Pisanello wohl bereits in Ferrara, spätestens aber am Hof von Aragon kennen gelernt haben, ebenfalls den Humanisten Porcellio Porcelli. Ersterer würdigte Pisanello in seinem Werk *Viris illustribus*, letzterer lobte ihn in seinen Gedichten.⁹⁴ Pisanellos Ruhm breitete sich in den Humanistenkreisen rasch aus und es ist anzunehmen, dass auch die deutschen Humanisten über ihre Aufenthalte nach Italien mit dem Ruhm des Malers konfrontiert wurden und dass sich die Kenntnis über die Werke Pisanellos über sie bis nach Deutschland bereits vor Ulrich Gossembrots Aufenthalt bei Guarino verbreitet hat.⁹⁵ Als einer von ihnen kommt Johannes Roth in Frage, der bei Guarino und Lorenzo Valla studierte, mit Poggio Bracciolini freundschaftlich verbunden war, als Sekretär im Dienst des Königs Ladislaus Postumus diplomatischen Tätigkeiten nachging und schließlich Rektor in Padua war, als Ulrich Gossembrot studierte.⁹⁶

⁹¹ Siehe Ausstellungskatalog Pisanello Verona 1996 (wie Anm. 42), S. 13 und L'opera completa del Pisanello 1972 (wie Anm. 42), S. 9f. Zu Guarinos Verbindung mit Pisanello siehe BAXANDALL, MICHAEL: Giotto and the Orators. Humanist observers of painting in Italy and the discovery of pictorial composition 1350-1450, Oxford 1971, S. 78-98.

⁹² Erhalten sind die Medaillen Pisanellos von Vittorino da Feltre (1446/47) und von Pier Candido Decembrio (1448). Siehe G. F. HILL 1930 (wie Anm. 42); L'opera completa del Pisanello 1972 (wie Anm. 42), Nr. 113 (V. da Feltre) und 117 (P. C. Decembrio). G. DE LORENZI 1983 (wie Anm. 42), Nr. 14 und 15 (V. da Feltre). Siehe auch TRENTI ANTONELLI, MARIA GRAZIA: Il ruolo della medaglia nella cultura umanistica. In: Ausstellungskatalog Le Muse e il Principe (wie Anm. 43), Bd. 1 (Saggi), S. 25-35, insbes. S. 27 und WADDINGTON, RAYMOND: Pisanello's Paragoni. In: Perspectives on the Renaissance Medal, hg. v. Stephen K. Scher, New York/London 2000, S. 27-45, insbes. S. 29.

⁹³ Zu Facio siehe PAUL O. KRISTELLER: The Humanist Bartolomeo Facio and his unknown correspondence. In: From the Renaissance to the Counter-Reformation. Essays in Honour of Garrett Mattingly, ed. by Charles H. Carter, New York 1965, S. 56-74.

⁹⁴ Zu den Lobgedichten siehe Ausstellungskatalog Pisanello Verona 1996 (wie Anm. 42), S. 13. Weitere Lobgedichte auf Pisanello sind abgedruckt in: L'opera completa del Pisanello 1976 (wie Anm. 42), S. 9f.

⁹⁵ M. G. TRENTI ANTONELLI 1991 (wie Anm. 92), S. 27 bemerkt mit Verweis auf Venturi 1896: „...fu merito grande del Pisanello, che gli fu riconosciuto da tutto il mondo umanistico contemporaneo.“

⁹⁶ A. SOTTILI 1996 (wie Anm. 51), S. 49ff.

Der humanistische Hintergrund des Alexander-Romans und seine städtische Kontextualisierung

Mit der Erwähnung der humanistischen Kreise in Italien soll an dieser Stelle auf die Bedeutung des Alexanderromans eingegangen werden. Obwohl die Figur Alexanders während des Mittelalters in Dichtungen, Epen und Prosa die Autoren beschäftigte und der Alexanderstoff seit der Antike stets auch im höfischen Kontext rezipiert wurde,⁹⁷ sei hier nur darauf verwiesen, dass in den Humanistenkreisen im Quattrocento die Vita Alexanders des Großen eine Bedeutung hatte der Makedonenkönig und um die Mitte des 15. Jahrhunderts als Exemplum an den Höfen in Italien rezipiert wurde. Bereits Petrarca hat in seinen *Viris illustribus* Alexander dem Großen einen Platz in der Reihe der berühmten Helden eingeräumt. Pier Paolo Vergerio Kaiser widmete seinerzeit König Sigismund eine Arrian-Übersetzung,⁹⁸ ihm eiferte Enea Silvio Piccolomini nach, der Alfonso d'Aragon eine Arrian-Übersetzung widmete.⁹⁹ Auch in Burgund war Alexander der Große in die Herrscherikonographie integriert worden und mit Hartliebs Roman haben wir auch in Deutschland eine Alexanderrezeption als Fürstenspiegel vorliegen.¹⁰⁰ Dass der Alexanderroman in Augsburg rezipiert wurde, erklärt sich wohl aus der Bedeutung des Exempels heraus,¹⁰¹ ist aber wohl auch mit den humanistischen Bestrebungen in Augsburg in Verbindung zu bringen.

Die Humanisten in Augsburg griffen nach dem Vorbild ihrer italienischen Kollegen die Panegyrik auf, wie uns ein Brief des Arztes Hermann Schedel an Gos-

⁹⁷ D. J. A. ROSS 1971 (wie Anm. 2); DERS.: *Studies in the Alexander Romance*, London 1985. AERTS, WILLEM J./HERMANN, J. M. M./VISSER, E. (HG.): *Alexander the Great in the Middle Ages. Ten Studies on the last days of Alexander in Literary and Historical writing* [Mediaevalia Groningana, 1], Nijmegen 1978. CARY, GEORGE: *The mediaeval Alexander*, Cambridge 1956. COLLN, JAN/FRIEDE, SUSANNE/WULFRAM, HARTMUT (HG.): *Alexanderdichtung im Mittelalter. Kulturelle Selbstbestimmung im Kontext literarischer Beziehungen*, Göttingen 2000. EHLERT, TRUDE: *Deutschsprachige Alexanderdichtung des Mittelalters. Zum Verhältnis von Literatur und Geschichte* [Europäische Hochschulschriften, Reihe I, Band 1174], Frankfurt a. M./Bern/New York/Paris 1989. MÖLK, ULRICH (HG.): *Herrschaft, Ideologie & Geschichtskonzeption in Alexanderdichtungen des Mittelalters* [Veröffentl. aus dem Göttinger SFB 529, Serie A], Göttingen 2002. STOROST, JOACHIM: *Studien zur Alexandersage in der älteren italienischen Literatur. Untersuchungen und Texte* [Romanistische Arbeiten, 23], Halle 1935.

⁹⁸ Der Widmungsbrief ist nicht datiert, siehe C. BISCHOFF 1909 (wie Anm. 86), S. 22f.

⁹⁹ *Bibliotheca Apostolica Vaticana, Cod. Urb. Lat. 415.*

¹⁰⁰ L. SELÁF 1999 (wie Anm. 45), S. 95-122.

¹⁰¹ Hartliebs Intention war es, wie er im Vorwort schildert, dem Fürsten vor Augen zu führen, was dem gemeinen Nutzen dient, damit sie erkennen was gut und was schlecht sei, dass sie das Gute nachahmen und das Schlechte meiden sollten. Diese Zielsetzung mochte wohl die Rezeption in Augsburg im städtischen Kontext erleichtern. Auf diesen Kontext kann hier jedoch nicht eingegangen werden.

sembrot aus dem Jahre 1458 beweist. Hier werden die Aufgaben des Bürgermeisters in den Kontext antiker Herrscherikonographie eingepasst und mit antikem Vokabular dargelegt.¹⁰² Schedel rühmt einige Tugenden Gossembrots, in denen er antiken Personen gleichkommt: *prudentia, fides, diligentia, integritas, sapientia, litterarum studia*. Er greift mit diesen Formeln auf eine in der Renaissance verbreitete Forderung der Humanisten im Quattrocento zurück, wonach ein Princeps dem Beispiel großer Feldherren folgen, aber auch selbst gebildet sein sollte. Das Ideal des Princeps ist das des *Vir fortis et sapientis* – bei Schedel heißt es dementsprechend an Gossembrot gerichtet: „ut fortes et sapientes viros imitateris“.¹⁰³ In dieses Idealbild passte die Alexanderikonographie gut hinein, da dem großen Feldherrn und Eroberer auch Wissensdurst und Weisheit nachgesagt wurde, die in der humanistischen Literatur besonders betont wird. Somit ist wohl die Verbreitung des Alexanderromans in Augsburg nicht nur der deutschsprachigen Fassung (als volksnaher Text) Hartliebs zu verdanken, sondern der Gesinnung der Zeit geschuldet, sich mit dem Besitz eines Textes über Alexanders Taten dem großen Feldherrn geistig anzunähern.

Inwiefern der humanistische Interessenhorizont in Mülchs Zyklus greifbar ist und Mülch somit neben seiner Kompilatorentätigkeit mit dem Bebildern des Alexanderromans ein bewusstes Handeln im humanistischen Sinn unterstellt werden kann, wäre eine eigene Untersuchung wert.¹⁰⁴

Es sei hier darauf verwiesen, dass Ansätze, an Helden der Antike anzuknüpfen und damit humanistische Vorbilder in Italien zu evozieren, in Augsburg bereits zu Zeiten des Bürgermeisters Peter Egens greifbar werden. Der Herrscher und mehrmalige Bürgermeister Peter Egen wurde 1442 von König Friedrich, dem späteren Kaiser geadelt, worauf er sich von Argun nannte.¹⁰⁵ Die Wahl des Namens weist schon auf den Zusammenhang mit der Trojalegende hin. Peter Egen wollte den Trojakult in Augsburg kultivieren und bestellte beim Geistlichen Küchlin noch vor 1442 eine Gründungsgeschichte der Stadt Augsburg, die ihm dieser in einer Reimchronik vorlegte, in welcher nicht nur die Wurzeln der Stadt

¹⁰² München, BSB, Clm 224, fol. 94. Abgedruckt in: Hermann Schedels Briefwechsel (1452–1478), hg. v. Paul Jochimsohn [Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart CXCVI], Tübingen 1893, S. 12–15.

¹⁰³ Ibidem, S. 14. Zu dem Herrscherideal siehe BRINK, CLAUDIA: Arte et Marte. Kriegskunst und Kunstliebe im Herrscherbild des 15. und 16. Jahrhunderts in Italien, München/Berlin 2000.

¹⁰⁴ P. JOACHIMSOHN 1895 (wie Anm. 2), S. 81 sprach Mülch ein humanistisches Interesse ab. Diese Aussage kann jedoch bereits durch die Beobachtung entkräftet werden, dass Hektor Mülch – wie in der Ägypten-Szene bemerkt – in seinem Alexanderroman Augsburger Kulissen einfügt und den Text somit in einem städtischen Kontext interpretiert. Eindeutig ist in Mülchs Bildern eine didaktische Absicht und politische Aussagen erkennbar, die hier auszuführen den Rahmen der Untersuchungen sprengen würde.

¹⁰⁵ Siehe die Bemerkungen von Frensdorf in StChr., Augsburg, Bd. 2, S. 396.

auf die Trojanersage zurückgeführt werden, sondern in dem auch die Panegyrik auf die Person des Bürgermeisters nicht fehlt.¹⁰⁶ Bereits dieser Schritt ist als humanistische Bestrebung zu werten, insbesondere vor dem Hintergrund der Nobilitierung, die Peter Egen ja mit diesem Auftrag bekräftigte. Damit war er seiner Zeit gemäß, in der in Italien die Nobilitierung von Bürgern und Feldherren zu Fürsten und Príncipes ebenfalls im Kontext des Vergleichs mit antiken Helden und durch Rückführung der Wurzeln in antike Zeiten vorgenommen wurde. Dass Sigismund Gossembrot dann Meisterlin beauftragte, eine neue Geschichte der Stadt zu schreiben – in der übrigens Meisterlin dem von Kúchlin erfundenen Stammbaum widerspricht und die Gründung der Stadt nicht auf Troja, sondern in weite Vorzeiten legt –, zeugt davon, dass die Texte in einem humanistisch-politischen Kontext gesehen werden müssen.

Betrachtet man zusammenfassend die humanistischen Bestrebungen und Diffusionen zwischen Italien und Deutschland seit der Zeit der Konzilien und beachtet man insbesondere die Tatsache, dass bereits Ende der 30er Jahre deutsche Humanisten in Padua studierten und mit den Akademien in Berührung kamen, so ist ersichtlich, wie komplex der Wirkungskreis ist, in dem die Rezeption der Pisanello-Medaillen verortet werden kann. Daher erscheint es nicht unmöglich, dass die Medaillen Pisanellos bereits um 1450, ja sogar bereits kurz nach ihrer Entstehung in den späteren 1440er Jahren in Augsburg rezipiert wurden. In jedem Fall aber könnten die Medaillen, die Múlich für den Alexanderroman zum Vorbild nahm, über Ulrich Gossembrot, der seit 1453 in Padua studierte, nach Augsburg gelangt sein, wo sie nicht nur im Kreise der Humanisten, sondern auch im Kloster rezipiert wurden.

Zu den Beziehungen zwischen Illustratoren und Humanisten in Augsburg um 1450

Als letzte Bemerkung sei noch eine weitere Beobachtung in Zusammenhang mit dem Brief Ulrich Gossembrots erwähnt. Der Paduaner Student schickt die Pasten zwar seinem Vater, doch mit einem bestimmten Zweck, nämlich diese einem gewissen Maler Mang zu zeigen. Der Maler Hans Mang Schellenweg dürfte demnach direkter Rezipient solcher Medaillen gewesen sein. Nach unsere Betrachtungen um das Beziehungsgeflecht zwischen Kloster und Bürgern erstaunt es nicht zu erfahren, dass der Maler seit 1446 wiederholt auch für das Kloster St. Ulrich und Afra tätig war.¹⁰⁷ Wenn demnach neben Buchillustratoren wie Hektor Múlich auch

¹⁰⁶ Die Reimchronik abgedruckt in StChr., Augsburg, Bd. 1, S. 343-356. Zu Kúchlin siehe ebenda, S. 333-342 und zur Datierung S. 338.

¹⁰⁷ J. WILHELM 1983 (wie Anm. 14), S. 545ff. (Nr. 161)

Maler wie Hans Mang in Augsburg in den Kreis der Humanisten eingebunden werden können, liegt die Vermutung nahe, ob nicht auch im Kreise der Buchillustration und der Wandmalerei gegenseitige Befruchtungsprozesse stattfanden.

Ein Beispiel dafür, wie solche Befruchtungsprozesse durch die Verbindung von ikonographischer Tradition und Motivrezeption im Augsburger Illustratoren- und Malermilieu knüpfen lassen, ist am Bild des Antoniuszyklus angedeutet worden. Und es lässt sich auch ein weiteres Beispiel finden. In Mülchs Alexanderroman ist die Geburt Alexanders des Großen dargestellt (*Abb. 17*: Geburt Alexanders. München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 581, fol. 9v. [Foto BSB München]). Diese Szene erinnert an biblische Geburtszenen, insbesondere an die ikonographische Tradition der Geburt Johannes des Täufers. Doch kann an dieser Stelle auch eine Parallele zur Augsburger Wandmalerei gezogen werden: Johannes Wilhelm publizierte eine Nachzeichnung eines Wandgemäldes in der Ludwigstraße, welches eine badende Frau darstellt (*Abb. 18*: Badende Frau in einer Laube, Nachzeichnung eines ehem. Wandgemäldes aus der Augsburger Ludwigstraße 1 von J. Wilhelm [Johannes Wilhelm, Karlsruhe]). Die Komposition ist der in Mülchs Geburtszene frappierend ähnlich, zumal auch hier in der rechten Bildhälfte offenbar eine Stadtansicht wiedergegeben war.¹⁰⁸ Das Gemälde wird von Wilhelm aufgrund stilistischer Verwandtschaft mit Malereien in der Westkrypta des Domes zwischen 1470/80 – also in die Zeit, in der auch der Antoniuszyklus entstanden sein muss – datiert,¹⁰⁹ so dass auch hier die Vorbildhaftigkeit der Wandmalerei auf die Federzeichnung ausgeschlossen in diesem Fall ist; dennoch stellt sich die Frage, ob eine Rezeption vorliegt – möglicherweise gehen beide Bilder auf ein gemeinsames Vorbild zurück, denkbar ist jedoch ebenfalls, dass der Maler Mülchs Alexanderroman rezipierte.¹¹⁰

Wenn auch die direkte Bekanntschaft zwischen Illustratoren und Malern aufgrund noch nicht hinreichender Forschungen nicht erwiesen werden kann, so ist dennoch ein Ansatz zu weiteren Untersuchungen darüber gegeben, ob nicht gemeinsame Vorlagen im Humanistenkreis zirkulierten und ob nicht der Kreis der Humanisten und die damit verbundene Beziehung zum Kloster den Rahmen eines

¹⁰⁸ J. WILHELM 1983 (wie Anm. 14), Nr. 67.

¹⁰⁹ J. WILHELM 1983 (wie Anm. 14), S. 319; die Vergleiche unter den Nummern 52 und 54.

¹¹⁰ Mit dieser Bemerkung wird das Thema zum Umkreis der Illustratoren in Augsburg aufgegriffen. Es kann durch die Abhängigkeiten der nach 1450 bis 1480 in Augsburg entstandenen bebilderten Manuskripte, insbesondere der Heiligenviten, des Alexanderromans und der Stadtchronik verfolgt werden, dass die Illustrationszyklen rezipiert wurden und offenbar im Wirkungskreis der Augsburger Maler- und Illustratoren bekannt waren. Die konkrete Auseinandersetzung mit den Zyklen und den Abhängigkeiten ist ein Forschungskomplex innerhalb des Eingangs erwähnten Hauptprojektes.

regen Austausches zwischen Laienillustratoren, Illustratoren des Klosters und ausgebildeten Handwerkern im bürgerlichen Kreis bildete.

Fazit

Eindeutig kann mit der vorliegenden Untersuchung festgehalten werden, dass Hektor Müllich seine Bilder zum Alexanderzyklus zwar selbst erfand, innerhalb der Bildfindungen aber aus einem Fundus von bereits vorhandenen Motiven schöpfte und diese kompilierte. Seine Kompilatorentätigkeit führte ihn nicht weit aus Augsburg hinaus, Müllich hat sich auf der Suche nach Parallelen im jeweiligen Kontext der emotionalen Darstellungen sowohl bewährten Formeln traditioneller Ikonographien bedient als auch Vorbilder in der Wandmalerei, die zu seiner Zeit sichtbar war, gefunden. Auf einer anderen Ebene ist die Kompilation der Pisanello-Medaillen einzuordnen: es ist unklar, inwieweit der den Medaillen anhaftende humanistische Hintergrund Müllich zum Abmalen motivierte, offenbar ist aber, dass ihn hier der Trend erfasste – Pisanellos Medaillen scheinen im Kreis der Humanisten um Gossembrot *en vogue* gewesen zu sein. Da die Kopien der Medaillen zwar im Humanistenkreis zirkuliert haben mögen, doch sicher nicht vielen zugänglich waren, hat Hektor Müllich wohl durch das Abmalen dieser Medaillen auch seinen Anspruch, zu der erlesenen Gruppe der Rezipienten zu gehören, verbildlicht.

Doch hat Hektor Müllich mit seinen Bildern ungeahnt viel mehr getan. Er hat der Kunstwissenschaft ein Zeugnis der Pisanellorezeption in Augsburg hinterlassen – und damit für die Forschung die Erkenntnis geliefert, dass bereits vor der Etablierung der deutschen Schaumünze und der Rezeption italienischer Medaillen im Kreise der *Sodalitas litteraria Augustana* um Celtis und Peutinger, ja sogar noch vor der bisher bekannten frühesten Quelle von Rezeptionen solcher Medaillen im Gossembrot-Umkreis diese in Augsburg rezipiert wurden.

Weiterführend würde sich eine Untersuchung zu der Fragestellung lohnen, warum Hektor Müllich die Wandmalereien seiner Zeit und insbesondere die Motive aus Pisanellos Medaillen nur an den erwähnten Stellen kopierte. An diese Problematik schließt sich die Frage an, warum er einerseits zu mittelalterlichen Formeln griff und andererseits die Antike zum Vorbild nehmenden Objekte wie Pisanellos Medaillen rezipierte. Unklar bleibt, warum Müllich, der nach Pisanellos Vorbild nun erwiesenermaßen Darstellungen schreitender Pferde und de-Dos-Ansichten der Tiere kannte, diese nur in bestimmten Szenen kopierte und in anderen Szenen in eine ‚dilettantischere‘ Darstellung der Pferde verfiel.



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3



Abb. 4



Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10



Abb. 11

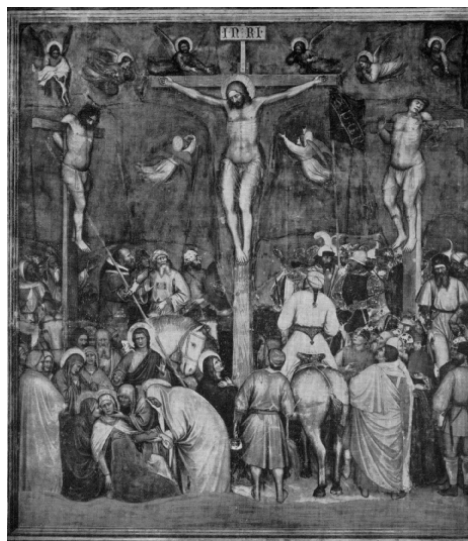


Abb. 12



Abb. 13



Abb. 14



Abb. 15



Abb. 16



Abb. 17

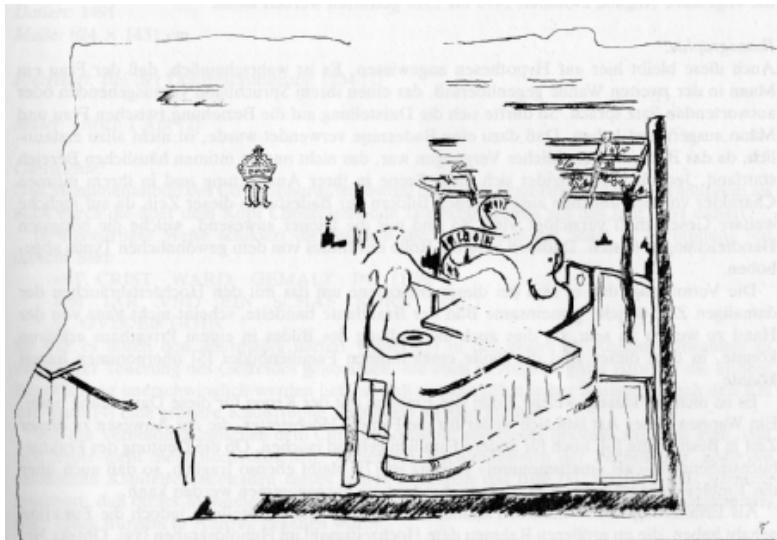


Abb. 18

Der konstruierte Kosmos universaler Ähnlichkeiten: Giovanni Battista Della Portas (1535-1615) Wissenschaft einer optischen Zwiesprache mit der Natur

Ulrike Ganz

In der modernen Anstrengung einer Entzifferung des Genoms lebt eine Denkkategorie weiter, deren Wurzeln sich bis in die Frühe Neuzeit verfolgen lassen: Die Metapher vom Buch der Natur und der Lesbarkeit seiner Phänomene. Einen selbstredend anders gearteten und doch intentional verwandten Dechiffrierungsversuch der Anatomie des Menschen und seiner Umwelt unternahm in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts der neapolitanische Universalgelehrte Giambattista della Porta (1535–1615). Mit seinen wissenschaftlich intendierten, reich illustrierten Schriften besonders zur Physiognomik und Phytognomik (Pflanzen-erkennung) legte er Leitfäden vor, wie dem baulichen Code des Universums auf die Spur zu kommen sei: Er beschrieb hier ein verborgenes, auf Analogie basierendes Formgesetz, das sich über die gesamte organische und anorganische Natur erstreckt: „Est quippe per similitudinem demonstrandi modus, quo saepissime summus rerum opifex divinas et occultas res solet patefacere, ut supremam idearam similitudinem referent“¹ heißt es in seiner Phytognomik. In der Natur finden sich demnach viele Ähnlichkeiten der Tiere, Pflanzen, Dinge und des Menschen untereinander, welche eine indexikalische Funktion für den sich die Natur dienstbar machenden Menschen haben. Diese Analogien sind – wie della Porta an anderer Stelle ausführt – von Gott gesetzte, visuell-chiffrierte Zeichen einer an den Menschen gerichteten Sprache.

Auf Umwegen wirkte diese diskursive Naturauffassung über die Wende zum 19. Jahrhundert hin bis in die Moderne weiter² – erinnert sei nur an Novalis' „große Chiffrenschrift“ „die man überall, auf Flügeln, Eierschalen, in Wolken, im Schnee, in Kristallen und Steinbildungen [...], in Feilspänen um den Magneten her und in sonderbaren Konjunktionen des Zufalls erblickt“³ oder an Goethes „Wilhelm Meister“ bzw. das Gespräch zwischen Montan und Wilhelm über Montans

¹ Giambattista della Porta: *Phytognomonica*, Neapel 1588, I, S. 17.

² Zum Zusammenhang des frühneuzeitlichen Analogiedenkens und der Signaturenlehre mit universalanalogischen Vorstellungen der Romantik siehe Barbara-Maria Stafford: *Visual Analogy. Consciousness as the art of connecting*, Cambridge/Mass. 1998; Friedrich Ohly: *Zur Signaturenlehre der Frühen Neuzeit*, Stuttgart/Leipzig 1999; Ulrich Gaier: *Naturzeichen von Paracelsus bis Novalis*, in: Gerhard von Graevenitz/Stefan Rieger et al. (Hg.): *Die Unvermeidlichkeit der Bilder*, Tübingen 2001, S. 117-133.

³ Novalis: *Werke*, hg. von Gerhard Schulz, München 1981, S. 95.

geologische Studien: „Der Freund“: „Was soll das nun zu diesen Felsen und Zacken? Wenn ich nun aber, versetzte jener, eben diese Spalten und Risse als Buchstaben behandelte [...] und fertig zu lesen suchte?“⁴

In den hier skizzierten Dechiffrierungsversuchen natürlicher Phänomene wird ein diskursives Natur- und Kulturverständnis greifbar: „Naturgegenstände sollen [...] dadurch verständlicher werden, dass man sie zur Schrift erklärt und so lesbar macht. Wie die bildwissenschaftliche Forschung angemahnt hat, reicht diese Diskursivierung des Kulturverständnisses letztlich bis in die Gegenwart: Umgekehrt proportional zum Vordringen der Bilder in die Alltagswelt traue man diesen viel zu selten eine eigene epistemische Dimension zu und betrachte sie oft nur als Illustration von Sprache.“⁵

Ganz in diesem Sinne wurden das Werk della Portas und die ihm verwandten Schriften der „Signaturenlehre“ bisher vorwiegend von philologischer Warte aus untersucht. Deshalb konnte leicht übersehen werden, dass della Portas Konzept sich zwar als sprachliches versteht, aber ganz wesentlich auf das Medium Bild setzt bzw. dass dieses sich letztlich *zwischen* den Medien von Sprache und Bild situiert. So nennt der Autor Ähnlichkeiten und Signaturen etwa „sprechende Gemälde“. Vor diesem Hintergrund sollen im Folgenden die Illustrationen der „Phytognomonica“ (1588) della Portas auf ihre wissensgenerierende Funktion hin untersucht werden.⁶ Im Besonderen geht es mir dabei um das bildtheoretische

⁴ Johann Wolfgang Goethe: Wilhelm Meisters Wanderjahre, hg. von Ernst Beutler, Zürich 1949, 1. Buch, 3. Kapitel, S. 40.

⁵ Siehe insbesondere die Einleitung zu Sybille Krämer/Horst Bredekamp: Bild – Schrift – Zahl, München 2003 („Kultur, Technik, Kulturtechnik: Wider die Diskursivierung der Kultur“). Die Schrift- und Sprachzentrierung unseres Kulturverständnisses, so die Autoren hier, habe drei bemerkenswerte Effekte: A) die Verkennung der epistemischen Kraft der Bildlichkeit; B) die Desavouierung des mathematischen Formalismus und C) die einseitige Konzentration medienhistorischer und -theoretischer Forschung auf das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Siehe ebd. S. 12. Siehe dazu auch Bettina Heintz/Jörg Huber (Hg.): Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten, Zürich 2001.

⁶ In jüngerer Zeit und im Zuge der Etablierung der Bildwissenschaft erfährt die lange vernachlässigte Gattung der wissenschaftlichen Illustration ein stetig anwachsendes Interesse. Stellvertretend seien genannt: Bernhard I. Cohen: Album of Science. From Leonardo to Lavoisier, 1450-1800, New York 1980; Alberto Molinari (Hg.): Immagine e natura. L'immagine naturalistica nei codici e libri a stampa delle Biblioteche Estense e universitaria, Modena 1984; Gavin D. Bridson (Hg.): Plant, Animal and Anatomical Illustration in Art and Science: A Bibliographical Guide from the Sixteenth Century to the Present Day. Winchester 1990; Martin Kemp: The Science of Art. Optical Themes in Western Art from Brunelleschi to Seurat, New Haven 1990; Brian J. Ford: Images of Sciences, London 1992; Robin Harry: Die wissenschaftliche Illustration, Basel 1992; Thomas DaCosta Kaufmann: The Mastery of Nature. Aspects of Art, Science, and Humanism in the Renaissance, Princeton/N.J. 1993; Brian S. Baigrie (Hg.): Picturing Knowledge. Historical and Philosophical Problems Concerning the Use of Art in Sci-

Phänomen des projektiven Sehens von Naturzeichen,⁷ und um die Konstruktion universalanalogischer Vorstellungen durch das Medium Bild.⁸

Die „Signaturenlehre“ innerhalb der frühneuzeitlichen Hermeneutik der Ähnlichkeit

Anderen Anhängern der für die frühe Neuzeit charakteristischen Hermeneutik der Ähnlichkeit⁹ vergleichbar – genannt seien so verschiedenartige Denker wie Agrippa, Paracelsus, Adrovandi, Galileo, Kepler oder Kircher – verstand della Porta die Natur als Text bzw. genauer: als ein immenses Netzwerk aus Bildzeichen,¹⁰ von denen ein jedes qua formaler und funktionaler Ähnlichkeit mit allen anderen Bildzeichen verbunden, zugleich aber mit dem Menschen als sinngebender Mitte verknüpft war. Die gesamte Schöpfung war in ihrer Nutzbarkeit anthropozentrisch auf den Menschen ausgerichtet: Pflanzen, Tiere und Minerale kommunizierten über zeichenhafte Gestaltähnlichkeiten mit ihm: Das Fünffingerkraut spiegelte die Form der menschlichen Hand, die Kerne des Granatapfels erinnerten an Zähne, die Walnuss an das Gehirn etc. durch alle Körperglieder. Della Porta zufolge verwiesen diese Zeichen der Ähnlichkeit nicht nur nach außen auf die innerkosmi-

ence, Toronto 1996; Alistair C. Crombie: *Science, Art and Nature in Medieval and Modern Thought*, London 1996; Caroline A. Jones/Peter Galison (Hg.): *Picturing Science, Producing Art*. London/New York 1998; Hans Holländer (Hg.): *Erkenntnis, Erfindung, Konstruktion. Studien zur Bildgeschichte von Naturwissenschaften und Technik vom 16. bis zum 19. Jahrhundert*, Berlin 2000; Heintz/Huber (Hg.): *Auge* (Anm. 5); Martin Kemp: *Visualisations. The nature book of art and science*, Berkeley 2001.

⁷ Zur semiotischen Definition des Naturzeichens ausführlich Gaier: *Naturzeichen* (Anm. 2), S. 117-133.

⁸ Siehe dazu auch Stafford: *Visual Analogy* (Anm. 2).

⁹ Michel Foucault 1974 eröffnete mit seiner Definition einer frühneuzeitlichen „Episteme der Ähnlichkeit“ ein Forschungsfeld, das in der Folgezeit oft und unter verschiedenen Vorzeichen bestellt worden ist. Zu einem Überblick über die jüngere Literatur zum frühneuzeitlichen Analogiedenken vgl. Gerald Funk/Gert Mattenklott et al. (Hg.): *Ästhetik des Ähnlichen. Zur Poetik und Kunstphilosophie der Moderne*. Frankfurt a. M. 2001. Unter „Analogiedenken“ verstehe ich im Folgenden vor allem ästhetische und historische Varianten des Begriffes, während die moderne Verwendung des Begriffes in der Geometrie und der Theorie der mentalen Repräsentation ausgeblendet wird. Methodisch beruht die Fragestellung auf Nelson Goodman: *Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie*, Frankfurt a. M. 1995; Stafford: *Visual Analogy* (Anm. 2); Thomas Leinkauf: *Interpretation und Analogie. Rationale Strukturen im Hermetismus der Frühen Neuzeit*, in: Anne-Charlott Trepp/Hartmut Lehmann (Hg.): *Antike Weisheit und kulturelle Praxis. Hermetismus in der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2001.

¹⁰ Die Autoren der sog. Signaturenlehre wechseln bei der Beschreibung der „Naturzeichen“ beliebig zwischen den Kategorien von Text und Bild hin und her (della Porta nennt diese etwa „sprechende Gemälde“).

sche Verknüpfung des Menschen mit Pflanzen und Tieren, sondern sie hatten noch eine zweite, nach innen zeigende Bedeutungsrichtung: sie waren zugleich Hinweise auf in dem jeweiligen Ding verborgene Kräfte oder Inhaltsstoffe. Weil etwa die Kerne des Granatapfels wie Zähne aussähen, so der Universalgelehrte, könne ein aufmerksamer Betrachter in ihnen einen Fingerzeig auf deren inhärente Fähigkeit zur Linderung von Zahnschmerzen erkennen.¹¹

Methodisch basiert della Portas Zeichenlehre auf einem physiognomischen Zugang zur Natur, welcher die Oberfläche der Dinge als greifbaren Ausdruck verborgener Wesenszüge versteht. Entsprechend gliedert er seine in den „Phytognomica“ entwickelte „virium plantarum vestigandi methodus quae insunt fixis et mobilibus“¹² in einen größeren methodischen Zusammenhang mit seinen Werken zur Physiognomik,¹³ zur „Coelestis Physiognomia“¹⁴ und schließlich der „Chirofisionomia“¹⁵ ein. Deren Anliegen ist die anatomisch vergleichende und gleichsam physiognomische Entzifferung des gesamten makrokosmischen Systems aller Ähnlichkeiten, welche vom Menschen zum Tier, zur Pflanze und zum Mineral reichen, und deren erste Referenz die Himmelskörper sind:¹⁶ „Et ut Physiognomia ex corporis aspectu humani mores iudicantur, sic Phytognomica ex plantarum aspectu genuinae vires poterunt divinari.“¹⁷

Vergleichbare Vorstellungen – gerade auch hinsichtlich der medizinisch-praktischen Anwendbarkeit der Ähnlichkeitslehre – finden sich in Ansätzen schon in Antike und Mittelalter, sowie erstmals im Sinne eines systematischen Konzepts bei Bombast von Hohenheim, gen. Paracelsus (1493/94-1541) und den Anhängern der „Signaturenlehre“.¹⁸ Auch für Paracelsus manifestierten die Formen, Farben

¹¹ Heilung erfolgt dann in einem naturmagischen Übertragungsprozess bzw. genauer: qua sympathetischer Anziehung der jeweiligen Ähnlichkeiten. Della Porta beschreibt diese Wirkungen ausführlich im 7. Buch der „Phytognomica“, siehe S. 290-291. Zur Frage der Anziehung oder Abstoßung aller Dinge und zu della Portas Theorie von Form und Substanz vgl. Wiliam Eamon: *La Scienza e i Segreti della Natura. I Libri di segreti nella cultura medievale e moderna*, Genua 1999 (1994), S. 316ff.; Wolf-Dieter Müller-Jahncke: *Astrologisch-magische Theorie und Praxis in der Heilkunde der Frühen Neuzeit*, in: *Sudhoffs Archiv. Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte* 25 (1985), S. 11-328.

¹² Della Porta, *Phytognomica* (Anm. 1), I, S. 39-40.

¹³ Giambattista della Porta: *De Humana Physiognomia*, Neapel 1586.

¹⁴ Giambattista della Porta: *Coelestis Physiognomia*, Neapel 1603.

¹⁵ Giambattista della Porta: *Della Chirofisionomia*, Neapel 1677.

¹⁶ Siehe dazu insbesondere Müller-Jahncke: *Astrologisch-magische Theorie* (Anm. 11).

¹⁷ Della Porta, *Phytognomica* (Anm. 1), I, S. 32.

¹⁸ Die Signaturenlehre war in jüngerer Zeit Gegenstand vor allem philologischer (Gernot Böhme: *Die Signaturenlehre bei Paracelsus und Jakob Böhme*, in: *Natur, Leib, Sprache. Die Natur und der menschliche Leib*, Rotterdam 1986, Bd. 3; Wolf-Dieter Müller-Jahncke: *Ordnung durch Signatur*, in: *Deutsche Apotheker Zeitung* 124 (1984), S. 2184-2189; Massimo Luigi Bianchi: *Signatura rerum. Segni, magia e conoscenza da Paracelso a Leibniz*, Rom 1987; Wolf-Dieter Müller-Jahncke: *Die Signaturenlehre des Paracel-*

und Oberflächenstrukturen als optische „Signaturen“ die „heimlich verborgenen kreffft und tugent der dinge“, ihren „spiritus“. Und auch er entwickelte eine „Chiromanzei der Kreutter“ bzw. schloss aus der Gestalt der Pflanzen auf deren pharmazeutische Wirkkraft.¹⁹ Ob oder inwieweit della Porta die Schriften des Paracelsus gekannt hat, muss offen bleiben.²⁰ Vermutlich entwickelte er seine Lehre

sus, in: Heinz Dopsch/Kurt Goldammer et al. (Hg.): Paracelsus (1493–1541). Keines andern Knecht, Salzburg 1993, S. 167-169; Wilhelm Kühmann: Oswald Crollius und seine Signaturenlehre: Zum Profil hermetischer Naturphilosophie in der Ära Rudolfs II., in: August Buck (Hg.): Die okkulten Wissenschaften in der Renaissance, Wiesbaden 1992; Ohly: Signaturenlehre (Anm. 2); Gaier: Naturzeichen (Anm. 2) bzw. semiotischer (Aleida Assmann: Geschmack als Zeichen: Homo interpres und die Welt als Text, in: Semiotik 12 (1990), S. 359-371; Umberto Eco: Die Grenzen der Interpretation, Regensburg 1990); mentalitätsgeschichtlicher (Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt a. M. 1991), philosophischer (Leinkauf: Interpretation und Analogie (Anm. 9)) oder medizingeschichtlicher (Karl Eduard Rothschild: Konzepte der Medizin in Vergangenheit und Gegenwart, Stuttgart 1978; Karl Eduard Rothschild: Iatromagie. Begriff, Merkmale, Motive, Systematik, Opladen 1978; Christa Habrich: Aspekte der Signaturenlehre in der abendländischen Medizin, in: Hans Georg von Arburg/Michael Gamper et al. (Hg.): Wunderliche Figuren. Über die Lesbarkeit von Chifferschriften, München 2001, S. 71-97), und pharmaziegeschichtlicher Untersuchungen (G. Jüttner: Die Signatur in der Pflanzenabbildung, in: Pharmazeutische Zeitung 116 (1971), S. 1998-2001). Von kunstgeschichtlicher Seite aus wurde sie noch nicht zusammenhängend behandelt und nur im Zusammenhang mit Studien zur Physiognomik (stellvertretend: Ulrich Reißer (Hg.): Physiognomik und Ausdruckstheorie der Renaissance. Der Einfluß charakteriologischer Lehren auf Kunst und Kunsttheorie des 15. und 16. Jahrhunderts. München 1997 mit Lit.) oder der botanischen Illustration (Agnes Arber: Herbals. Their origin and evolution. A chapter in the history of botany 1470–1670, Cambridge 1984) erwähnend gestreift. Friedrich Ohly versucht zwar, die Signaturenlehre als „epochale Denkform“ zu charakterisieren und damit verbunden zu untersuchen, „ob wie in der metaphorischen Bildsprache Wirkungen der Signaturenlehre auch in der Malerei zu finden seien“, jedoch verwechselt er hierbei Signaturen und Attribute (etwa indem er die Flügelschuhe des Hermes als Signaturen „inneren Beflügeltseins“ verstehen will). Außerdem geht es Ohly um „eine der Signaturenlehre vergleichbare Ausdrucksweise“ im Medium der Malerei und erstaunlicherweise nicht um Illustrationen signaturentheoretischer Schriften. Visuelle Analogien kommen entsprechend in seiner Abhandlung nicht vor. Ähnliches gilt für Agnes Arbers Werk zur botanischen Buchillustration. Hier werden Signaturenlehre und Astrobotanik kurz angesprochen, nicht aber deren Illustrationen.

¹⁹ Auch Paracelsus verstand die Physiognomik als Teilgebiet der Signaturenlehre, zusammen mit den Kategorien „Chiromanzie, Gestaltbetrachtung (substantia) und Verhaltensbetrachtung (mos et usus)“. Siehe dazu Gaier: Naturzeichen (Anm. 2), S. 127. Zur Signaturenlehre des Paracelsus siehe insbesondere Böhme: Signaturenlehre (Anm. 18); Müller-Jahncke: Signaturenlehre (Anm. 18), S. 167-169; Heinz Dopsch/Kurt Goldammer et al. (Hg.): Paracelsus (1493–1541): "Keines andern Knecht", Salzburg 1993; Gaier: Naturzeichen (Anm. 2).

²⁰ Die unterschiedliche methodische und inhaltliche Ausrichtung der Autoren legt eher nahe, dass beide Lehren unabhängig voneinander entstanden. Denn anders als della Porta

unabhängig von diesem über die Rezeption volksmedizinischer, mittelalterlicher und vor allem antiker Quellen.²¹ Schon allein sein stark an Plinius (23/24-79 n. Chr.) angelehntes Latein, das sich vielfach Formulierungen bedient, die nur für den antiken Autor belegt sind,²² lässt eine direkte Auseinandersetzung mit der „Historia Naturalis“ und den hier versprengt erwähnten Signaturenrezepten²³ vermuten. Gleiches gilt für den theoretischen Überbau der Phytognomonica im antiken Modell der Physiognomik.²⁴ Wegweisend für die Frühe Neuzeit bzw. della Porta war dabei die damals Aristoteles zugeschriebene „Physiognomonica.“²⁵

ta argumentiert Paracelsus allgemein theosophisch und bringt im Gegensatz zu Ersterem kaum konkrete Anwendungsrezepte von Signaturen. Auch bricht er im Unterschied zu dem italienischen Universalgelehrten mit der Schulmedizin und ihren humoralpathologischen Konzepten. Spätere Autoren – wie etwa Oswald Croll (ca. 1560-1608) oder Athanasius Kircher (1601-1680) wiederum suchen die Theorien von Paracelsus und della Porta zur Synthese zu bringen.

²¹ Habrich: Aspekte (Anm. 18), S. 86. Zu antiken und mittelalterlichen Quellen der Signaturenlehre siehe Lynn Thorndyke: A History of Magic and Experimental Science, New York/London 1923-1958; S. 84-88; Eduard Stemplinger: Sympathiegläubigkeit und Sympathiekuren in Altertum und Neuzeit, München 1919; Eduard Stemplinger: Antike und moderne Volksmedizin, Leipzig 1925. Zu mittelalterlichen Vorläufern der Illustrationen von della Porta's „Phytognomonica“ siehe Jüttner: Signatur (Anm. 18) sowie meinen demnächst erscheinenden Aufsatz (vgl. Anm. 37).

²² Diesbezüglich danke ich Hans-Jürgen und Friedhilde Ganz für ihre vielen fachkundigen Hinweise.

²³ Rothschild stellt treffend fest, dass Plinius „zwar zur Verbreitung, aber nicht zur Theorie magischer Krankheits- und Heilungslehren Wesentliches beigetragen (hat)“. Rothschild: Konzepte (Anm. 18), S. 133-134. Denn die im Buch 25 und 26 erwähnten Heilmittel mit Signaturen, die Formen und Muster wie Schlangen zeigen, und die gegen deren und gegen die Bisse von Skorpionen helfen sollen, finden sich in allen späteren Publikationen zum Thema wieder. Gleiches gilt für die von allen frühneuzeitlichen Autoren übernommene Überzeugung des Plinius, dass die Natur mit Hilfe äußerer Zeichen Fingerzeige auf die Heilwirkungen von Pflanzen gebe. „Ein Beispiel für die Signatur ‚Zahn‘ der Kiefern- und Lärchennadeln, das Plinius überliefert, möge seine nüchternen, durch keine medizinische Ausbildung getrübt naiven Darstellungsweise demonstrieren. Im Buch 24/25 schreibt er: „Picae et laricis folia trita et in aceto decocta dentium dolori prosunt“. Noch im 18. Jahrhundert wurden Kieferntriebe und -nadeln als Essigsud zur Indikation von Zahnschmerzen empfohlen, allerdings ohne Hinweis auf die alte Signatur“. Habrich: Aspekte (Anm. 18), S. 73.

²⁴ Die Physiognomik spannte schon in der Antike die „Brücke zwischen der wissenschaftlichen Medizin und den volksmedizinischen Anschauungen. Schon in hippokratischer Zeit betrieb die Medizin eine physiognomische Semiotik, indem sie im Gesicht des Kranken erkennbare Symptome der Krankheit suchte. Galen hielt Hippokrates (um 460-um 370) für den Erfinder der Physiognomik (Habrich: Aspekte (Anm. 18), S. 75).

²⁵ Siehe dazu vor allem Sabine Vogt: Ps-Aristoteles, "Physiognomonica". Einführung, Übersetzung und Kommentar, München 1999.

Sprechende Gemälde und Hieroglyphen: Die Signaturenlehre zwischen Text und Bild

Della Porta und anderen Autoren von Signaturenlehren zufolge bestand der Bauplan der Natur also aus einem Netzwerk aus Ähnlichkeiten, das, wie die meisten Autoren belegen, als Natursprache aufgefasst wurde. Alle Pflanzen wurden untereinander, mit dem Menschen und den Gestirnen in kommunikativer Vernetzung stehend gedacht. Dabei situiert sich dieses Konzept einer Natursprache im Zwischenbereich zwischen Bild und Text, definierte della Porta die Ähnlichkeiten doch als „hieroglyphische Buchstaben“ – d.h. Bildzeichen – oder „sprechende Gemälde“,²⁶ über welche die Pflanze den Betrachter anrede und ihm verborgene Eigenschaften mitteile.

Das Hauptproblem della Portas wie anderer Signaturen-Traktatisten bestand darin, die angenommenen Ähnlichkeiten in der Natur überhaupt aufzufinden und zu vermitteln – was angesichts der Tatsache, dass potentiell alles Zeichen sein konnte, ein schwieriges und oft widersprüchliches Unterfangen war. Besonders deutlich wird diese Schwierigkeit etwa an der Bemerkung Agrippas von Nettesheim, die Schädlichkeit der Schafsteppichpflanze für Schafe sei daran zu erkennen, dass sich auf der Schafsleber ein verborgenes Bild jener Pflanze zeige.²⁷ Dem Medium Bild kam daher die entscheidende Aufgabe zu, vermutete Analogien visuell herauszustellen, weil die sog. Signaturen oder Naturzeichen oft alles andere als klar zu Tage lagen. Sie mussten überhaupt erst ‚freigelegt‘ und anschließend in eine Illustration übersetzt werden, um einem Publikum vermittelbar zu sein. Zu diesem Procedere wissenschaftlicher Aufbereitung gehörte – nach dem projektiven Erkennen eines Naturzeichens bzw. der Annahme von dessen göttlicher Gemachtheit – seine ‚Konjektur‘ bzw. die Ergänzung seiner Unvollständigkeit und gemeinten Gestalt über das Medium der vermittelnden Illustration. Ulrich Gaier formuliert in diesem Sinne: „Bildansätze werden ergänzt, verbessert, vervollständigt, das Punktnetz eines Sternbildes mit Fleisch umgeben, die Flecken auf der Mauer zu einer Landschaft, einem Gesicht, einem Rest von Schrift ergänzt, die verwitterten Erhöhungen eines Reliefs zu möglichen Schriftzeichen oder Figuren zurechtgesehen.“ Erst wenn es über das Medium der Illustration ‚lesbar‘ gemacht war, konnte das Signaturbild einem Rezipientenkreis visuell kommuniziert werden. Anders gesprochen: Die fertige Illustration einer Signatur stand am Ende einer ganzen Reihe von Schritten wissenschaftlicher ‚Bearbeitung‘. Selbstredend kann hier nicht mehr von wissenschaftlichen Bildern als bloßen Erläuterungen der

²⁶ Della Porta, *Phytognomonica* (Anm. 1), I, S. 17.

²⁷ Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim: *Magische Werke*, 4 Bde., Berlin 1921, Bd. 1, S. 115.

Texte gesprochen werden. Hier sind es vielmehr die Bilder selbst, die Wissen erst generieren.

Im Folgenden sollen eben jene Aufbereitungsverfahren des wissenschaftlichen Belegmaterials – oder, anders gesprochen: die verschiedenen bildrhetorischen Prinzipien – untersucht werden, mit deren Hilfe die in die Natur hineingedeuteten Ähnlichkeiten in Bildform übertragen und vermittelt wurden. Es geht mithin um wissenschaftliche Illustrationen im Sinne kultureller Konstruktionen und „epistemischer Dinge“,²⁸ um die Relativität des frühneuzeitlichen Ähnlichkeitsbegriffes und um den Anteil des Mediums Bild an der Formierung des frühneuzeitlichen Analogiedenkens. Außerdem ließe sich der Zusammenhang des projektiv-konjekturalen Sehens speziell della Portas mit der Kunsttheorie des Manierismus bzw. der zeittypischen ästhetischen Vorliebe für das unfertige Bild oder „Non-finito“ in Verbindung bringen.

Bildrhetorische Prinzipien in Della Portas „Phytognomonica“

Della Portas großes Werk zur Pflanzenerkennung (*Phytognomonica*, Neapel 1588) setzt in ganz entschiedener Weise auf Abbildungen zur Erläuterung und Legitimation der vertretenen Theorie. Den acht Büchern der „*Phytognomonica*“ zufolge können Pflanzen und Tiere, aber auch Gemmen, dem Menschen auf verschiedenste Weise ähnlich sein bzw. Hinweise auf ihre Eignung als Heilmittel geben, wobei unter den Bezugsmechanismus der Analogie nicht nur der Mensch, das Tier oder der Stein als Ganzes, sondern auch deren jeweilige Bestandteile fallen: „si ad oculorum medicamenta sunt aliqua nobis ex plantis partibus: quae ad ventriculum ex radicibus, tandem, quae ad semen, ex earum semine.“

Diese einzelnen Analogien lassen sich dabei wie folgt kategorisieren:

- a) es können Ähnlichkeiten zwischen einzelnen Gliedern des menschlichen Körpers und der *morphologischen Gestalt* eines Tieres bestehen (etwa: der Klatschmohn ist brennend rot und daher gegen Entzündungen indiziert).
- b) oder Analogien zwischen der *Heilwirkung* von Tieren und Pflanzen (etwa: der Klatschmohn hat einen großen Kopf und deutet so darauf hin, ein geeignetes Mittel gegen Kopfschmerzen zu sein).

²⁸ „Epistemische Dinge erkennen einen Sachverhalt oder Regelzusammenhang in der Wirklichkeit, indem sie ihn im kognitiven Entwurf und Experiment allererst darstellen, d.h. ihn erzeugen, beobachtbar, messbar und auswertbar machen.“ Hartmut Böhme: Einführung. Netzwerke. Zur Theorie und Geschichte einer Konstruktion, in: Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme et al. (Hg.): Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne, Köln/Weimar/Wien 2004, S. 17-37, hier S. 26 (nach Hans-Jörg Rheinberger: Experimentalanalyse und epistemische Dinge, Göttingen 2001).

c) und es gibt Ähnlichkeiten zwischen der Gestalt eines Tieres oder einer Pflanze mit den *Symptomen* einer Krankheit (etwa: Gesichtsausschlag wird durch die scheckigen Blätter des Aronstabes geheilt).

Schon allein die Auswahl an Kategorien zeigt, dass della Porta unter den Bezugsmechanismus der Analogie die widersprüchlichsten Phänomene rubrifiziert. Vergleichbare Widersprüche manifestieren sich entsprechend auch auf der Bildebene.

Die rund dreißig Abbildungen der *Phytognomonica* bieten beim Durchblättern eine Gliederungs- und memoriale Orientierungshilfe, indem sie das im Text Gesagte auf eine visuelle Formel hin verknappen. Zugleich trainieren sie das Auge des Betrachters hinsichtlich des projektiven Sehens von Naturzeichen und präformieren so wiederum seine Naturwahrnehmung. Vor allem aber vertreten sie den Anspruch, unmittelbare – d.h. unmanipulierte – gesammelte Belege des im Text beschriebenen universalen Spiegelungsverhältnisses zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos zu sein. Inwiefern es sich hingegen um ‚aufbereitete‘ Illustrationen im oben beschriebenen Sinne handelt, wird beispielsweise an einer Abbildung klar, welche die eingangs schon erwähnte Analogie zwischen den menschlichen Zähnen mit dem Granatapfel illustrieren soll (Abb. 1).²⁹ Denn die entsprechende Illustration kann die vom Text postulierte Ähnlichkeit erst über eine komplexe Sektion sichtbar machen: Die Frucht wurde gezielt so geschält, dass sie an ein zähnefleischendes Maul erinnert. Ohne die optische Manipulation würde beim Anblick von Granatäpfeln gewiss niemand an Zähne denken. Und erst in Kombination mit dem Granatapfelmaul wird auch der beigefügte Pinienzapfen gleichsam zum geschälten Granatapfel. Die Illustration macht deutlich, inwiefern die Pflanzen für die Wahrnehmung als wissenschaftlicher Beleg präpariert wurden. Besonders klar wird dies auch an den Analogien, die della Porta zwischen Organen und Pflanzen aufzuzeigen versucht. Häufig passt er deren Aussehen, das ihm vermutlich nur von Abbildungen bekannt war, einfach der Form der Pflanzen an und umgekehrt (Abb. 2). Da sich zum Beispiel keine schlagende Ähnlichkeit zwischen Leber und Leberblümchen ausfindig machen ließ, kappte della Porta für die Illustration einfach das Erdreich, in welchem die Pflanze wurzelte, schräg ab, damit es seiner Leberdarstellung ähnlich werden konnte.³⁰ Diese Verlegenheitsdarstellung zeigt, dass nicht eigentlich visuelle Analogien bei der Suche nach Wirkstoffen ausschlaggebend waren, sondern dass auch umgekehrt Pflanzen, deren pharmazeutische Wirkung empirisch bekannt war, auch *ex post* in eine Signatur hineingepresst wurden.

Vor allem aber sind della Portas behauptete Analogien oft auch in sich widersprüchlich. So bringt er zum Beispiel eine „Tabelle augenförmiger Pflanzen“,³¹

²⁹ Della Porta, *Phytognomonica* (Anm. 1), III, S. 256.

³⁰ Della Porta, *Phytognomonica* (Anm. 1), III, S. 254.

³¹ Della Porta, *Phytognomonica* (Anm. 1), III, S. 233.

um eine Analogie zu dem in Frontal- und Profilansicht wiedergegebenen menschlichen Auge zu demonstrieren (Abb. 3). Auch hier muss er rhetorische Kunstgriffe anwenden, um zu überzeugen, wobei die Frage, wo sich die Ähnlichkeit befinde, keineswegs eindeutig beantwortet wird. Die „attische Aster“ etwa sieht nicht dem Auge als solchem ähnlich, sondern nur einigen seiner gleichsam heraussezierten Bestandteile, nämlich der Iris, der Pupille und den Wimpern, während andere morphologische Merkmale des Auges wie der Glaskörper, die Mandelform oder das Augenlid nicht für die Ähnlichkeit signifikant sind. Noch entscheidender aber ist, dass in der Frontal- und Profilansicht *unterschiedliche* Merkmale die Analogie herstellen müssen. So soll die Iris des Auges in der Profilansicht den *Blütenblättern* der Aster ähnlich sehen, in der Frontalansicht dagegen der *Blütenmitte*, während die Blütenblätter hier mit den Wimpern verglichen werden. Ähnlichkeit ist damit eine Frage der Zusammenstellung und Konstruktion, der immer eine Auswahl als signifikant bewerteter und entsprechend herausgestellter Aspekte zugrunde liegt.

Die angeblich in der Natur vorgefundenen Ähnlichkeiten, so kann man zwischenbilanzieren, sind also nicht nur über das Medium der Abbildung erst konstruiert, sie sind auch in sich widersprüchlich: Was als ähnlich zu gelten habe, wird nicht nur von Abbildung zu Abbildung, sondern selbst innerhalb dieser immer wieder neu bestimmt. Es ist deshalb auch nur folgerichtig, dass della Porta bisweilen ein und dieselbe Abbildung zur Illustration unterschiedlicher Signaturen wieder verwendet. Denn von modernen Vorstellungen unterscheidet sich die Lehre vom Ähnlichen darin, dass sie die verschiedensten Aspekte eines Gegenstandes als Signaturzeichen zu lesen weiß – die oben angeführten Kategorien der „Phytognomonica“, unter denen sich Mensch und Pflanze bzw. Tier und Stein ähneln können, hatten dies schon verdeutlicht. Vermutlich zum Zweck der Mehrfachverwendung verweisen die beigefügten Bildlegenden della Portas deshalb nur auf die dargestellte Analogie, nicht auf die medizinische Indikation. Wie flexibel und für moderne Rationalitätsstandards zufällig die Zuordnungen von Ähnlichkeiten und Signaturen gehandhabt werden konnten, zeigt die Gegenüberstellung zweier Tafeln, auf denen jeweils behaarte Pflanzen zu sehen sind (Abb. 4-5). Im einen Fall sollen diese gegen Haarausfall, im anderen gegen die männliche Unfruchtbarkeit helfen.³² Die Auswahl der Pflanzen für die eine oder andere Signatur oder Bildtafel scheint dem modernen Verständnis keineswegs zwingend.

Wie eingangs schon angedeutet, manifestiert sich auf der Textebene derselbe Widerspruch. Auch hier werden unter den Bezugsmechanismus der Analogie die gegensätzlichsten Phänomene subsumiert. So wird zum Beispiel einmal eine *Allianz* der Heilwirkung von Pflanze und Tier behauptet („Scheckige Pflanzen, die das scheckige Fell eines Tieres nachahmen, besitzen die gleichen heilenden Ei-

³² Della Porta, *Phytognomonica* (Anm. 1), III, S. 223 und VI, S. 383.

genschaften wie dieses“), dann wieder steht die Analogie jedoch für einen heilbringenden *Gegensatz* („Pflanzen, die Schuppen wie Schlangen haben, sind gut gegen die Bisse von Reptilien“). Anders gesprochen: es wird auf der einen Seite eine direkte Entsprechung von Zeichen und Bezeichnetem, von Erscheinung und Wesen behauptet, auf der anderen Seite kann ein Zeichen jedoch für mehrere Objekte und Bezeichnungen stehen. „Der Gedanke, hier könne ein Widerspruch vorliegen, erschien schon angesichts des Glaubens an ja von Gott gesetzte und also den Pflanzen morphologisch inhärente Zeichen als blanke Ketzerei. Die unterschiedlichen Ausdeutungen galten vielmehr als Bestandteile der einen, universellen Harmonie.“³³ Ein von Umberto Eco an der Textebene der Signaturentraktate gewonnenes Ergebnis lässt sich somit auch als Fazit für die Illustrationen der „Phytognomonica“ festhalten: „Die Theoretiker der Signaturen glaubten, im festen Vertrauen darauf, dass die Signaturen existierten, Ähnlichkeiten zu entdecken, die in Wirklichkeit mittels komplexer rhetorischer Operationen erst von ihnen gesetzt wurden.“³⁴

Dieselben bildrhetorischen ‚Aufbereitungsprinzipien‘ ließen sich auch an della Portas Physiognomik nachweisen – hier führen die Versuche, Ähnlichkeiten zwischen Mensch und Tier herauszustellen, allerdings zu noch groteskeren Ergebnissen. Della Portas Menschen haben mehr Schnauzen als Gesichter (Abb. 6) und der psychologisch intendierte Traktat gerät zu einem Bestiarium des Imaginären, das sich nicht von ungefähr stilistisch in die Zeit des Manierismus datieren lässt.

Sprachbilder

Visualisierungen leibmetaphorischer Naturkonzepte waren in der (Frühen) Neuzeit keine Seltenheit.³⁵ Man denke diesbezüglich an Leonardo da Vincis verglei-

³³ Funk/Mattenklott et al. (Hg.): *Ästhetik* (Anm. 9), S. 19, in Bezug auf das generelle Problem der Mehrdeutigkeit von Signaturen. Zu diesem Aspekt auch grundlegend Eco: *Grenzen* (Anm. 18), und Foucault: *Ordnung* (Anm. 18), S. 61: „Denn die Ähnlichkeit bleibt niemals fest, sie wird nur fixiert, wenn sie auf eine andere Ähnlichkeit verweist, die ihrerseits neue anspricht, so daß jede Ähnlichkeit nur durch die Akkumulation aller anderen ihren Wert enthält und die ganze Welt durchlaufen werden muß, damit die geringste Analogie gerechtfertigt wird.“

³⁴ Eco: *Grenzen* (Anm. 18), S. 91.

³⁵ Vorformen von Signaturenbildern finden sich auch schon in mittelalterlichen Handschriften. Vgl. dazu Jüttner: *Signatur* (Anm. 18); sowie ausführlich Ulrike Ganz: *Kommunikationsnetze zwischen Mensch und Pflanze. Zur Visualisierung der Signaturenlehre des 16. und 17. Jahrhunderts* (erscheint demnächst). Zu Visualisierungen leibmetaphorischer Naturkonzepte vgl. auch Horst Bredekamp: *Die Erde als Lebewesen*, in: *Kritische Berichte* (1981), S. 5-37.

chende anatomische Studien, etwa des Kopfes und der Zwiebel (Abb. 7), oder des Gefäßsystems mit einem Baum (Abb. 8), welche zwar ikonographisch an Signaturbilder eines della Porta erinnern, anders als diese jedoch keinen Zeichencharakter der Ähnlichkeit proklamieren. Oder man denke an visualisierte Metaphern des universalanalogischen Verhältnisses von Mikrokosmos und Makrokosmos, wie die Ikonographie der so genannten „anthropomorphen Landschaft“ (Abb. 9) oder Frontispize anatomischer Traktate, welche den menschlichen Körper als „Weltlandschaft“³⁶ imaginieren (Abb. 10). Noch im frühen 18. Jahrhundert überlagerten sich Anatomie und Erdwissenschaft in den Forschungen etwa des Physikotheologen Johann Jakob Scheuchzer (1672-1733). So spielt dieser in seinen „Icones pro lexico mineralogico“ (1716-30) „unmittelbar auf die generativen Potenzen der Erde als einem weiblichen Leib an“,³⁷ wenn er die Darstellung zweier Gesteine – des so genannten „Lapis Bononiensis“ und des „Botryites“ oder „Traubensteins“ – qua visueller Analogie formen-assoziativ mit Abbildungen von Uterus und Plazenta aus Frederik Ruyschs (1638-1731) Thesaurus Anatomicus VI (1724)³⁸ überlagert (Abb. 11-12).³⁹ Selbst im 19. Jahrhundert, zu einer Zeit, als die Vorstellung vom Menschen als Mikrokosmos nicht mehr lebendig war, dienten leibmetaphorische, visuelle Analogien rein ikonographisch gesehen immer noch als ein Mittel der wissenschaftlichen Beweisführung: In ihrem 1874 veröffentlichten Buch „The Moon, Considered as a Planet, a World, and a Satellite“⁴⁰ verglichen James Nasmyth und James Carpenter das Erscheinungsbild und die ablaufenden Prozesse des Mondes mit der Runzelbildung auf einer alten Hand und einem Apfel und unterstrichen ihre Beweisführung mit einem Foto der visuellen Analogie beider (Abb. 13).⁴¹

³⁶ Zum Begriff der „Weltlandschaft“ und der entsprechenden Sekundärliteratur siehe zum Beispiel Markus Paulussen: Jan Bruegel. Weltlandschaft und enzyklopädisches Stilleben, Aachen 1997.

³⁷ Robert Felfe: Naturgeschichte als kunstvolle Synthese. Physikotheologie und Bildpraxis bei Johann Jakob Scheuchzer, Berlin 2003, S. 205.

³⁸ Frederik Ruysch: Thesaurus anatomicus tertius (-decimus), Amsterdam 1724. Allg. zu Ruysch siehe K. B. Roberts/J. D. W. Tomlinson (Hg.): The Fabric of the Body. European Traditions of Anatomical Illustration. Oxford 1992.

³⁹ Felfe: Naturgeschichte (Anm. 37). Der Autor weist auch darauf hin, dass eine noch größere formale Ähnlichkeit zwischen Scheuchzers Abbildungen der genannten Steine und den Illustrationen in Jean Jacques Mangets „Theatrum Anatomicum“ bestünde: „Zwischen den von Ruysch übernommenen Bildern wurde hier eine weitere Darstellung des Uterus platziert. In ihr ist das Organ angeschnitten und eine hervortretende Flüssigkeit bildet traubenförmige Tropfen.“ Ebd., S. 204-205.

⁴⁰ James Nasmyth/James Carpenter: The Moon: Considered as a Planet, a World, a Satellite, London 1874.

⁴¹ Siehe dazu Martin Kemp: Bilderwissen. Die Anschaulichkeit naturwissenschaftlicher Phänomene, Köln 2003, S. 97-99 (Kap. ‚Mondmodelle‘).

Von solchen allgemeinen universalanalogischen und leibmetaphorischen Verbildlichungen unterscheiden sich die Signaturenbilder darin, dass sie das Netzwerk der Ähnlichkeiten als sprachliches System verstanden wissen und visualisieren wollen.⁴² Dies gilt zwar weniger für die Illustrationen der „Phytognomonica“ selbst, jedoch für die allesamt aus dieser Schrift schöpfenden Publikationen in der Nachfolge della Portas. Hier wurden entweder einzelne „Signaturenbuchstaben“ verbildlicht – bzw. einzelne gestaltanalogische Bezüge zwischen Mensch und Pflanze gegenübergestellt – oder aber es sollte deren Syntax mit Hilfe netzförmiger Diagramme sichtbar gemacht werden. So stellte zum Beispiel Wolfgang Ambrosius Fabricius in seinem „Aporema Botanikon“⁴³ eine Vielzahl einzelner, aus den „Phytognomonica“ übernommener Signaturenpaare dergestalt vor dem semantisch neutralen Grund einer Bildseite zusammen und beschnitt diese im Sinne der Bildrhetorik seines Vorbildes gezielt so, dass sie formal an Hieroglyphen oder rebusartige Bildschriften erinnern konnten, wie della Porta sie in seiner „Ars reminiscendi“ entwickelte (Abb. 14-15).⁴⁴ Die Theorie von den Ähnlichkeiten als „hieroglyphischen Buchstaben“ wird so scheinbar über das Bild im Aporema Botanikon bestätigt – wenn auch erst eigentlich über dieses geschaffen. Schon della Porta selbst hatte in seiner Physiognomik Hieroglyphen ganz wörtlich als Signaturen ausgelegt.⁴⁵ Es lag also nahe, den umgekehrten Weg zu beschreiten und wie Fabricius aus Naturzeichen Hieroglyphen zu machen.

Andere Autoren in der Nachfolge della Portas, wie Athanasius Kircher (1602-1680) setzen nicht auf die Darstellung einzelner Signaturen-Buchstaben, sondern

⁴² Siehe zu diesem Aspekt meinen ausführlicheren Artikel (Anm. 35).

⁴³ Wolfgang Ambrosius Fabricius: *Aporema Botanikon. De signaturis plantarum*, Nürnberg 1653.

⁴⁴ Wie Vasoli gezeigt hat, entspricht die Vorstellung der Signaturenlehre della Portas, nach der die Natur als kombinatorisches Zeichensystem aus Ähnlichkeiten aufzufassen sei, dabei auch strukturell den rhetorischen Modellen von Geheimschriften, welche dieser oder andere Gelehrte wie Athanasius Kircher entwickelten. Deren rhetorische Modelle der Organisation des Diskurses nach *Inventio* und *Dispositio* wurden auf das Konzept einer Natursprache und deren verborgene Kombinationen aus Zeichen der Ähnlichkeit übertragen. So sei etwa für della Portas Geheimschriftentraktat ein ähnlich kombinatorischer Umgang mit Zeichen charakteristisch wie für seine Naturauffassung. Vgl. Cesare Vasoli: *L'„analogia universale“: La Rhetorica come „semeiotica“ nell' opera del Della Porta*, in: Giovan Battista della Porta nel' Europa del suo tempo, Neapel 1990.

⁴⁵ So heißt es hier etwa: „Gli Egitti, jo volendo dimostrar un huomo sfacciato, pingono una rana, la qual non ha sangue ne gli occhi, e però quelli, che hanno sangue ne gli occhi chiamano sfacciati.“ Hieroglyphen werden in dieser Optik zu einer Art illustriertem Nachschlagewerk der Physiognomik. Zu diesem Aspekt schon Lina Bolzoni: *Rhetorica, teatro, iconologia nell' arte della memoria del Della Porta*, in: Eugen Garin (Hg.): *Giovan Battista della Porta nell' Europa del suo tempo*, Neapel 1990, S. 337-385, S. 362.

auf die Visualisierung ihrer Syntax. In seiner „Ars Magna et Lucis“⁴⁶ zeigt der deutsche Jesuit die Vernetzung aller Signaturen im Menschen als dem „Bündlin aller Creatum“ (O. Croll, 1609)⁴⁷ (Abb. 16). Mit frei seziiertem Bauch steht der Mikrokosmos hier im Zentrum der konzentrischen Planetenbahnen des Makrokosmos, Verbindungslinien vernetzen seine Organe mit den Spalten einer Tabelle, welche die Namen der qua Gestaltanalogie mit dem menschlichen Körper verbundenen Pflanzen tragen. Auf diese Weise wird zwar der Gesamtzusammenhang aller Ähnlichkeiten darstellbar, nicht jedoch die jeweils einzelne Gestaltanalogie zwischen Organ und Pflanze. Kircher greift daher zu einem bildrhetorischen Kunstgriff, um die universale Analogie zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos dennoch auch optisch abzusichern: Er rollt die Darmschlingen des Mikrokosmos widernatürlich so auf, dass sie als unmittelbare Fortsetzung der kreisförmigen Planetenbahnen verstanden werden können und visualisiert so ganz wörtlich seine Theorie eines „Omnia in omnibus“.⁴⁸

Wissenschaftliche Illustrationen als Konstruktionen

Ziel des vorliegenden Artikels war der Nachweis, dass die Illustrationen der Phytognomonica kulturelle Konstruktionen waren und dass das Medium Bild eine wichtige – ja letztlich die zentralere – Rolle bei der Generierung universalanalogischer Vorstellungen innehatte als der Text.

Es ist immer wieder betont worden, dass die Grenzen zwischen Kunst und Wissenschaft in der Frühen Neuzeit anders verliefen als heute.⁴⁹ So habe das 19. Jahrhundert Kunst und Wissenschaft in eine Reihe vorher inexisterter Dichotomien getrennt: Subjektiv vs. objektiv, Erscheinung vs. Sein, Erfindung vs. Entdeckung, intuitiv vs. analytisch, visuell vs. logisch etc.⁵⁰ In jüngster Zeit verlieren die Begriffe Kunst und Wissenschaft jedoch ihre scharfe Abgrenzung, ja vielfach

⁴⁶ Athanasius Kircher: *Ars Magna Lucis et Umbrae*, Rom 1646.

⁴⁷ Zitiert nach Wilhelm Kühlmann/Joachim Telle: *Oswald Crollius: De signaturis internis rerum*. Die lateinische Editio Princeps (1609) und die deutsche Erstübersetzung (1623), Stuttgart 1996, S. 19.

⁴⁸ Ausführlicher zu diesem Schaubild in meinem demnächst erscheinenden Artikel, vgl. Anm. 35.

⁴⁹ Holländer (Hg.): *Erkenntnis* (Anm. 6).

⁵⁰ So Steffen Bogen in seinem noch unveröffentlichten Artikel „Schattenriß und Sonnenuhr“: *Mediale Differenzen von Bild und Diagramm im Kontext von Kunst und Wissenschaft* (erscheint demnächst). In dieser Tradition steht, wie immer wieder betont wurde, noch die von C.P. Snow Mitte des 20. Jahrhunderts angestoßene Debatte von den zwei Kulturen – den literarischen Intellektuellen und den Naturwissenschaftlern –, die nicht miteinander kommunizieren könnten.

wird eine neue Annäherung der Sphären postuliert,⁵¹ wodurch auch „der Weg frei wird, nach der historischen Genese der Unterscheidung zu fragen. [...] Es ist dabei vor allem die Frage nach der visuellen Repräsentation, die die metaphysischen Dichotomien aufgebrochen hat: Welchen Status haben Bilder in verschiedenen Wissenschafts- und Kunstkontexten?“⁵² Gemeinsam, so könnte man vorsichtig postulieren, ist Kunst und Wissenschaft letztlich die Konstruktion einer Vorstellungswelt. Die diesbezüglichen bildgebenden Verfahren eines della Porta unterscheiden sich dabei nicht grundsätzlich von modernen Visualisierungsformen: Auch hier entsteht die wissenschaftliche Illustration in einem Prozess der Selektion und Bearbeitung. So ist etwa das Bild eines Atoms kein Porträt, sondern ein visuell realisiertes Modell, bzw. eine Datenverdichtung – bei seiner Entstehung sind Apparaturen, Operationsschritte, Entscheidungen und Eingriffe involviert, Farben werden eingesetzt, um bestimmte Aspekte hervorzuheben. Obwohl es kein visuell fassbares Urbild gibt, erhebt das Bild über den bloßen Augenschein einen Anspruch auf Mimesis. Ob ein Atom so aussieht, wie von der Computergrafik simuliert, muss jedoch Spekulation bleiben. „Der Weg von den Dingen zu den Bildern“ – so Bettina Heintz und Jörg Huber – „besteht in einer langen Kette von Übersetzungen, in deren Verlauf die ursprünglichen Messdaten Schritt für Schritt in symbolische Darstellungen umgewandelt werden, und es sind diese, mit denen die Wissenschaftler kommunizieren.“⁵³

Eben solche Übersetzungsmechanismen – Konjekturen der Naturzeichen im Medium der Illustration – waren schon für die Illustrationen della Portas grundlegend.

⁵¹ Gottfried Boehm: Zwischen Auge und Hand. Bilder als Instrumente der Erkenntnis, in: Heintz/Huber (Hg.): Auge (Anm. 5), S. 43-52: „Kunst- und Wissenschaftsbilder rücken sich nahe, ohne daß wir wüßten, was das bedeutet“ (S. 43).

⁵² Zitate bis hier nach Bogen, Schattenriß (Anm. 50), S. 1.

⁵³ Heintz/Huber (Hg.): Auge (Anm. 5), S. 12.



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3



Abb. 4



Abb. 5



Abb. 6

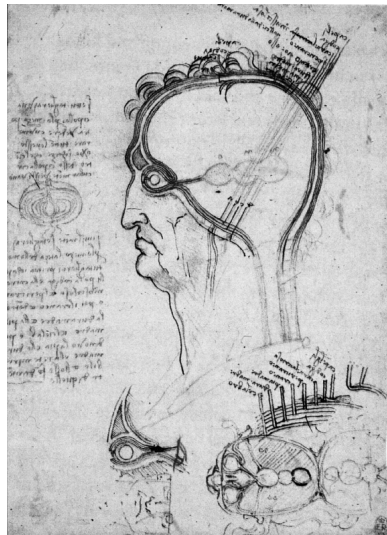


Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9

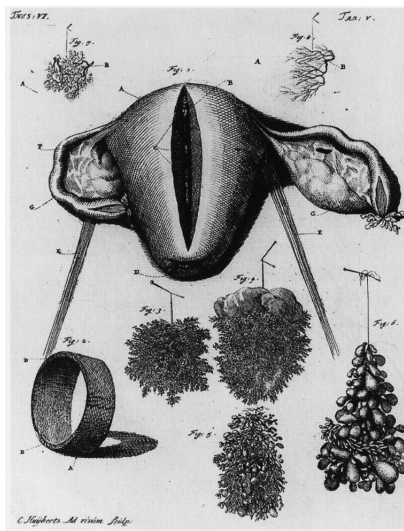


Abb. 10

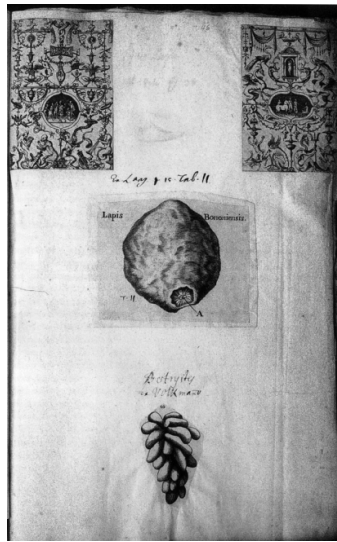


Abb. 11



Abb. 12

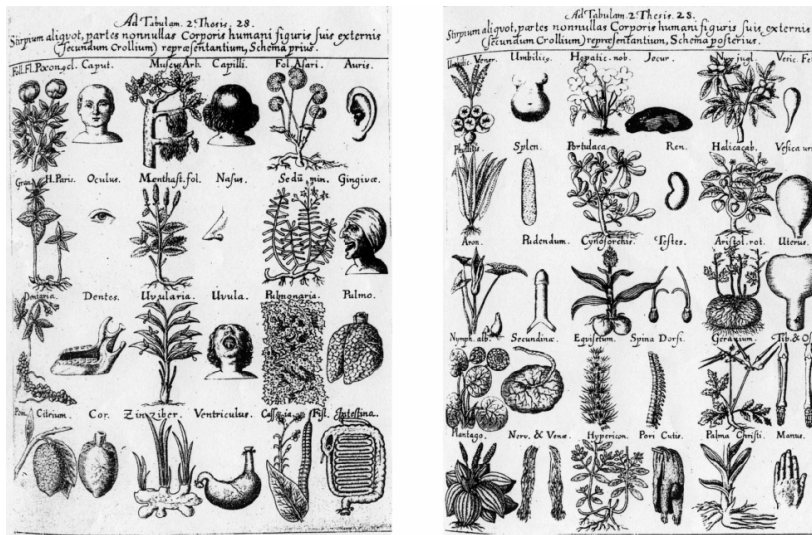


Abb. 13

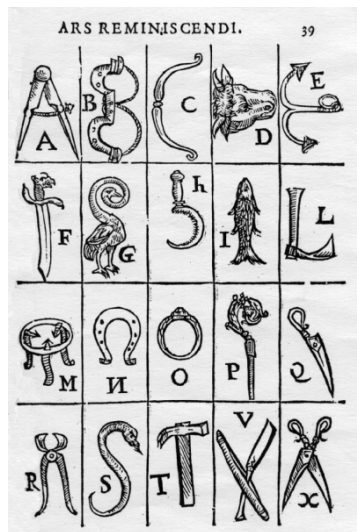


Abb. 14

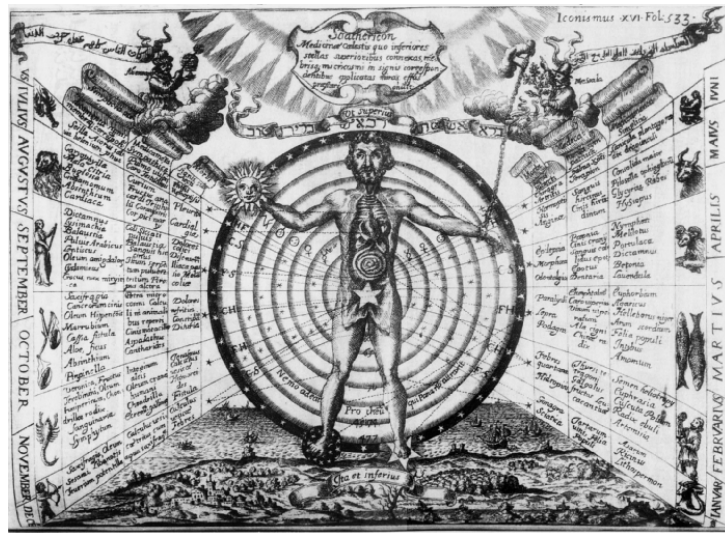


Abb. 15

Michel de Montaigne in Augsburg (1580) – Aus dem „Tagebuch einer Reise nach Italien über die Schweiz und Deutschland“

Theo Stammen

Für Irene Lamberty

I.

Der nachfolgende Montaigne-Text stammt aus dem „Reisetagebuch“ des Herrn Michel de Montaigne, das den vollständigen Titel „Tagebuch einer Reise nach Italien über die Schweiz und Deutschland“ trägt. Die darin beschriebene Reise fand in den Jahren 1580/81 statt. Montaigne hat diesen Text, der in vielfacher Hinsicht mit dem bekannteren Hauptwerk „*Die Essais*“ korrespondiert, zu seinen Lebzeiten nicht mehr herausgegeben und zum Druck befördert. Vielmehr fand ein Geistlicher namens *Joseph Prunis*, als er auf der Suche nach Quellen für die Geschichte des Périgord die Dachkammern von Schloss Montaigne durchsuchte, 1769, mithin nahezu 190 Jahre später, „ein Heft von 250 Seiten, dessen Herkunft rasch geklärt war“. Bemerkenswert ist, dass „der Text ... von *zwei* Autoren (stammte), wobei der zweite meistens italienisch schrieb“¹. Vom Zustand des gefundenen Heftes konnte man darauf schließen, dass zu Montaignes Lebzeiten an seine textliche Überarbeitung und eine Drucklegung offensichtlich nicht gedacht war.

Das so zufällig aufgefundene Manuskript des Reisetagebuchs wurde entsprechend erst 1774/75 in Rom und Paris unter dem Titel „*Journal de Voyage de Michel de Montaigne en Italie par la Suisse et l'Allemagne en 1580 et 1581*“, herausgegeben von Anne-Gabriel Meusnier de Querlon, gedruckt; später wurde der Text dann in „*Montaigne, Œuvres Complètes*“ aufgenommen, z. B. in der „*Bibliothèque de la Pléiade*“, herausgegeben von Albert Thibaudet und Maurice Rat, Paris 1962.

Eine erste deutsche Übersetzung wurde bereits im 18. Jahrhundert vorgelegt: Zwischen 1777 und 1779 übersetzte Johann Heinrich Friedrich Ulrich „*Michael von Montaigne, Reise durch die Schweiz, Deutschland und Italien in den Jahren 1580 und 1581*“. Auch in der mehrbändigen Ausgabe der Schriften Montaignes, herausgegeben und übersetzt von Otto Flake (1908 – 1915), ist das Reisetagebuch in Band 7 enthalten. Der Flakeschen Übersetzung liegt auch die Insel-

¹ Jean Lacouture, *Michel de Montaigne – Ein Leben zwischen Politik und Philosophie*, Frankfurt 1998, S. 203.

Taschenbuch-Ausgabe von 1988 zugrunde. Schließlich ist die neue und viel gelobte Übersetzung von Hans Stilett zu nennen (2002), dem auch eine gelungene Gesamtübersetzung der „Essais“ von Montaigne zu verdanken ist.

Merkwürdigerweise führte die Reiseroute, die Montaigne mit seiner Reisegesellschaft wählte und die in der Nähe von Paris ihren Anfang nahm, über die Schweiz (Basel, Schaffhausen) und über den Bodensee (Konstanz, Lindau) und weiter über Kempten, Schongau und Landsberg auch nach *Augsburg*, von dort über München und Mittenwald nach Innsbruck und dann über den Brennerpass hinter nach Italien (Brixen, Bozen etc.).

Der nachfolgend abgedruckte Text ist die Passage des Reisetagebuchs, die sich mit dem Aufenthalt der Reisegesellschaft Montaignes in der Reichsstadt *Augsburg* befasst. Sie bietet eine höchst bemerkenswerte, lebendige, auf guten Beobachtungen beruhende Beschreibung Augsburgs und des städtischen Lebens gegen Ausgang des 16. Jahrhundert und verdient daher, hier aus dem Kontext des gesamten Reisetagebuchs herausgelöst und separat abgedruckt zu werden.

II.

„Nach dem Mittagessen brachen wir auf und kamen durch eine sich weithin deh nende, fast nur aus Weideland bestehende Ebene, die derjenigen von Beauce glich; so gelangten wir schließlich nach Augsburg, vier Meilen. Sie gilt als die schönste Stadt Deutschlands (wie Straßburg als die am stärksten befestigte).

Bei unserer Ankunft fiel uns als erstes auf, daß man hier einen ungewöhnlichen Wert auf Reinlichkeit legt, denn wir konnten die Stufen der Wendeltreppe zu unsren Zimmern nur über die Stoffmatten beschreiten, mit denen sie abgedeckt waren, damit sie nicht beschmutzt würden – hatten man sie doch eben erst (wie alle Samstage) gewaschen und blankgescheuert! Auch haben wir in den Gasthäusern niemals Spinnweben und irgendwelchen Schmutz bemerkt. In manchen gibt es Fenstervorhänge, die man nach Belieben zuziehn kann. Tische findet man in den Zimmern selten, ausgenommen die am Fußende jedes Bett mit Scharnieren befestigten, die sich, wie immer man will, auf- und zuklappen lassen. Die Bettfüße ragen zwei, drei Fuß über das Gestell, oft bis zur Höhe des Kopfkissens. Das Holz ist sehr schön und reich an Schnitzwerk – freilich aus Tanne, die von unserm Nußholz bei weitem übertroffen wird.

Auch hier setzt man, weil man die Teller aus blitzendem Zinn schonen will, zum Tafeln solche aus Holz hinein; neben den Betten sind oft Tücher und Vorhänge vor die Wand gespannt, damit man diese nicht durch Anspucken besudelt.

Die Deutschen sind große Liebhaber von Wappen, denn eine Unzahl hiervon hinterlassen die durchreisenden Edelleute des Landes an den Wänden aller Gasthäuser, auch sämtliche Fensterscheiben sind damit übersät.

Beim Tafeln wechselt die Speisenfolge von Gegend zu Gegend. Hier wurden die Krebse als erster Gang serviert, sonst überall vor der Nachspeise; und ihr Umfang war enorm.

In vielen Hotels, namentlich den großen, wird alles bedeckt aufgetragen.

Daß die Fensterscheiben vor Sauberkeit glänzen, liegt daran, daß die Rahmen nicht wie bei uns fest eingebaut sind, sondern sich nach Belieben öffnen und schließen lassen, was das Putzen erleichtert – und geputzt werden sie unglaublich oft.

Der Herr de Montaigne besuchte am nächsten Morgen – es war Sonntag - mehrere Kirchen, und in den katholischen, die sehr zahlreich sind, fand er den Gottesdienst überall hervorragend gestaltet.

An lutherischen Kirchen gibt es sechs (mit sechzehn Geistlichen); zwei davon wurden den Katholiken weggenommen, die anderen vier haben die Lutheraner selbst gebaut. Am selben Morgen besichtigte er deren eine, die einem großen Kollegsaal gleicht: keine Bilder, keine Orgel, kein Kreuz. Die Wände voller Bibelsprüche auf deutsch. Zwei Kanzeln, eine für den Pfarrer (einer war gerade am Predigen), eine unter ihr für den, der die zu singenden Choräle anstimmt. Nach jeder Strophe wartet die Gemeinde, bis er die nächsten intoniert. Es steht in jedermanns Belieben, ob er mitsingt (wie auch, ob er sich das Haupt bedeckt oder nicht). Hernach trat ein Geistlicher, der inmitten der Gemeinde stand, vor den Altar und las aus einem Buch eine Menge Gebete; bei etlichen erhoben sich die Gläubigen und falteten die Hände, und bei Nennung des Namens Jesu Christi verneigten sie sich tief.

Nachdem der Geistliche die Lesung barhäuptig beendet hatte, wurden auf den Altar ein weißes Tuch, eine Kanne und eine Schale Wasser gestellt. Hierauf reichte ihm eine Frau in Begleitung von zehn, zwölf andern ein Wickelkind mit unbedecktem Gesicht, das der Geistliche mit dem Wasser aus der Schale dreimal bespritzte, wobei er bestimmte Worte sprach.

Nun traten zwei Männer heran, und jeder legte zwei Finger der rechten Hand auf das Kind. Der Geistliche sprach mit ihnen, und die Tauf war zu Ende.

Beim Hinausgehen unterhielt sich der Herr de Montaigne mit diesem Geistlichen, und er erfuhr, daß sie nicht aus den Einkünften der Kirche bezahlt werden, sondern aus den öffentlichen Geldern der Stadtverwaltung.

Allein in dieser Kirche war eine größere Menge gläubigen Volks versammelt als in zwei, drei katholischen.

Wir sahen keine einzige schöne Frau. Die Kleider der Frauen heben sich stark voneinander ab. Bei den Männern hingegen fällt es sogar schwer, die Adligen zu erkennen, da alle, ganz gleich aus welcher Schicht, einen Degen an der Seite tragen, und auf dem Kopf eine Samtmütze.

Unser Gasthof zeigte auf seinem Schild einen Baum, der dortzulande Linde heißt, und lag neben den kupferbedeckten Palast der Fugger. Ein Mitglied der

Familie war etliche Jahre zuvor gestorben und hatte den Erben zwei Millionen französische Taler hinterlassen; hiervon schenkten diese den dortigen Jesuiten, damit sie für seine Seele beten, dreißigtausend Gulden in bar, womit diese sich eine großzügig angelegte Niederlassung bauten. Generell sind hier die Häuser schöner, größer und höher als in irgendeiner französischen Stadt, und die Straßen wesentlich breiter.

Der Herr de Montaigne schätzt Augsburg so groß wie Orléans.

Nach dem Mittagessen besuchten wir ein Schaufechten, das in einem öffentlichen Saal mit einer riesigen Menschenmenge stattfand. Beim Eintritt bezahlte man wie in Jahrmarktsbuden für die Akteure und zusätzlich für den Bankbesitz. Es wurde mit Dolchen, mit Zweihändern, mit beidseitig eisenbeschlagenen Stöcken und mit kurzen Breitschwertern gekämpft. Danach sahen wir uns ein Preisschießen mit Armbrust und Bogen an, und die Anlage war noch großartiger als in Schaffhausen.

Von dort aus gingen wir zu dem Stadttor, durch das wir eingezogen waren, und erblickten unter der Brücke einen das Wasser von außerhalb der Stadt heranbringenden Kanal; dieser wird seinerseits auf einer Holzbrücke über den Fluß geleitet, der den Stadtgraben durchfließt.

Das Wasser dieses Kanals nun treibt über zahlreiche Räder eine Reihe Pumpen an, die durch zwei Begleitungen das Wasser eines an dieser Stelle sehr tiefen Brunnens bis in einen mindestens fünfzig Fuß hohen Turm befördern. Dort ergießt es sich in einen großen steinernen Behälter, aus dem es durch mehrere Rohre nach unten stürzt und sich über die ganze Stadt verteilt, die allein dank dieser Vorrichtung überreich an Brunnen ist. Den Bürgern, die eine eigene Abzweigung für sich beantragen, wird es gegen eine laufende Gebühr von zehn Gulden oder eine einmalige Zahlung von zweihundert Gulden genehmigt.

Seit vierzig Jahren ist diese sinnreiche Anlage eine Zierde der Stadt.

Eheschließungen zwischen Katholiken und Lutheranern sind an der Tagesordnung, und wer die Heirat am meisten begehrt, übernimmt den Glauben des andern. Solche Ehen gibt es zu Tausenden. Unser Wirt zum Beispiel war Katholik, seine Frau lutherisch.

Die Gläser reinigt man hier mit einer langstieligen Bürste aus feinen Borsten. Es heißt, daß man sehr schöne Pferde schon für vierzig bis fünfzig Taler bekommt.

Der Stadtrat erwies den Herren d'Estissac und de Montaigne die Ehre, ihnen zum Abendessen vierzehn große Gemäße mit einheimischem Wein durch sieben uniformierte Amtsdienner und einen höheren Beamten überbringen zu lassen, den sie nun ihrerseits zur Teilnahme am Essen einluden – dem dortigen Brauch folgend, der überdies verlangte, daß man den Amtsdiennern eine kleine Abfindung gibt. Die Herren veranlaßten, daß jeder einen Taler bekam.

Der mit ihnen speisende Beamte sagte dem Herrn de Montaigne, fremde Besucher von einem gewissen Rang auf solche Weise willkommen zu heißen seien er und zwei andre beauftragt; deshalb bemühten sie sich, ebendiesen Rang herauszufinden, um danach das ihm gebührende Zeremoniell ausrichten zu können: Die einen beschenke man reichlicher mit Wein als die andern. Bei einem Herzog etwa käme einer der Bürgermeister persönlich, um ihn zu überreichen. Uns hielten sie für Barone oder Ritter.

Aus bestimmten Gründen wollte der Herr de Montaigne aber nicht, daß man die gewünschten Auskünfte erteile und unseren wahren Stand verrate. Daher verzichtete er auch, als er sich den ganzen Tag in der Stadt umsah, auf jedes Gefolge – er ist sogar der Meinung, daß gerade dies die ehrenvolle Behandlung der Herren noch erhöht habe.

Solche Ehren wurden den Herren jedenfalls in allen Städten Deutschlands und der Schweiz zuteil.

Während die Herren sich bis Kempten des denkbar schönsten Wetters erfreuten, begann es von dort an kalt zu werden, was ihnen arg zusetzte. Als der Herr de Montaigne auf seinem Rundgang nun die Liebfrauenkirche besuchte, herrschte darin eine derart grimmige Kälte, daß er sich unwillkürlich das Taschentuch vor die Nase hielt – glaubte er doch, daß man ihn ohne Gefolge und in schlichtester Kleidung überhaupt nicht beachten würde. Nachdem er mit den Augsburgern aber in engeren Kontakt gekommen war, sagten sie ihm, die Kirchgänger hätten ihn durch sein Verhalten sehr wohl sofort als Fremden erkannt. So erteilte ihn schließlich gerade das Übel, dem er am meisten zu entfliehen suchte: bei den Einheimischen durch ein von ihren Sitten und Gebräuchen abweichendes Benehmen Auffallen zu erregen – pflegt er sich doch nach besten Kräften stets der ortsüblichen Lebensweise anzupassen und einzufügen. In Augsburg trug er zum Beispiel jedesmal, wenn er ausging, eine Pelzmütze.

Nach Aussage der Augsburgern gibt es in der Stadt zwar Mäuse, aber keine Ratten, von denen das übrige Deutschland heimgesucht wird. Darüber erzählen sie zahlreiche Wunder. So schreiben sie ihre Bevorzugung einem dort beigesetzten Bischof zu; und von der Erde seines Grabes, die sie in haselnußkleinen Klümpchen verkaufen, behaupten sie, daß sie überall, wo man sie ausstreue, das Ungeziefer vertreibe.

Am Montag wohnten wir in der Liebfrauenkirche der prunkvollen Hochzeit eines reichen, doch häßlichen Bürgermädchens mit einem venezianischen Verwalter der Fugger bei. Überhaupt sahen wir dort keine einzige schöne Frau.

Die Fugger, von denen es mehrere, durchweg sehr reiche Zweige gibt, nehmen die wichtigsten gesellschaftlichen Positionen der Stadt ein. Wir durften zwei Säle ihres Palastes besichtigen: der eine groß, hoch und mit Marmorboden, der andre niedrig und reich an alten wie modernen Medaillen, dahinter ein kleines Kabinett. Das sind die prächtigsten Säle, die ich je gesehen habe.

Wir sahen uns auch die Tänze der Hochzeitsgesellschaft an: ausschließlich Allemanden. Diese werden immer wieder abgebrochen, worauf alle Herren die Damen an ihre Plätze auf den zweireihigen an den Wänden stehenden, mit rotem Tuch bedeckten Bänken zurückführen, ohne an ihrer Seite zu bleiben. Nach einer kleinen Pause holen sie, die eigene Hand küssend, die Damen wieder ab (die diese Geste jedoch nicht erwidern) und umfassen sie bis unter die Achsel, während die Damen ihnen die rechte Hand auf die Schulter legen. So tanzen sie Wange an Wange oder miteinander plaudernd, die Herren barhäuptig und eher lässig gekleidet.

An verschiedenen Stellen besichtigten wir auch andere Häuser der Fugger: Lusthäuser für den Sommer. Sie tragen mit ihrer kostspieligen Pracht zur weiteren Verschönerung der Stadt bei, wofür die ihnen dankbar ist. In einem davon sahen wir eine Uhr, die lediglich durch Wasser in Gang gehalten wird, dessen Bewegung ihr zum Gewicht dient. Auch gab es dort zwei große überdeckte Fischbehälter, zwanzig Schritt im Quadrat, worin es von Fischen wimmelte. An allen vier Seiten jedes Behälters waren viele kleine Röhren angebracht, die einen gerade, die andern nach oben gebogen. Aus all diesen Röhren ergießt sich das Wasser auf recht lustige Weise in die Behälter: hier in gradem Strahl, dort bis zur Höhe einer Lanze hervorwirbelnd.

Zwischen den beiden Behältern liegt eine zehn Schritt breite begehbare Fläche, die mit Bohlen ausgelegt ist, in denen eine Menge unsichtbarer kleiner Düsen angebracht ist. Wenn nun die Damen gerade damit beschäftigt sind, amüsiert dem Spiel der Fische zuzusehn, braucht man nur ein Ventil zu öffnen, und schon schießen aus allen Düsen dünne spitze Strahlen bis auf Mannshöhe empor und benetzen Unterröcke und Schenkel der Damen mit ihrer spritzigen Frische.

Anderswo wieder kann es beim Betrachten eines hübschen Springbrunnens geschehn, daß man auf unsichtbare Röhrchen tritt, die einem aus hundert Düsen plötzlich feinste Strahlen ins Gesicht spritzen. Hierzu paßt famos der am Brunnen angebrachte lateinische Spruch: *Du wolltest neckischen Schnickschnack? Freu dich doch – hier hast du ihn!*

Es gibt dort auch eine Voliere, zwanzig Schritt im Quadrat und zwölf bis fünfzehn Fuß hoch, rundum geschlossen mit geschickt verflochtenem Messingdraht. Drinnen haben zehn bis zwölf Tannen und ein Springbrunnen Platz. Der ganze Käfig ist voller Vögel. Wir sahen polnische Tauben (die dort *indische* heißen), wie ich sie schon von anderswoher kannte. Sie sind dick, und ihr Schnabel gleicht dem eines Rebhuhns. Und wir besichtigten auch den gut durchdachten Betrieb eines Gärtners, der in weiser Voraussicht der klirrenden Winterfröste in einem überdeckten Verschlag große Mengen von Artischocken und Kohlköpfen, Blattsalat und Spinat, Chicorée und anderem Gemüse aus frischer Ernte untergebracht und mit den Wurzeln in Erde eingeschlagen hatte, um sie so für zwei, drei Monate gut und frisch zu erhalten; und in der Tat waren an die hundert Artischocken,

obwohl er sie vor mehr als sechs Wochen geerntet hatte, noch kein bißchen verwelkt.

Auch sahen wir ein Gerät, das aus einem gekrümmten und an beiden Seiten offenen Bleirohr besteht. Wenn man es, beide Öffnungen nach oben, zunächst ins Wasser eines Gefäßes hält und dann, nachdem es sich gefüllt hat, auf geschickte Weise plötzlich so umdreht, daß das eine Ende das Wasser saugt und das andre es nach außen abfließen läßt, setzt sich der Fortgang, erst einmal begonnen, aufgrund des *horror vacui* schließlich ohne Unterbrechung fort.

Das Wappen der Fugger zeigt auf einem längsgeteilten Schild links eine azurne Lilie auf goldenem, rechts eine goldne auf azurnem Feld. Es wurde ihnen von Kaiser Karl V. bei der Erhebung in den Adelsstand verliehn.

Weiter schauten wir zu, wie Tiertreiber auf ihrem Weg von Venedig zum Herzog von Sachsen zwei Strauße durch die Stadt führten: das Männchen schwärzer und mit rotem Hals, das Weibchen eher grau; diesem entfielen zahlreiche Eier. Die Treiber waren zu Fuß, und sie sagten, die Tiere ermüdeten weniger als sie; und da sie ihnen ständig zu entweichen suchten, hielten sie ihren Körper rundum durch zwei Gurte gefesselt, von denen der eine über das Kreuz zu den Schenkeln verlief, der andre über die Schulterblätter; mit langen Leinen wurden die Tiere nach Belieben der Treiber hin und her gelenkt oder zum Stehn gebracht.

Am Dienstag durften wir durch ein ganz besonderes Entgegenkommen der Stadtväter eine zweitorige geheime Anlage in der Mauer besichtigen, durch die zu allen Stunden der Nacht jeder, der dies begehrt, zu Fuß oder zu Pferde eingelassen wird – vorausgesetzt, er sagt, wie er heißt, zu wem er will oder in welchem Gasthof er unterzukommen sucht. Die Anlage wird von zwei zuverlässigen Pfortnern bedient, die im Solde der Stadt stehn. Berittene zahlen für den Zugang zwei Batzen, Fußgänger einen.

Das äußere Tor ist mit Eisen beschlagen. Neben ihm hängt an einer Kette ein ebenfalls eiserner Griff. Wenn man ihn zieht, wird dies durch die Kette über eine ungemein lange Strecke mit vielen Windungen in den hoch oben liegenden Raum eines der Pfortner übertragen und läßt dort eine Glocke ertönen. Der Pfortner, der nur mit seinem Hemd bekleidet im Bett liegt, öffnet nun durch eine in beide Richtungen bewegliche Vorrichtung dieses erste Tor – mehr als gut hundert Schritt davon entfernt!

Der so eingelaßne Ankömmling betritt eine überdachte Brücke von etwa vierzig Schritt, die über den Stadtgraben führt. An ihr entlang verläuft in einer hölzernen Führung die Kette, die das erste Tor geöffnet hat und jetzt hinter dem Ankömmling schnell wieder schließt. Hat man die Brücke überschritten, befindet man sich auf einem kleinen Hof. Von dort aus sagt man Namen und Ziel zu jenem ersten Pfortner, der ein Stockwerk darunter seinen Platz hat (und dort gibt es noch viele weitre Unterkünfte). Der nun öffnet mit einer federgetriebnen Vorrichtung, die sich in einem Nebenraum zu seinem Gelaß befindet, zunächst eine kleine

Eisenschanke und dann über ein großes Rad die Zugbrücke, ohne daß man von den Bewegungen der Maschinerie auch nur das Geringste sähe, denn alles spielt sich im Innern der mächtigen Mauern und Tore ab. Plötzlich schließt sich das Ganze mit einem Mordsgetöse.

Hinter der Zugbrücke geht wieder ein ungemein wuchtiges, mit Eisenplatten armiertes Holztor auf. Der Fremde betritt jetzt eine Halle, die er, während das Tor hinter ihm zugeht, bis zu einem andern Tor gleicher Art durchschreitet, ohne daß er auf jemanden träfe, mit dem er sprechen könnte. Nachdem sich ihm auch dieses Tor geöffnet hat, setzt er seinen Weg in eine zweite, diesmal aber beleuchtete Halle fort. Dort hängt an einer Kette eine bronzene Schale, in der er sein Einlaßgeld wirft. Hierauf zieht der Pförtner die Schale hoch, und wenn ihm das Geld zu wenig scheint, läßt er den Fremden bis zum nächsten Morgen schmoren. Ist er jedoch, weil es dem üblichen Betrag entspricht, damit zufrieden, öffnet er ihm auf gleiche Weise wie bisher das letzte große Tor, das sich, sobald der Fremde es passiert hat, sofort hinter ihm schließt – endlich ist er in der Stadt!

Das ist eine der erfindungsreichsten Anlagen, die man je zu Gesicht bekommt. Königin Elisabeth von England hat eigens einen Botschafter nach Augsburg entsandt, damit er den Rat der Stadt ersuche, ihm Einblick in die Arbeitsweise der Maschinerie nehmen zu lassen – wie es heißt, vergeblich.

Unter der Toranlage befindet sich ein kolossaler Keller, der groß genug ist, heimlich, also ohne Wissen der gemeinen Bürger im Kriegsfall fünfhundert Pferde zur eigenen Verstärkung oder zur Entsendung nach draußen aufzunehmen.

Von der Toranlage aus gingen wir zur Besichtigung der sehr schönen Heiligkreuzkirche. Man feiert dort mit großem Aufwand ein Wunder, das sich vor etwa hundert Jahren zugetragen hat: Eine Frau wollte den Leib des Herrn nicht schlucken, sondern zog ihn wieder aus dem Mund und legte ihn mit Wachs umhüllt in eine Schachtel; nach ihrer Beichte nun fand man ihn ganz in Fleisch verwandelt. Hierfür werden zahlreiche Zeugen angeführt, und die schriftliche Schilderung des Wunders wechselt zwischen Deutsch und Latein. Unter Kristallglas wird das Wachs und dazu ein fleischfarbenedes Klümpchen ausgestellt.

Die Kirche ist wie das Fuggerhaus mit Kupfer bedeckt, was keineswegs selten vorkommt. Die Kirche der Lutheraner steht unmittelbar daneben. (Zudem ist hier wie auch anderswo das Pfarrhaus gleich neben dem Domherrenhaus bei den Katholiken mit der Kirche verbunden.)

Über dem Portal dieser lutherischen Kirche hat man doch tatsächlich das Bild der Madonna mit dem Jesuskind samt anderen Kindern und etlichen Heiligen angebracht, dazu das Wort: „Lasset die Kindlein zu mir kommen...“!

In unserm Gasthof gab es eine Vorrichtung, deren eiserne Glieder an zwei Stellen bis auf den Boden eines sehr tiefen Brunnens hinabreichten. Wenn nun oben ein junger Bursche an einem bestimmten Gerät drehte, hoben und senkten sich diese Eisenteile jeweils um zwei, drei Fuß und preßten so das Wasser vom Boden

des Brunnens in ein Bleirohr, das es in die Küchen oder überall sonst hinleitete, wo man seiner bedurfte. Ein Tüncher ist eigens dazu angeheuert, an den Wänden sich vom Moder schwärzende Stellen sofort auszubessern.

Man trug dort große und kleine Pasteten in irdenen Gefäßen auf, deren Farbe und Form diesen völlig glichen. Es gibt kaum eine Mahlzeit, zu der nicht Konfekt und Schachteln mit kandierten Früchten gerecht würden. Das Brot ist das denkbar vorzüglichste, und die in diesem Land meist weißen Weine schmecken gut. In der Gegend um Augsburg wächst freilich keiner, daher läßt man ihn aus einer Entfernung von fünf bis sechs Tagen heranziehen. Von den Wirten, die für den Wein hundert Gulden zahlen, verlangt der Staat sechzig Gulden, und von einem Privatmann, der ihn nur für seinen eigenen Bedarf kauft, die Hälfte.

An vielen Orten herrscht der Brauch, die Zimmer und Speisesäle zu parfümieren.

Die ganze Stadt folgte zunächst Zwingli. Nachdem aber die Katholiken zurückgerufen worden waren, entschieden sich die Protestanten für Luther; sie nehmen nun die zweite Stelle ein. Die Katholiken sind viel reicher an Macht als an Zahl.

Der Herr de Montaigne besuchte auch die Jesuiten, unter denen er sehr gelehrte antraf.“

III.

Soweit der Wortlaut der Augsburg-Passage aus dem Reisetagebuch des Herrn von Montaigne. Dieser Text verdient jetzt noch eine nähere erläuternde und interpretierende Betrachtung unter zumindest zwei Hinsichten: einmal unter der Perspektive von Montaignes Schriftstellerei, wobei der Zusammenhang des Reisetagebuchs mit den Essais vor allem zu bedenken ist. Dabei wird Essay 9 aus dem III. Buch mit dem Titel „*Alles ist eitel*“ („De la Vanité“) heranzuziehen sein, zum zweiten unter der kulturgeschichtlichen Perspektive, die scharf beobachtende Darstellung Augsburgs als Stadt und des Lebens der Bürger in dieser Stadt.

1. Das Reisetagebuch im Rahmen der Schriftstellerei Montaignes

Es hat durchaus den Anschein, dass der Ruhm und die Reputation des Schriftstellers Michel de Montaigne nach dem Zweiten Weltkrieg beständig im Steigen begriffen sind. Das hat wahrscheinlich zwei Hauptgründe: Einmal die (oben bereits erwähnte) Edition und Verbreitung seiner „*Euvres Complètes*“ im Rahmen der Klassikerreihe der „*Pléiade*“ (1962); zum anderen der literaturwissenschaftlichen und philosophischen Erschließung und Interpretation seiner Schriften. Für den deutschen Sprachraum geschah dies vor allem durch das Epoche machende Montaigne-Buch des Romanisten *Hugo Friedrich* (1. Aufl. 1949, 3. Aufl. 1993). Dieses Buch hat für die internationale Montaigne-Forschung Maßstäbe gesetzt, die – mehr als ein halbes Jahrhundert später – nach wie vor Geltung beanspruchen

können. Das Interesse für die Schriften Montaignes in Deutschland ist neuerdings durch die Übersetzung der „Essais“ wie des „Reisetagebuchs“ durch Hans Stilett stark erneuert worden. Auch die Philosophie hat sich Montaignes im Rahmen der europäischen Moralistik angenommen.²

Bemerkenswert in unserem Kontext ist, dass die bedeutenderen Darstellungen Montaignes stets den engen Zusammenhang bzw. die enge Korrespondenz des „Reisetagebuchs“ mit den „Essais“ herausstellen; gelegentlich wird sogar das Reisetagebuch als ein (besonders ausgedehnter) Essay verstanden. Und dies obwohl gewiss ist, dass Montaigne diesen Text nicht für die Veröffentlichung vorgesehen hatte.

Das verbindende Moment zwischen Essais und Tagebuch ist die Tatsache, dass Montaigne im Rahmen seiner Lebensführung dem *Reisen* einen sehr hohen Stellenwert einräumte; dies geht vor allem aus dem Essay „Alles ist eitel“ („De la Vanité“) (III. Buch, Nr. 9) hervor. Wie Hugo Friedrich feststellt, „Montaigne war ein Liebhaber des *Reisens*“ (S. 238). In dem Essay „Alles ist eitel“ hat Montaigne sich über die Gründe dieser Reiselust ausgesprochen: Auf der einen Seite ist es: „Dieser Trieb zum Neuen und Unbekannten“, der immer wieder seine Reiselust weckt; aber – so heißt es an dieser Stelle weiter: „auch allerlei andere Umstände tragen dazu bei: Zum Beispiel bin ich gern einmal die Sorge um meine Geschäfte los“; dabei sind ihm „störend [...] beim Reisen nur die Kosten; sie übersteigen leicht meine Einnahmen, da ich unterwegs nicht nur das Nötige bei mir haben, sondern anständig auftreten will: da muss ich eben kürzer und seltener auf die Reise gehen“ (S. 354).

Und dann an einer späteren Stelle des gleichen Textes grundsätzlich: „Warum reise ich so gern? Wenn man mich danach fragt, so sage ich gewöhnlich: ich weiß, wovor ich *flüchte*, aber nicht, was mich erwartet“ (S. 342).

Die moderne Migrationsforschung unterscheidet bei den Gründen sog. *Push-Faktoren* von sog. *Pull-Faktoren*: Beide finden sich auch in der Argumentation von Montaigne. Es sollte indes nicht unterschlagen werden, dass Montaigne nicht zuletzt aus gesundheitlichen Gründen nach Italien wollte: er suchte Linderung oder Heilung in italienischen Bädern von seinen Nierensteinen.

Schließlich nennt Montaigne noch einen wichtigen erkenntnistheoretischen Grund; er schreibt: „Abgesehen von diesen (genannten) Gründen scheint mir das Reisen auch recht *nützlich*. Es übt uns dauern in der *Beobachtung* neuer, unbekannter Dinge. Ich kenne, wie ich schon oft gesagt habe, keine bessere *Schule für unsere Bildung*, als dass wir fortgesetzt anderen, ganz verschiedenen *Lebensführungen*, Launen und Herkommen entgegentreten und dadurch schätzen lernen, in wie *ewig wechselnder Weise die menschliche Natur Gestalt* annimmt“ (S. 343).

² Vgl. H. P. Balmer, Philosophie der menschlichen Dinge, die europäische Moralistik, 1981; R. Zimmer, Die europäischen Moralisten – eine Einführung, 1999.

In seinem Buch „Beobachtende Vernunft – Philosophie und Anthropologie in der Aufklärung“ (1973) hat der italienische Philosophiehistoriker *Sergio Moravia* so etwas wie eine Geschichte des „*anthropologischen Blicks*“ für das 18. Jahrhundert geschrieben; es ist klar, dass Montaigne mit seinen „Essais“ wie mit seinem „Reisetagebuch“ in die Vorgeschichte dieses „anthropologischen Blicks“ gehört.

In seiner Interpretation des Reisetagebuchs merkt Hugo Friedrich an: „Sein Inhalt zeigt, dass es sich um mehr als eine Bäderreise handelte ...“ Denn: „er notiert nämlich noch viel mehr, nämlich alles, was ihm auffällt an Menschen, Sitten, Kulturwerken, Dingen. Das *Journal* ist ein Merkbuch seines weit geöffneten, *gründlich beobachtenden Tatsachensinns* ... So lässt er sich die Speisen des jeweiligen Landes vorsetzen, selbst wenn sie ihm nicht schmecken, nimmt an den ortsüblichen Sitten teil, wehrt jede Rücksichtnahme der Gastgeber auf seine französischen Gepflogenheiten ab, geht den eigenen *Landsleuten möglichst* aus dem Wege, lernt Italienisch und schreibt einen Teil des Tagebuchs in dieser Sprache. Es ist ihm eine Freude, nachahmend in das Fremde hineinzuschlüpfen; so eignet er es sich in *Selbsterfahrung (essayier)* an die ihm allein das authentische Wissen über Sachen und Menschen verbürgt. Der Text des Tagebuchs ist von großer Trockenheit [...]. Es ist die Trockenheit eines sachlichen Beobachtens, das unter vorläufiger Zurückstellung des Urteils so exakt wie möglich aufnehmen will und Material für spätere Verwertung sammelt.“³

Das Auffälligste an diesem Tagebuch sei – so H. Friedrich weiter – seine realkundlichen Details. So wurden die kulinarischen Sitten der verschiedenen *Städte* vermerkt, die Beschaffenheit der Betten, des Essgeschirrs, der Küchen und Öfen in den Gasthäusern; die Technik eines Ziehbrunnens werde notiert ... „Kommt Montaigne in eine Stadt, so stellt er, wie jeder damalige Reiseschriftsteller als erstes ihre geographische Lage, ihre Bewässerung, ihren Grundriss, ihr Wappen fest. Überall will er nachprüfen, ob das stimmt, was frühere Reisende über die Sache mitgeteilt haben [...]. Sein Sinn richtet sich auf das handwerkliche, zeugen- und bau schaffende Tun der Menschen, dann aber auf alles *Sittengeschichtliche*. Unter dieses fallen für ihn auch Konfessionen, Kulte und Sekten; sie sind wie eine Art Lokalkolorit der jeweiligen Gegenden.“⁴ Das wiederholte Stichwort „*Sitten*“ im Text von Hugo Friedrich verweist auf die zentrale Stellung Montaignes im Kontext der *europäischen Moralistik*, die in hohem Maße auf der Fähigkeit distanzierter und genauer Beobachtung des menschlichen Verhaltens beruht.

³ H. Friedrich, Montaigne, S. 239.

⁴ H. Friedrich, Montaigne, S. 240.

IV.

Was bisher mit Bezug auf Montaignes „Tagebuch einer Reise nach Italien durch die Schweiz und Deutschland in den Jahren 1580 und 1581“ allgemein charakterisierend über Inhalt und literarische Gestaltung – unter Berücksichtigung von Hugo Friedrichs „Montaigne“-Buch – gesagt worden war, trifft in einem ganz ausgezeichneten Sinn auch auf die *Augsburg-Passagen* dieses Tagebuchs zu, wie sie hier abgedruckt und vorgestellt werden. Eine zweite Lektüre des Textes wird dies leicht bestätigen.

Sie wird z. B. die erwähnte *doppelte* Schreibweise deutlich machen, die der einfachen Tatsache geschuldet ist, dass *zwei* Schreiber (Montaigne und sein Sekretär) den Text fortlaufend abwechselnd verfasst haben – der Sekretär wahrscheinlich nach Diktat Montaignes. Gleichwohl zeigt der Text formal eine ziemlich große und durchgängige Einheitlichkeit, die allerdings von der sprunghaften Themenbehandlung eher kontrariert wird. Die formale Einheitlichkeit der Schreibweise ist wohl dem eigentümlichen „Erkenntnisprogramm“ zu danken, das Montaigne auch in diesem (textlich-literarisch ja unvollendeten) Tagebuch anwendet und das sicher mit der (aus Hegels „Phänomenologie des Geistes“ stammenden) Formel von der „*Beobachtenden Vernunft*“ zutreffend zu charakterisieren ist; damit ist jener „*anthropologische Blick*“ des Moralisten Montaignes gemeint, der sich – je nach seinem Gegenstand – mal mehr als „kulturgeschichtlich“, mal mehr als „ethnologisch“ gibt. Man denke etwa an den berühmten „Kannibalen“-Essay (I. Buch, 30. Essay).

Was Hugo Friedrich über den detail- und aspektreichen Aufbau des Montaigneschen Berichts über seine Städtebesuche ausführt: das konkrete Eingehen auf die geographische Lage der Stadt, ihr architektonisches Aussehen, auf die Erscheinungsformen der Stadtbewohner, ihre sozialen und beruflichen Strukturen, die religiösen bzw. konfessionellen Verhältnisse etc., das findet sich in den *Augsburg-Passagen* zur konzisen knappen Stadt-Monographie zusammengezogen, so dass sich auch noch der heutige Leser ein anschauliches Bild von der damaligen Stadt-Wirklichkeit in Augsburg machen kann. Dazu tragen auch die minutiösen, nicht besonders systematischen, sondern eher sprunghaften Detailbeschreibungen – etwa des Augsburger Hotels, in dem Montaigne abgestiegen war, oder der Gottesdienste beider Konfessionen, an denen er (eher wohl aus Neugierde) teilnahm. Dabei überwiegen die kulturgeschichtlichen Aspekte deutlich, wenngleich die politischen und ökonomischen Verhältnisse der wohl situierten Reichsstadt Augsburg nicht unterschlagen, sondern durchwegs positiv geschildert werden.

So stellen sich die *Augsburg-Passagen* des „Tagebuchs“ als ein besonders gelungenes Exemplar der Montaigneschen „*Kunst des Reisens*“ und der zugehörigen *Reiseschriftstellerei* dar. Dabei ist noch einmal daran zu erinnern, dass der vorliegende, unvollendete Text des Reisetagebuchs von der moralistischen Schreib-

tention in einem engen Bezug zu seinen „Essais“ steht, denen Montaigne eigentlich seinen Ruhm als Schriftsteller verdankt.

Hellenismus. Eine Kulturgeschichte.

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg am 20. bis 22. Februar 2006

Tagungsleitung: Prof. Dr. Gregor Weber

Themenstellung und Zielsetzung

Der Hellenismus als die Zeit vom Aufstieg Alexanders des Großen (336 v. Chr.) bis zum Tod von Kleopatra VII. (30 v. Chr.) weist als besonderes Charakteristikum die geographische Ausweitung der griechischen Welt in bis dahin unbekannte Kulturräume sogar jenseits des Vorderen Orients auf. Sie ging einher mit einer Vielzahl von in Intention und Ergebnis unterschiedlichen Versuchen, der jeweils fremden Kultur zu begegnen, was von Formen der Akkulturation bis zu strikter Ablehnung bzw. getrennten Welten reichen kann.

Die wissenschaftliche Erforschung gerade dieser Epoche hat in den vergangenen Jahren kontinuierlich zugenommen, und zwar in allen fachlichen Teilbereichen – Alte Geschichte, Klassische Archäologie, Klassische Philologie und Orientalistik. Ihren Niederschlag fand diese Beschäftigung nicht nur in der materiellen Erweiterung des Wissensbestandes durch Editionen von Inschriften und Papyri, sondern vor allem in einer Reihe von methodisch innovativen Studien. Betrachtet man die derzeit behandelten Forschungsgegenstände in den einzelnen Teilbereichen, lassen sich starke Ansätze für ein kulturgeschichtliches Profil erkennen, das es auszubauen und mit einem interdisziplinären Ansatz zu schärfen gilt.

Kennzeichnend für das in den letzten Jahren etablierte Paradigma der Kulturgeschichte ist seine Orientierung an Wahrnehmungen und Deutungen von Welt, die sich der sektorialen Zuordnung an einen bestimmten als ‚Kultur‘ bezeichneten Bereich gesellschaftlicher Sinnproduktion entziehen, sondern es umgekehrt erlauben, die unterschiedlichsten Teilbereiche gesellschaftlichen Handelns aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive in den Blick zu nehmen. Nach einer jüngeren Definition umfasst Kulturgeschichte damit „...die möglichst vollständige Rekonstruktion der Bedingungen, Anlässe, Formen, Ergebnisse und Folgen sinnhaften Handelns konkreter Menschen [...] in der Vergangenheit...“, die Erforschung der „...Formen der Wahrnehmung von Wirklichkeit, ihrer Deutung und Gestaltung durch Wissen; [...] der Denkformen und Handlungsspielräume der

Menschen unter den jeweiligen konkreten geschichtlichen Bedingungen, der psychisch und kulturell konstituierten Formen und verhaltenssteuernden Wirkungen der Empfindungen, der emotionalen Sensibilitäten, des Glaubens, des Bewusstseins der Menschen...“ (R. Vierhaus).

Dementsprechend hat nicht die Rekonstruktion der Ereignisgeschichte im Vordergrund zu stehen, sondern es sind spezifische Themen in den Blick zu nehmen, bei denen die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster sowie die zugrunde liegende ‚Mentalität‘ der Protagonisten für die Zeit des Hellenismus besonders hervortreten. Es geht also um exemplarische Erarbeitungen verschiedener Deutungsmuster von Wirklichkeit. Dabei sind die Altertumswissenschaften grundsätzlich in keiner komfortablen Situation, da der Quellenbestand überaus begrenzt ist, keine seriellen Quellen zu bieten hat und oftmals Regel nur die Perspektive der gebildeten Elite vorliegt. Gerade für die hellenistische Zeit stellt sich die Situation jedoch anders dar, weil durch einen hohen Bestand an Inschriften und vor allem Papyrustexten die Möglichkeit besteht, ein größeres Spektrum an Bevölkerungsgruppen und deren Wahrnehmungen vergleichend in den Blick zu nehmen.

Mit dem nachfolgend aufgeführten Fragenkatalog verbindet sich die Zielsetzung, das methodische Potential eines kulturgeschichtlichen Forschungsansatzes anhand ausgewählter Themenkomplexe, die aus unterschiedlichen Perspektiven in den Blick genommen werden, auszuloten bzw. zu entfalten:

- In welcher Weise bestimmten die neuen Monarchien das Handeln der Menschen? Inwiefern war ‚politisches‘ Agieren auf lokaler Ebene (noch) möglich?
- Mit welchen Handlungsstrategien und in welchen Bereichen war persönliches und gesellschaftliches Prestige zu erreichen? Wie funktionierte soziale Mobilität?
- Wie legitimierten sich – alte und neue – Eliten? Welche Formen von Repräsentation, Kommunikation, Interaktion sowie im Gebrauch von Medien lassen sich ausmachen?
- In welcher Weise wurden ethnisch fremde Gruppen von den Griechen und die Griechen von der indigenen Bevölkerung wahrgenommen? Wie wurden Minderheiten ausgegrenzt?
- Welche Rolle spielte die Zugehörigkeit zu einem festen Personenverband angesichts massiver Migrationserfahrungen? Wie definieren sich diesbezüglich Identitäten und Alteritäten?
- Lässt sich eine Art von ‚Alltagsgeschichte‘ – vor allem mit Blick auf kleinere soziale Einheiten in unterschiedlichen Regionen – erstellen?
- Welche Handlungsspielräume hatten Männer und Frauen? Wie wurden sie, ebenso auch als Kinder und alte Menschen wahrgenommen und dargestellt?
- In welcher Weise wurde mit der eigenen Vergangenheit und mit der bewusst reflektierten Tradition umgegangen? Wie hat man kulturelles und soziales Wissen gespeichert?

- In welchem Umfang wohnt künstlerischen Ausdrucksformen ein Innovations- und Experimentierpotential inne?
- Worin bestanden die historischen und sozialen Voraussetzungen für die zahlreichen (intellektuellen) Entdeckungen?
- Wie artikulierten sich Vorstellungen vom Tod, von göttlichen Mächten und vom Jenseits? Wie konstruierten die Menschen für ihr Leben Sinn?

Auf der Tagung wird auch zu diskutieren sein, welche Fragestellungen und methodischen Zugriffsweisen sich für eine künftige hellenistische Kulturgeschichte als sinnvoll erweisen und bei welchen Themen sich die interdisziplinäre Zusammenarbeit noch verstärken lässt. Die Ergebnisse der Tagung werden als Sachbuch publiziert, das sich – so die bereits mit dem Verlag Klett-Cotta (Stuttgart) getroffene Vereinbarung – bewusst auch an ein breiteres Publikum richtet.

Kontaktadresse:

*Prof. Dr. Gregor Weber
Lehrstuhl für Alte Geschichte
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86150 Augsburg
Gregor.Weber@phil.uni-augsburg.de*

Buchrezensionen

Laetitia Boehm, Gerhard Tausche (Hg.): Von der Donau an die Isar. Vorlesungen zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität 1800-1826 in Landshut. Berlin: Duncker & Humblot 2003. ISBN 3-428-11226-1. 408 S., € 28,-.

Die Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität ist mittlerweile so gut erforscht wie kaum eine andere Universitätshistorie. Dieser Tatbestand ist maßgeblich der Hauptherausgeberin des vorliegenden Bandes zuzuschreiben, deren Lehrstuhl nach ihrem Ausscheiden von ihren Kolleginnen und Kollegen zunächst nicht mehr der gleichwertigen, jetzt überhaupt nicht mehr der Wiederbesetzung für würdig erachtet worden ist.

Die Geleitworte des Bandes – von der Hauptherausgeberin sowie Hans-Michael Körner, in seiner Eigenschaft als Vorstand des Universitätsarchivs – stehen unverkennbar im Bann der Jubiläums- und Buchpräsentationsfeierlichkeiten, in deren Rahmen sie entstanden. Die titelgebende Frage des zweiten Geleitworts „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universitätsgeschichte?“ wird in keiner Weise beantwortet. Als Überblick gut gelungen ist hingegen der zweite Beitrag, die Skizze des zweiten Herausgebers zur Geschichte der Universität, insbesondere des Verhältnisses der Stadt Landshut zu den Studenten, während der Landshuter Phase 1800-1826. Besonders wertvoll sind hier, wie in anschließenden Beiträgen, zahlreiche Bild- und Textdokumente. Ebenfalls beeindruckend farbig und geradezu unterhaltsam sind die Ausführungen Dietz-Rüdiger Mosers zu den offenbar sonst in dieser Form selten anzutreffenden Faschings-Schlittaden der Landshuter Studenten. Aufschlussreich ist die starke konfessionell-gegenreformatorische Ausrichtung der komödienhaft-grotesken Ausschmückung, Liedgestaltung und Textanreicherung des Treibens, dessen obrigkeitliche Kontrolle offenbar nicht wirklich gelang, d.h. durchaus Rückschlüsse auf die Mentalität und Weltwahrnehmung der Studenten - die freilich gerade nicht besonders revolutionär war - zulässt. Hans-Michael Körners Skizze des Verhältnisses von Kurprinz Ludwig zu Landshut – Ludwig ließ als König die Universität nach München verlegen – scheint etwas knapp und eher betulich geraten. Ähnliches gilt für Manfred Heims Ausführungen zur Umbruchsituation für Kirche und Theologie in der Landshuter Phase: was fehlt, ist der Vergleich, der das Profil der bayerischen Landesuniversität entschieden schärfer hätte hervortreten lassen müssen. Dagegen reichert Hans-Georg Hermann seine Darstellung zur Landshuter Rechtswissenschaft mit gutem Erfolg mit derartigen komparativen Elementen an. Die Bedeutung der Juristen dieser Phase war demnach in Teilen berechtigterweise überregi-

onal. Nur vergleichsweise wenige modern-empirische Ansätze wies demgegenüber die Medizin auf, wie Christa Habrich darlegt; die Landshuter Fakultät eignete sich vielmehr eine „romantische“ Prägung an, die freilich durchaus auch Vorzüge mit sich brachte. Robert Stalla skizziert die Geschichte des „Instituts der bildenden Künste“ an der Universität, dessen Einrichtung im Gefolge der Überlassung einer Kupferstichsammlung den Beginn der universitären Kunstgeschichte markiert: zwischen 1804 und 1817 verfügte die bayerische Landesuniversität über den ersten deutschen Lehrstuhl für Kunstgeschichte überhaupt. Den besten und zugleich längsten Beitrag hat die Hauptherausgeberin selbst beigesteuert. Ihre souveränen Darlegungen zu den zeitgenössischen und forschnerischen Wahrnehmungen und Einschätzungen der Landshuter Universität in den Bedingungen ihrer Zeit bestechen durch Nüchternheit und Klarheit. Unmissverständlich kommt die dynastische, monarchische und landespolitische Instrumentalisierung des gelehrten Instituts zum Ausdruck, wird der Konflikt zwischen Aufklärern und Religiösen vorgeführt, erfahren die wirtschaftlich-finanziellen Grenzen wie die bald nach der Verlagerung nach München einsetzenden Versuche Würdigung, die Landshuter Phase in ein sinnhaftes Translationsmodell der bayerischen Landesuniversität einzuordnen, gestützt durch vielfältige Formen universitätskultureller Gedächtnisbildung. Auch diesen weit über 100 Seiten umfassenden Ausführungen fehlen dokumentarische Beilagen nicht. Der Band wird durch diverse Verzeichnisse und ein zuverlässiges Personenregister abgeschlossen.

Obwohl die gut ausgestattete Kollektion in erster Linie ein vielleicht sogar nostalgisch beeinflusstes Interesse an speziell der Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität bedient, während übergreifende Rahmenbedingungen und Kontexte häufig zu kurz kommen, stellt sie doch einen Vorrat von Daten und Fakten einerseits und manchen interpretatorischen Ansätzen andererseits dar, der auch für die allgemeine Universitätsgeschichte von Nutzen ist.

Wolfgang E. J. Weber

Peter Cornelius Claussen: Die Kirchen der Stadt Rom im Mittelalter 1050-1300. Bd. 1: A-F (Corpus Cosmatorum II, 1) (= Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie 20). Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2002. ISBN 3-515-07885-1. 517 S., 388 Abb., € 130,-.

Die auf vier Bände angelegte, vom Schweizer Nationalfonds geförderte Studie zu den römischen Kirchen des Mittelalters wirkt durch ihr programmatisches Erscheinen in der Reihe „Corpus Cosmatorum“ gleichsam wie eine Fortsetzung der

bisher leider einbändig gebliebenen Untersuchung des Autors von 1987 zu den „Magistri Doctissimi Romani“, den römischen Marmorkünstlern des Mittelalters. Die unmittelbare Anknüpfung an diese Vorgängerstudie erfolgt eingangs durch verschiedene Korrekturen, u.a. wird der dort behandelte Künstler Cintio di Salvati nun als eine Invention von 1907 entlarvt. Ähnlich sind außerdem der methodische Zugriff und die interdisziplinäre Ausrichtung, denn auch der neue Band konzentriert sich auf die in Bild- und Textquellen dokumentierten charakteristischen „Cosmatenarbeiten“ mit Pavimenten in Steineinlegearbeit und liturgisch motivierter Marmorskulptur, wobei Architektur, Wandmalereien und Mosaiken ergänzend einbezogen werden. Auf eine knappe, aber grundlegende Einleitung folgt ein fundierter Katalog derjenigen im hohen Mittelalter errichteten oder umgestalteten ca. 120 Kirchenbauten, die heute noch Reste aus dieser Zeit enthalten oder für die zumindest entsprechende Informationen überliefert sind. Der vorliegende erste Band reicht von S. Adriano bis S. Francesca Romana (bis ins 17. Jahrhundert: S. Maria Nova) und umfasst damit einige der wichtigsten kirchlichen Neubauten des 12. Jahrhunderts wie S. Bartolomeo all'Isola, S. Clemente und S. Crisogono; andere bedeutende Bauwerke wie S. Maria in Trastevere sind aufgrund der alphabetischen Reihenfolge erst für den dritten Band geplant. Die zeitliche Beschränkung auf die Jahre von ca. 1050 bis 1300 wird einsichtig begründet, einerseits mit einem langsamen baulichen Neuanfang in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, angeregt von der Kirchenreform und der nach Rom ausstrahlenden Erneuerung der Abteikirche von Montecassino unter Abt Desiderius (1066-1071), und andererseits mit der nach 1260 einsetzenden Krise römischer Identität und Kontinuität, die mit dem Exil der Päpste von 1306 vollkommen abbrach. Claussen betont die schöpferische Geschlossenheit dieser ‚Renovatio‘ römischer Kirchen mit der „sukzessiven Metamorphose antiker Substanz“ (12); dies bedeutet gleichzeitig, dass die dadurch entstehende Untersuchungslücke zum vorausgehenden, nur bis zum Jahr 900 reichenden ‚Corpus Basilicarum Christianarum Romae‘ von Richard Krautheimer (5 Bde., 1937-1977) zu akzeptieren ist.

Die Einträge zu den einzelnen Kirchen sind einheitlich gestaltet: Am Anfang stehen der Kirchenname, eine kurze Aufzählung der mittelalterlichen Elemente und die grundlegenden Angaben zur Geschichte, ehe der Text dann den erhaltenen oder über Reste, Bild- und Textquellen erschlossenen mittelalterlichen Bestand gründlich beschreibt. In die eingehende Analyse der einzelnen Objekte werden – manchmal etwas langatmig, aber äußerst nützlich – die intensiven Auseinandersetzungen um kontroverse Forschungsergebnisse eingebettet und eine Fülle an Quellen und Literatur verarbeitet. So liefert jeder Beitrag eine fundierte Zusammenschau zahlreicher Details, deren Ergebnisse am Ende jeweils kurz und prägnant zusammengefasst werden, um den Stellenwert der Kirche in der Entwicklung des eigenartigen, aber selbstbewussten Stils der römischen Kunst zu bestimmen und die ideologischen Funktionen einzelner Ausstattungselemente in der liturgi-

sehen Ordnung zu verdeutlichen. Denn die Räume müssen, auch wenn sie offensichtlich auf eine Papstmesse ausgerichtet waren, multifunktional nutzbar gewesen sein.

Vorsichtige Zuweisungen und Einordnungen eröffnen interessante neue Ergebnisse; sie betreffen u.a. die Entstehungszeit von S. Adriano am Forum in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die Innenausstattung (insbesondere die Reste der Schrankenplatten) von S. Agnese fuori le mura sowie die Datierung des Portalrahmens von S. Apollinare, heute in den Grotten von St. Peter, in das späte 11. Jahrhundert. Besonders kontroverse Diskussionen werden möglicherweise die neuen Ideen zu S. Bartolomeo all'Isola auslösen, dessen heute bestehender Bau vom Anfang des 12. Jahrhunderts zwischen 1156 und ca. 1200 eine Neuausstattung erfuhr, deren hohe Qualität mit der Verwendung von Porphyrt und hochwertigen Spolien auf die kaiserliche Protektion vor allem durch Friedrich Barbarossa zurückgeführt wird. Dazu gehören neben der liturgischen Innenausstattung auch die zwei Portallöwen und vor allem der berühmte Marmorbrunnen (pozzo), dessen Reliefs Claussen früher selbst ins frühe 11. Jahrhundert datierte, nun aber nach eingehender Analyse der historischen Quellen der Mitte des 12. Jahrhunderts zuschreibt, was dem rein stilistischen Befund widerspricht. Die Bauchronologie von SS. Bonifacio e Alessio scheint sich in zwei Hauptphasen vollzogen zu haben, nämlich erstens in der Erstellung von Krypta und Basilika inklusive der Ausstattung um 1100 sowie zweitens in deren Umgestaltung ab 1217, wobei eine Baumonographie als dringendes Desiderat gefordert und mögliche Überraschungen angekündigt werden. Eine individuelle Bedeutung misst Claussen auch weiteren Kirchen bei: In S. Cecilia in Trastevere erkennt er eine „neue Dimension der Auseinandersetzung mit der Antike“ (263), der Neubau von S. Crisogono (1123-1129) setzte angeblich neue Maßstäbe im römischen Kirchenbau und für S. Francesca Romana (S. Maria Nova) betont er die exponierte Stellung in der römischen Sakraltopographie am Forum und an der Via Sacra. Ein Sonderfall sind die heutigen Ausstattungsstücke aus S. Cesareo, deren Herkunft unklar ist, in die aber verschiedene von Cesare Baronio zusammengetragene Teile aus S. Paolo fuori le mura eingeflossen sein dürften, da sie die erlesene Qualität und Prachtentfaltung römischer Marmorkunst aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts widerspiegeln. Als idealtypisches Beispiel für die liturgischen Regieanweisungen bei Prozessionen schildert Claussen das Paviment von S. Clemente, interpretiert als Musterbau der Reform unter Leo von Ostia; die ausführlichen Erklärungen axialer Bezüge zeigen anschaulich, wie die Ordines des 12. und 13. Jahrhunderts für Festliturgien beim päpstlichen Introitus umgesetzt wurden und als multifunktionales Angebot weiterverarbeitet werden konnten.

Trotz der Unhandlichkeit des gewichtigen Bandes für Kirchenbesuche vor Ort, mancher Druckfehler und einer fehlenden didaktischen Aufbereitung (z.B. wenigstens in einem Stadtplan zu den behandelten Kirchen) ist der hohe wissen-

schaftliche Nutzen des fundierten, in einem Register gut aufbereiteten Werkes, dessen differenziert vorgetragene Ergebnisse überzeugen, nicht zu bestreiten. So ist zu hoffen, dass das Unternehmen schnell voranschreitet und auch die weiteren Bände bald erscheinen werden.

Ingrid Baumgärtner

Dorothea Diemer: Hubert Gerhard und Carlo di Cesare del Palagio. Bronzeplastiker der Spätrenaissance. Band I: Darstellungen. 420 S., 273 Abb. Band II: Dokumente, Kataloge, Tafeln. 544 S., 312 Tafeln (Denkmäler deutscher Kunst). Berlin: Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft 2004. ISBN 3-87157-204-7, € 248,-.

Um 1600 spielte die Bronzeplastik im Gefüge der herrschaftlichen Repräsentation an den europäischen Fürstenhöfen eine zentrale Rolle. Allerdings verfügten nur wenige Künstler über die Fähigkeit, aus dem begehrten Material Skulpturen zu schaffen, deren Qualität das Niveau der in Florenz von Giambologna, dem führenden Bildhauer der Zeit, geschaffenen Figuren erreichte.

Zu diesen wenigen Spitzenkünstlern der Spätrenaissance, die in ganz Europa ihre Spuren hinterließen, gehört auch Hubert Gerhard (um 1550-1620). Von Geburt Niederländer, erlernte er in den Werkstätten des Florentiner Hofes die Bildhauerei und wurde von dem bayerischen Herzog Wilhelm V. an den Münchener Hof berufen. Während Albrecht V., Wilhelms Vater, die in der berühmten Kunstkammer verwahrten Kunstwerke zumeist im Ausland erworben hatte, verfolgte sein Sohn eine gänzlich unterschiedliche Strategie, indem er vornehmlich oberitalienische und florentinische Spitzenkünstler nach München holte, um mit vor Ort geschaffenen Bildern und Skulpturen den zeitgenössischen Anforderungen an höfische Repräsentation zu genügen. Die Koordination des Kunstschaffens lag in den Händen des in Florenz geschulten Niederländers Friedrich Sustris, ohne dessen Persönlichkeit die Münchener Hofkunst um 1600 kaum überregionale Bedeutung erlangt hätte. Offensichtlich hatte Wilhelm den Ehrgeiz entwickelt, mit der Mediciresidenz zu konkurrieren. In der Arnstadt reifte auch Carlo di Cesare del Palagio (1538-1598) zum Bildhauer heran, der in die Dienste des Augsburger Patriziers Hans Fugger trat; Anfang der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts arbeiteten Gerhard und Carlo für das Haus Fugger.

In der Folgezeit waren beide Künstler, deren Temperament sich stark voneinander unterschied, an Projekten Herzog Wilhelms beteiligt, der die Bronzespezialisten unter anderem mit dem Skulpturenprogramm der Münchner Residenz und

den Bronzen für das Stiftergrabmal des Herzogs und seiner Gattin Renata betraute. Zu den Glanzstücken des Gerhardschen Schaffens zählen die Statue des Erzenzels Michael an der Fassade der Münchner Michaelskirche, der Mars-Venus-Brunnen aus Schloss Kirchheim und der Augsburger Augustusbrunnen, die „bedeutendste Monumentalisierung der humanistischen Interessen“ (I, S. 222) des Augsburger Patriziats. Bronze erfüllte hier die Funktion eines Statussymbols, das die Macht des Auftraggebers sinnfällig zum Ausdruck brachte und die herausgehobene Position des Mäzens im europaweit ausgetragenen Konkurrenzkampf um den Zugriff auf die besten Künstler der Zeit verewigte – eine Bronzeskulptur von der Hand Gerhards bürgte für exklusive Qualität und trug so zur Fama Wilhelms V. und Hans Fuggers bei.

Zentrale Bedeutung bei der Etablierung des Bronzegusses in München besaß auch Herzog Wilhelms jüngerer Bruder Ferdinand, zeitlebens meist „ein privatisierender Kavalier ohne politische Aufgabe“ (I, S. 121), dessen Reiterbrunnen, der jetzt in der Münchener Residenz aufgestellte Wittelsbacherbrunnen, unmittelbar nach seiner Vollendung als herausragendes Kunstwerk wahrgenommen wurde: „Es sollte der erste Brunnen mit auf dem Beckenrand lagernden Figuren nach italienischem Vorbild auf deutschem Boden werden, ein Brunnen, der großes Aufsehen erregte und eine reiche Nachfolge fand“ (I, S. 194). Dass auch Carlo, der zeitweilige Mitarbeiter Gerhards, überregionale Beachtung genoss, belegen seine Arbeiten für die sächsischen Kurfürsten in der Wettiner Grablege im Freiburger Dom und dem Lusthaus auf der Dresdener Jungfernbastei.

Mit der Abdankung Wilhelms zugunsten seines Sohnes Maximilian 1597/98 endete die Tätigkeit Gerhards und Carlos für den Münchener Hof. Während Carlo bald nach seiner Übersiedlung nach Mantua starb, trat Gerhard in die Dienste Erzherzog Maximilians III. von Österreich, für den er von 1599 bis 1602 in Mergentheim und von 1602 bis 1612 in Innsbruck arbeitete, wo er auch das Grabdenkmal Maximilians schuf. 1613 kehrte Gerhard nach München zurück, ohne die einstige Produktivität zu erreichen, und starb dort aus der Sicht der Zeit als hochbetagter Mann.

Sowohl in München, wo der Hof keinen Wert auf den Künstler als Person legte, wie auch in Innsbruck - dort hatte Erzherzog Maximilian seit 1599 weitgehend auf fürstliche Repräsentation verzichtet - fiel Gerhards Name rasch der Vergessenheit anheim. Das Zeitalter des Barock zog die in einem warmen Kolorit gehaltenen Figuren des Hofmalers Christoph Schwarz den Werken anderer Münchener Hofkünstler vor, zu denen auch Hubert Gerhard gehörte. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts geriet Gerhard erstmals wieder ins Blickfeld der Münchener Geschichtsforschung.

In Augsburg hingegen erwähnte bereits 1765 Paul von Stetten in seinen *Merkwürdigkeiten* den niederländischen Bildhauer als Schöpfer des Augustusbrunnens. Stetten verfolgte mit seiner Darstellung einen patriotischen Zweck im Sinne der

Steigerung der Fama Augsburgs: „Augsburg pranget mit öffentlich ausgestellten Kunststücken, mehr als eine Reichsstadt in Deutschland, und es verlohnt sich der Mühe, das Angedenken der Künstler zu erneuern, denen wir solche zu danken haben“ (zitiert in Diemer II, S. 10).

Das zweibändige, wahrhaft monumentale Werk Dorothea Diemers eröffnet in vielerlei Hinsicht neue Blicke auf das Œuvre beider Künstler: Neu insofern, als es erstmals Leben und Werk Gerhards und Carlos auf der Basis intensiver Archivstudien grundlegend behandelt, neu aber auch, da der zweite Band sämtliche erhaltene Bronzeskulpturen zum Teil in historischen Aufnahmen umfassend fotografisch dokumentiert. Besticht die Darstellung durch die Eleganz des Stils, so faszinieren die Abbildungen und Tafeln, deren Qualität die Sinnlichkeit des Materials Bronze und die Virtuosität Gerhards und Carlos eindrucksvoll vor Augen führt.

Stefan W. Römmelt

Volker Dotterweich (Hg.): Mythen und Legenden in der Geschichte (= Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg, Nr. 64). München: Verlag Ernst Vögel 2004. ISBN 3-89650-128-3. 303 S., 14 Abb., € 26,-.

Hervorgegangen aus einer im Sommer 1998 an der Universität Augsburg veranstalteten Vortragsreihe widmet sich der vorliegende Sammelband einem in der Geschichtswissenschaft lange Zeit vernachlässigten Gegenstand: der Frage nach der Entstehung, Funktion und Wirkungsmächtigkeit von Mythen und Legenden in der Geschichte. Vor über einem Jahrzehnt hat der Heidelberger Ägyptologe Jan Assmann in seiner bahnbrechenden Studie über *Das kulturelle Gedächtnis* (1992) früher Hochkulturen erstmals auf die „fundierende“ und „kontrapräsentische“ Funktion von Mythen hingewiesen. Damit gemeint ist einerseits der Blick auf die eigene Gegenwart als Teil einer sinnvoll erscheinenden Geschichte (fundierender Mythos) und andererseits die mythische Erinnerung an eine heroische Vergangenheit aus einer wiederum gegenwartsbezogenen „Defizienz-Erfahrung“ heraus (kontrapräsentischer Mythos). Für beide Mythos-Formen konstatiert Assmann eine für ganze Gesellschaften handlungsleitende und damit identitätsstiftende Kraft, die er als „Mythomotorik“ bezeichnet. Diese Mythomotorik in der Geschichte aus unterschiedlichen zeitlichen und thematischen Perspektiven herauszuarbeiten und einer bezüglich ihrer stabilisierenden wie destabilisierenden Wir-

kung kritischen Analyse zu unterziehen, hatte sich die Augsburger Vortragsreihe zum Ziel gesetzt.

Zu Beginn definiert der Herausgeber *Volker Dotterweich* kurz die Begriffe „Mythos“ und „Legende“. Für ihn beziehen sich Mythen auf große Ereignisse oder Persönlichkeiten von epochaler und damit die gesamte Menschheitsgeschichte betreffender Wirksamkeit. Im Unterschied dazu beschreiben „Legenden“ quasi auf einer Mikro-Ebene einzelne historische Begebenheiten und Entscheidungen. In beiden Fällen gilt, dass den jeweiligen Mythen oder Legenden entweder tatsächliche historische Bezüge zu Grunde liegen oder diese aus einer Fälschung bzw. Lüge heraus entstanden sein können. In diesem Zusammenhang verweist Dotterweich – ganz im Sinne Assmanns – auf die besondere Bedeutung von Defizienz-Erfahrungen für die Herausbildung und Reproduktion von Mythen und Legenden. „Denn offenbar besteht“, so der Herausgeber, „in Zeiten krisenhafter gesellschaftlicher Prozesse das Bedürfnis nach einer möglichst einfachen Erklärung komplexer politischer, ökonomischer und sozialer Zusammenhänge fort [...]. Die Folge ist die emotionale Hinwendung zu monokausalen, stereotypen, legendären oder eben mythischen Vorstellungen, Bildern und Deutungen aus der Geschichte“ (S. 8).

Der erste Beitrag des Sammelbandes beschäftigt sich mit kriegerischen Mythen im alten Griechenland am Beispiel der Perserkriege, des athenisch-lakedaimonischen Dualismus und des Peloponnesischen Krieges. Aus Sicht des Althistorikers *Gunther Gottlieb* liefert das Athen des 5. Jahrhunderts v. Chr. das Musterbeispiel einer bis heute stets wiederkehrenden Form politischer Mythenbildung. Als deren damaligen Ausgangspunkt identifiziert Gottlieb den athenischen Sieg über die Perser in der Schlacht von Marathon (490 v. Chr.), der einen zentralen Platz im athenischen Bewusstsein einnehmen sollte. Der „Mythos Marathon“ avancierte fortan zu einem Zeugnis von Mut, Tapferkeit und absoluter Opferbereitschaft, mit einer für die athenische Gesellschaft äußerst identitätsstiftenden Kraft. Ganz gezielt wurden von politischer Seite die Ereignisse des Jahres 490 v. Chr. und die daraus resultierende Stärke Athens wach gehalten und sowohl im Vorfeld als auch während des Peloponnesischen Krieges (431-404 v. Chr.) als Motivation und stetige Rechtfertigung für den Führungsanspruch Athens herangezogen. Im Sinne Ernst Cassirers konstatiert Gottlieb daher für die Entwicklung politisch instrumentalisierbarer Mythen einen expliziten Konnex zwischen innerer und äußerer Gefahr.

Gleichfalls einem antiken Sujet widmet sich der anschließende Beitrag des Althistorikers *Veit Rosenberger*, nämlich der vermeintlichen oder tatsächlichen römischen „Gallierfurcht“. Im Zentrum seiner Mythenanalyse steht die beinahe Eroberung Roms durch ein keltisches Heer im Jahre 387 v. Chr. Buchstäblich in letzter Minute war es damals einem römischen Ersatzheer gelungen, die listigen Gallier zu besiegen und eine drohende Okkupation, ja Zerstörung Roms zu ver-

hindern. Vergleichbar dem Marathon-Erlebnis im Fall Athens markiert nach Ansicht Rosenbergers somit auch die Rettung Roms den Beginn einer erfolgreichen Mythenbildung aufgrund äußerer Gefahr. So habe der drohende Verlust der Hauptstadt innerhalb der römischen Gesellschaft maßgeblich zur Entstehung eines positiv besetzten und wiederum identitätsstiftenden „Rom-Mythos“ beigetragen. Kurz: Die Rettung Roms wurde nicht als Schwäche, sondern als Beweis für die Überlegenheit der römischen Kultur gedeutet. Die in der älteren und jüngeren Sekundärliteratur immer wieder vertretene These, das Ereignis von 387 v. Chr. habe bei den Römern den Negativ-Mythos einer nachhaltigen „Gallierfurcht“ ausgelöst, demaskiert Rosenberger an Hand einschlägiger zeitgenössischer Quellen (z.B. Livius) eindrucksvoll als eine aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive bemerkenswerte Form moderner, der historischen Realität jedoch widersprechender Mythenbildung.

Einen Sprung ins Mittelalter vollzieht der Mediävist *Bernhard Schimmelpfennig* mit seinem Beitrag über die – jüngst durch den historischen Roman von Donna W. Cross sehr populär gewordene – Legende von der Päpstin Johanna. Tatsächlich existieren erste Berichte über eine Frau auf dem Stuhl Petri aus dem 13. Jahrhundert. Die für die heutige Rezeption wohl bedeutendste Überlieferung der Johanna-Legende stammt von dem schlesischen Dominikaner Martin von Tropa aus dem Jahre 1277. Auf dessen Chronik lässt sich sowohl die Namensgebung als auch die Datierung der Amtszeit Johannas auf das Jahr 853-855 zurückführen. Für den Dominikaner handelte es sich bei der Päpstin ganz offensichtlich um eine historische Gestalt. Nicht zuletzt sein Bericht trug entscheidend dazu bei, diese Ansicht auch innerhalb der Kirche zu verbreiten. Erst seit der Renaissance nahmen die Zweifel an der Richtigkeit der Berichte über eine weibliche Päpstin zu. Die nun dezidierte Ablehnung der Johanna-Geschichte durch die Kurie wurde von ihren Anhängern bis in die heutige Zeit (Cross) allerdings als klarer Beleg dafür angesehen, dass die Geschichte – trotz aller Zweifel – einen wahren Kern besitzen müsse. Schimmelpfennig jedoch weist eindrucksvoll nach, dass die vorhandenen Quellen aus dem 9. Jahrhundert keinerlei Rückschlüsse auf eine tatsächliche Existenz Johannas zulassen. Als Ursprung der Legende identifiziert er die römischen *Mirabilia*, phantasievolle Histörchen, die von ortskundigen Führern seit dem 12. Jahrhundert ahnungslosen Rompilgern zur Erklärung römischer Besonderheiten präsentiert wurden. Diese wiederum überlieferten in ihrer Heimat die in Rom gehörten *Mirabilia* als historische Tatsachen, was den Umstand erklärt, dass die frühesten schriftlichen Berichte über eine weibliche Päpstin eben aus der Feder von Nichtrömern stammen.

Der Landeshistoriker *Rolf Kießling* widmet sich den Stadtgründungslegenden schwäbischer Reichsstädte im Spätmittelalter. Am Beispiel der Städte Augsburg, Ulm und Memmingen zeigt Kießling, das seit Mitte des 15. Jahrhunderts zu beobachtende Bemühen des reichsstädtischen Bürgertums, durch – historisch freilich

äußerst fragwürdige – Rekonstruktionen der jeweiligen Stadtgründungsgeschichte, zur Stärkung des bürgerlichen Selbstbewusstseins beizutragen. Das Hauptziel bestand darin, den Status der gegenwärtigen Stadt als „universitas civium“ durch den historischen Rückbezug auf eine ruhmreiche Gründungsgeschichte nach innen wie nach außen argumentativ abzusichern. In der Regel wurde die Stadtgründung in römische oder in eine sagenumwobene vorrömische Zeit verlegt, unabhängig davon, ob tatsächliche historische Zeugnisse hierfür vorlagen. Gleichwohl warnt Kießling davor, die tatsächliche Bedeutung von Stadtgründungslegenden aufgrund ihrer historischen Fragwürdigkeit zu marginalisieren. In diesem Sinne gelangt er zu folgendem bedenkenswertem Fazit: „Die Gründungslegenden als mehr oder weniger fabulös zu diffamieren, erscheint aus der Perspektive einer kritischen Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts einfach. Zieht man diese Chronistik aber nicht mehr primär wegen des historischen Quellenwerts heran, sondern als Spiegel des bürgerlichen Selbstverständnisses, so ergeben sich mehrere aufschlussreiche Einsichten“ (S. 73).

Mit einem besonderen Phänomen aktueller Freizeitkultur beschäftigt sich anschließend die Volkskundlerin *Sabine Doering-Manteuffel*. Im Zentrum ihrer Untersuchung steht die seit den ausgehenden 1960er Jahren zu beobachtende populäre Mittelalter- und Fantasybegeisterung, die sich vor allem im großen Erfolg zahlreicher Fantasy-Romane, einer Renaissance mittelalterlich angehauchter Festivitäten oder im Zulauf zu so genannten „Rollenspielvereinigungen“ niederschlägt. Für Doering-Manteuffel lässt sich diese mythisch eingefärbte und mit den historischen Realitäten nur selten übereinstimmende Rückwendung in erster Linie mit einer grundlegenden Defizienz-Erfahrung erklären. Ihre These lautet: vor allem junge Menschen haben das Gefühl an der Gestaltung ihrer Gegenwart nicht ausreichend partizipieren zu können und greifen daher verstärkt spirituelle Stoffe aus einer vermeintlich leichter zu begreifenden und damit glücklicheren Vergangenheit auf. Das Ziel dieses mythischen Rückgriffs sei die – gerade für labile Persönlichkeiten nicht ungefährliche – Flucht in eine bessere Welt jenseits der eigenen tristen Alltagserfahrungen. „Eine Analyse des Berufsprofils der Mitglieder von Mittelalter-Vereinen“, so Doering-Manteuffels abschließende Einschätzung, „würde hier sicherlich einen recht eindeutigen Befund an einem Mangel an „Abenteuer“ erbringen“ (S. 91).

Der Frühneuzeit-Historiker *Johannes Burckhardt* widmet sich einem Gegenstand, der auf erschreckende Weise bis in die jüngste Vergangenheit kaum an Bedeutung verloren zu haben scheint: gemeint ist die Instrumentalisierung von Mythen als Kriegsgrund. Ausgehend von der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gelingt es Burckhardt anschaulich darzulegen, dass der politisch oder religiös motivierte Rückgriff auf historische Ereignisse seit dem 17. Jahrhundert immer wieder als Ursache und Legitimation für kriegerische Auseinandersetzungen diente. Zu Recht betont Burckhardt, dass hierbei die Grenzen zwischen

tatsächlichem Geschichtsbezug und mythischer Überhöhung oftmals fließend sind. Bemerkenswert ist ferner sein Hinweis, dass das „Sicherheitsrisiko“ so genannter „Jubiläumsmysmen“ mit der zeitlichen Nähe des Jubiläums zur Zeitstruktur des dazugehörigen Mythos beträchtlich zunimmt (vgl. z.B. das Säkularjubiläum des Lutherschen Thesenanschlags im Jahre 1617 und der ein Jahr später erfolgte Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges). Andererseits verweist Burckhardt aber auch auf den häufig übergangenen Umstand, dass nicht nur „schlechte“ sondern auch dezidiert „gute“ Mythen existieren. Als Beispiel führt er das seit 1632 alljährlich am 8. August gefeierte Augsburger Friedensfest an, das im Laufe der Zeit einen wahren Friedensmythos begründet habe. Gute Mythen, so Burckhardts bedenkenswertes Fazit, müssten daher nachhaltig unterstützt, schlechte, d.h. konfliktfördernde Mythen dagegen konsequent zurückgedrängt werden.

Einen personenbezogenen Mythos des ausgehenden 19. Jahrhunderts analysiert der Kulturhistoriker *Wolfgang E. J. Weber*. Dem schon kurz nach der Entlassung des ersten Reichskanzlers im Jahre 1890 einsetzenden „Bismarck-Mythos“ attestiert Weber eine insgesamt negative Auswirkung auf die politische Kultur Deutschlands. Hinsichtlich der grundlegenden Frage, welche Trägergruppen zur Konstruktion des Bismarck-Mythos maßgeblich beigetragen haben, lenkt Weber den Blick auf die fachwissenschaftliche Historie. Er weist eindrucksvoll nach, dass bedeutende Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft – von Erich Marcks und Walter Goetz über Gustav Schmoller bis hin zu Friedrich Meinecke – im Rahmen ihrer publizistischen Tätigkeit und in unkritischer Rezeption der Bismarckschen *Gedanken und Erinnerungen* für die mythische Überhöhung des Reichsgründers mitverantwortlich waren. Erst seit Mitte der 1920er Jahre setzte mit dem Berliner Historiker Hans Delbrück allmählich eine fachwissenschaftliche Dekonstruktion – jedoch keine öffentliche Destruktion – der über Jahrzehnte verfestigten Bismarck-Legende ein. Die somit im Zusammenhang mit der Entstehung aber auch Zerstörung des Bismarck-Bildes höchst ambivalente Rolle der deutschen Fachhistorie lässt Weber zu dem Schluss kommen, dass gerade die professionelle Geschichtswissenschaft ihrer Verantwortung gerecht werden müsse, „mythengestiftete politische Ansprüche fortlaufend historisch in Frage zu stellen [...]“ (S. 155).

Günther Kronenbitter beschäftigt sich aus militär- und diplomatiehistorischer Perspektive mit der mythischen Überhöhung der deutsch-österreichischen „Waffenbrüderschaft“ während des Ersten Weltkriegs und der anschließenden Zwischenkriegszeit. Anhand der tatsächlichen gegenseitigen Wahrnehmung der militärischen Eliten beider Bündnispartner zeigt Kronenbitter, dass die von politisch-diplomatischer Seite damals viel beschworene „Nibelungentreue“ zwischen Berlin und Wien mit der außenpolitisch-militärischen Wirklichkeit nur wenig gemein hatte. In der Tat ließen die unterschiedlichen politisch-strategischen Zielsetzungen der Bündnispartner sowie der gerade auf österreichischer Seite wenig erfolgreiche

Kriegsverlauf schon kurz nach Kriegsausbruch gravierende Reibungen und Vorbehalte entstehen. Die häufige „Bundesgenossenschelte“ der OHL wurde innerhalb des österreichischen Generalstabs zunehmend als herabwürdigend angesehen. Tiefes Misstrauen und stereotype Vorurteile zwischen den Militärs waren die Folge. Kronenbitter weist nach, dass die vermeintliche Bündnistreue nach der Niederlage von 1918 erst mit der österreichischen Anschlussbewegung der 1920er Jahre und schließlich im Zuge des vollzogenen Anschlusses an das Deutsche Reich 1938 einen abermals positiven Gehalt erhielt. Trotz der historisch belegbaren Divergenzen der Jahre 1914-1918 wurde der Mythos „Waffenbrüderschaft“ nun mit dem Ziel bemüht, den österreichischen Offizierskorps erfolgreich in die großdeutsche Wehrmacht zu integrieren.

Mit zwei folgenreichen Legenden, deren Entstehung ebenfalls in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg zu sehen ist, beschäftigt sich *Andreas Wirsching*. Ihn interessiert die Frage, ob es sich im Fall des so genannten „Augusterlebnisses“ von 1914 und dem berüchtigten „Dolchstoß“ des Jahre 1918 um zwei Versionen derselben Legende handelt. Aus gesicherter historischer Perspektive kann zwar weder von einer umfassenden Kriegseuphorie innerhalb der deutschen Bevölkerung im August 1914 gesprochen werden, noch wurde das im Feld stehende deutsche Heer 1918 durch eine „Dolchstoß“ aus der Heimat verraten. Wirsching gelingt es hingegen eindrucksvoll nachzuweisen, dass der erfolgreichen propagandistischen Etablierung beider Legenden tatsächlich die gleiche Intention, wenn auch mit unterschiedlichen Vorzeichen, zu Grunde lag: Ging es bei der Überhöhung des „Augusterlebnisses“ seit Kriegsbeginn in erster Linie darum, prinzipielle Gegensätze im Inneren des Reichs – d.h. vor allem mit der Sozialdemokratie – auszugleichen und nationale Geschlossenheit gegenüber den äußeren Feinden zu konstruieren, verfolgte die „Dolchstoßlegende“ nach der militärischen Niederlage gleichfalls das Ziel, nationale Einheit und Größe, nun durch eine klare Schuldzuweisung gegen die vermeintlichen Verräter im Inneren (erneut vornehmlich auf die Sozialdemokratie abzielend), wiederzuerlangen. So kann es auch kaum verwundern, dass es sich bei den Hauptträgern und -propagandisten beider Legenden im Wesentlichen um die selben Gruppierungen handelte: der Alldeutsche Verband und die protestantisch-bildungsbürgerlichen Schichten.

Volker Dotterweich widmet sich in seinem Beitrag dem für die Geschichte des 20. Jahrhunderts fatalen Mythos einer jüdischen Weltverschwörung. Zwar handelte es sich bei diesem um einen zentralen Bestandteil der nationalsozialistischen Rassenideologie, doch weist Dotterweich zu Recht darauf hin, dass bereits vor und unabhängig von Hitlers verhängnisvollem Aufstieg, eine weit verbreitete völkisch-antisemitische Grundströmung innerhalb der deutschen Bevölkerung vorherrschte, auf der die Nationalsozialisten aufbauen konnten. Am Beispiel der 1917 erstmals erschienenen antisemitischen Romantrilogie *Die Sünde wider das*

Blut aus der Feder Artur Dinters, arbeitet der Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes heraus, dass dessen Werk durch die populäre Verarbeitung kulturgeschichtlicher Weltdeutungen eines Joseph Arthur Gobineau und Huston Stewart Chamberlain entscheidend an der Etablierung einer tief sitzenden deutschen Judenfeindschaft beitrug. Wie hoch dieser Beitrag tatsächlich einzustufen ist, lässt sich nach Dotter-weich daran ermesen, dass Dinters Romantrilogie bereits vor der nationalsozialistischen Machtergreifung zu den wohl meistgelesenen antisemitischen Erzeugnissen der deutschen Literatur zählte und dessen Rassen- und Verschwörungsmythos inhaltlich wie sprachlich unmittelbar in Hitlers ideologisches Manifest *Mein Kampf* Eingang fand.

Eine Legende aus der jüngeren spanischen Geschichte analysiert der Erlanger Historiker *Walter L. Bernecker*. Im Zentrum seiner Ausführungen steht die dem spanischen Diktator Francisco Franco lange Zeit zugeschriebene Rolle als „Retter der spanischen Neutralität“ während des Zweiten Weltkriegs. Bis weit in die 1970er Jahre hinein hatte die franquistische Historiographie die offizielle Ansicht vertreten, dass es in erster Linie der umsichtigen Neutralitätspolitik Francos – gegenüber Nazi-Deutschland und den Alliierten – zu verdanken gewesen sei, Spanien aus dem Krieg erfolgreich herauszuhalten. Dabei handelte es sich jedoch um eine nach 1945 aus ideologischen Gründen aufrechterhaltene Legende, die mit der damaligen Realpolitik nichts gemein hatte, wie Bernecker unter Hinweis auf spanische Forschungen der Nach-Franco-Ära darlegen kann. So gab es durchaus Phasen, wie z.B. nach der Niederlage Frankreichs 1940 und nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion 1941, in denen Spanien ganz dezidiert einen vollen Kriegseintritt auf Seiten Deutschlands angestrebt hatte. Statt einer strikten Neutralitätspolitik entsprach der außenpolitische Kurs Francos daher vielmehr einem ständigen Lavieren zwischen der Pro- bzw. Antikriegsfraktionen im Inneren und der notwendigen Berücksichtigung außenpolitischer und besonders wirtschaftlicher Zwänge. Nach dem Krieg allerdings, als sich die Kräfteverhältnisse in Europa drastisch veränderten und sich der Faschismus diskreditiert hatte, fiel der Legende von der weisen Neutralitätspolitik Francos eine wichtige regimestabilisierende Funktion zu.

Aus Sicht des Geschichtsdidaktikers beschäftigt sich *Karl Filser* mit dem Thema Nationale Mythen im Geschichtsunterricht. Wie zuvor schon Rosenberger, Weber und Bernecker verweist auch Filser auf die besondere Rolle von Historikern bei der Verbreitung von Mythen und konstatiert gleichzeitig eine bislang mangelnde Auseinandersetzung der Geschichtsdidaktik und des Geschichtsunterrichts mit diesem zentralen Thema. Für Filser ist die Feststellung wichtig, dass Mythen nicht allein als realitätsferne Lügengeschichten betrachtet werden dürfen, sondern auch als bedeutende gesellschaftliche und politische Phänomene, die dementsprechend analysiert werden müssten. Beispielsweise stelle die historische Tatsache des Holocaust für den Staat Israel einen identitätsstiftenden Gründungs-

und Legitimationsmythos dar. Und in der Tat bestätigt ein Blick in die Geschichte, dass sich weltweit vergleichbare, ein nationales „Kollektivgedächtnis“ stiftende Mythen finden lassen. Da Mythen somit einen elementaren Bestandteil nationaler Erinnerungskultur repräsentieren, plädiert Filser auch innerhalb der Schule für eine kritische Beschäftigung mit politischen bzw. nationalen Mythen. An konkreten Beispielen orientiert, sollten Schülerinnen und Schüler im Unterricht Methoden erarbeiten, um die grundlegende Funktion nationaler Mythen zu analysieren. Als hierfür geeignetes Diskussions- und Reflexionsmaterial nennt Filser die von Etienne François und Hagen Schulze herausgegebenen *Deutsche[n] Erinnerungsorte* sowie Dieter Oberndörfers *Deutschland als Mythos?*.

Einen Sprung in die unmittelbare Zeitgeschichte unternimmt der abschließende Beitrag des Politikwissenschaftlers *Theo Stammen*. Dieser vertritt die These, dass bei einer umfassenden politisch-gesellschaftlichen Systemtransformation – wie sie beispielsweise durch den Zusammenbruch des Ostblocks 1989/90 in den Ländern Osteuropas ausgelöst wurde – der Bereich der Kultur wesentliche Einsichten über das Funktionieren derartiger Transformationsprozesse vermittelt. Konkret geht es Stammen um die Frage, wie sich die symbolischen und mythischen Wissensbestände einer Gesellschaft während eines Systemumbruchs verändern. In der Regel lässt sich dieser prekäre kulturelle Transformationsprozess in zwei Phasen aufteilen: Zunächst werden alte und bislang gültige symbolische Wissensbestände durch den sich vollziehenden Systemwechsel obsolet, d.h. es kommt zum „Denkmalsturz“. Anschließend müssen neue symbolische und mythische Wissensformen mit dem Ziel geschaffen werden, eine nun auf das neue System bezogene kollektive Identität zu stiften. Die Bedeutung dieser kulturellen Dimension für einen erfolgreichen Systemumbau darf nach Stammen nicht hoch genug eingeschätzt werden. „Die Konstituierung politischer Einheit und Identität“, so der Verfasser am Ende seiner Ausführungen, „vollzieht sich in einem erheblichen Maße auf einer symbolischen Ebene, die für das soziale und politische Leben einer Gesellschaft wegen ihrer Leistung für Einheit und Identität unverzichtbar ist“ (S. 300).

Insgesamt betrachtet handelt es sich bei dem vorgestellten Sammelband um einen bemerkenswerten Beitrag zum tieferen Verständnis von Mythen und Legenden in der Geschichte, speziell was deren politisch-gesellschaftliche und damit identitätsstiftende Bedeutung angeht. Völlig zu Recht verweisen die Autoren anhand ausgesuchter Beispiele aber auch auf die latente Gefahr einer politischen Instrumentalisierung, ja des Missbrauchs von Mythen und Legenden. Der Geschichtswissenschaft fällt in diesem Zusammenhang eine zentrale Aufklärungsfunktion zu. Dieser werden, so lässt sich abschließend resümieren, die hier vereinigten 14 Aufsätze aus jeweils unterschiedlicher zeitlicher und thematischer Perspektiven im besten Sinne des Wortes gerecht.

Stefan Paulus

Joseph Imorde: Affektübertragung. Berlin: Gebrüder Mann Verlag 2004. ISBN 3-7861-2503-1. 760 S., 22 Abb., 5 farbige Beilagen, € 48,-.

Lustvolle Lektüre und wissenschaftliche Literatur – das sind scheinbar zwei gegensätzliche, einander ausschließende Begriffe. Doch es gibt auch rühmenswerte Ausnahmen. Bei Joseph Imordes Beitrag zur Kulturgeschichte der Emotionen, der aus einer im Wintersemester 1999/2000 an der ETH Zürich gehaltenen Vorlesungsreihe mit dem Titel „Vom Wesen des Barock“ hervorging, handelt es sich um eine solche. Allein der leuchtend rote Umschlag des im handlichen Brevier-Format gedruckten Werks, den bei genauerer Betrachtung ein büßender heiliger Petrus Carlo Dolcis zierte, verlockt dazu, den Band in die Hand zu nehmen und dessen kunstvolle Typographie zu genießen: Während der Text der Abhandlung schwarz gedruckt ist, sind die Seitenzahlen in Rot gehalten; bei den Anmerkungen und der umfangreichen Bibliographie ging man den umgekehrten Weg. Rote Zwischenblätter trennen die sieben Kapitel, deren Titel die Neugier wecken: Lebendige Kunstgeschichte; Heilige Tränen; Göttlicher Süßstoff; Verborgene Schönheit; Offenbare Wolkigkeit; Vernebelte Hirne; Moralische Kunst.

Dem Autor geht es hierbei um eine „Hermeneutik der Tränen“, eine Formulierung Emile Ciorans, wobei schon die Vorbemerkung die ironische Distanz des Autors zu seinem Sujet verrät: „Die neuere naturwissenschaftliche Formulierung hat es an den Tag gebracht: Die aus Rührung geweinten Tränen enthalten circa zwanzig Prozent mehr Eiweiß, als die Tränen, die man beim Zwiebelschneiden vergießt.“ Ausgehend von der Ablehnung des in der barocken Kunst üblichen Gefühlsüberschwangs durch Heinrich Wölfflin, einen der Altmeister der Kunstgeschichtsschreibung, durchschreitet Imorde die Entwicklung der katholischen Gefühlsgeschichte im 17. und 18. Jahrhundert. Besonders die Jesuiten kultivierten die Kunst des süßen Weinens, was das Beispiel des Ordensgründers Ignatius von Loyola eindrucksvoll belegt. Tränen galten in der jesuitischen Theologie als „wahrhaftiger Ausdruck innerer Empfindungen“ (82). Spitzzüngig formuliert Imorde: „Der seinen Emotionen so systematisch nachsinnende und dabei abundant weinende Ignatius von Loyola stand mit seiner Tränengabe natürlich in seiner Zeit nicht alleine da“ (85). Berühmte Kanzelredner aus dem Kapuzinerorden wie Lorenzo da Brindisi verstanden es, die eigenen Tränen auf ihre Zuhörer zu übertragen und somit die Effizienz der Predigten unter Beweis zu stellen. Die Tränen bildeten einen festen Bestandteil der Rhetorik, der die Wirksamkeit der geistlichen Ausführungen verstärken sollte. Auch die Malerei reagierte auf die von den Theologen systematisch angewandte Empfindsamkeit und griff verstärkt auf Sujets wie die büßende Maria Magdalena oder den reuigen Petrus zurück. Zu den bekanntesten Vertretern der „empfindsamen Kunst“ gehört der oben genannte Carlo Dolci, dessen Werke von den Zeitgenossen begeistert aufgenommen wurden. Die klassizistisch und rationalistisch eingestellten Gelehrten des 18. und 19. Jahrhunderts

hingegen lehnten Dolcis Sentimentalität und seine als weichlich angesehene Oberflächlichkeit ab. Diesem Verdikt fiel für geraume Zeit das Barock per se anheim – Gelehrte wie Johann Georg Sulzer betonten die Notwendigkeit einer Kontrolle der Kunst durch den Verstand, um mittels einer „Diätetik der Gefühle“ (283) ein Übermaß an Enthusiasmus zu verhindern und auf diese Weise zugleich die Wahrfähigkeit der Empfindungen zu sichern.

Mit einer rhetorischen, gegenwartsbezogenen Frage endet Imorde: „Und wer wünscht sich nicht auch eine Portion Ehrlichkeit in der Kunst, die zum selbstironischen Genuß Anlaß gibt?“ (309). Selbstironie sucht man in wissenschaftlicher Literatur freilich häufig vergebens – allein aus diesem Grunde möge dem anregenden Werk eine breite Rezeption beschieden sein.

Stefan W. Römmelt

Wolf-Dieter Müller-Jahnke, Christoph Friedrich, Ulrich Meyer: Arzneimittelgeschichte. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft 2005. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. ISBN 3-8047-2113-3. 282 S., 48 Abb., € 44,-.

Die Wahrnehmung, Einschätzung und Behandlung von Krankheit zählt zu den Zentralbereichen der Kulturgeschichte, vor allem wenn diese explizit die Geschichte des Körpers miteinbezieht. Deshalb können auch Blicke über den Zaun in die Gefilde der Medizin- oder eben der Pharmageschichte von Nutzen sein. Wie konzipieren Historiker dieser Felder den Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und Behandlung, in diesem Fall Behandlung mit Mitteln, deren Erfindung und Produktion je länger desto mehr auch außerfachlichen, insbesondere ökonomischen und technischen Dynamiken folgen?

Der vorliegende, in erster Auflage 1996 erschienene Band richtet sich ausweislich seines Vorworts „nicht nur an Pharmazeuten, sondern auch an Mediziner und andere verwandte Berufe“, schließt den allgemeiner kulturgeschichtlich Interessierten jedoch nicht ausdrücklich ein. Sein Vorwort verspricht ferner „eine Konzentration auf wesentliche Innovationen im Arzneimittelsektor“, die in „eine Übersicht von den Anfängen der Arzneimitteltherapie bis in die Gegenwart“ eingebunden werden sollen (S. V). Das erste Kapitel befasst sich demzufolge mit der Geschichte der Therapiekonzepte und Arzneiformen seit der Antike. Vorgeführt werden in einem ersten Durchgang die Humoralpathologie der Antike bis in das 17. Jahrhundert, die anschließenden mechanistischen Themen, die von Rudolf Virchow gegründete Zellulärpathologie und die Theorie der Ansetzung der Arz-

neimittel an bestimmten Rezeptoren, die Paul Ehrlich (1834-1915) zu verdanken ist. Hinzu kommen knappe Skizzen weiterer Therapierichtungen, so der Homöopathie, der Biochemie in der Version des homöopathischen Arztes Wilhelm Heinrich Schüßler (1821-1898) sowie von Ansätzen der Anthroposophie, schließlich eine historische Chronologie der Arzneiformen; sie lässt erkennen, dass die moderne Konzentration auf die Tablette auch eine Verarmung der Darreichungsmöglichkeiten von Medizin darstellt.

Das zweite Hauptkapitel ist den Arzneimitteln der Epoche bis zum 19. Jahrhundert gewidmet. Auf rund 35 Seiten entfaltet sich ein Kosmos pharmazeutischen Wissens, das insbesondere der Frühneuzeithistoriker schätzen wird. Höchst wertvoll sind die immer wieder eingebliedeten Übersichten zu einschlägigen Drucken oder bestimmten Mitteln (z.B. S. 30 zum Theriak) sowie die Abbildungen zu Gefäßen und Herstellungsgeräten, aber auch die Porträts entsprechender Erfinder und Anwender sowie Faksimiles von Titelblättern. Paracelsus und seine Tradition sind auf vier Doppelseiten gewürdigt, Guajak, Tabak und Chinarinde als Arzneien der Neuen Welt auf zwei.

Die beiden anschließenden Hauptkapitel wechseln die Perspektive. Sie gehen von der stofflichen Beschaffenheit der Pharmazeutika aus. Der Bogen der naturstofflichen Mittel spannt sich von den Glykosiden über die Vitamine, Hormone, Enzyme und Antibiotika bis zu den Sera und sonstigen Immunsuppressiva. Wesentlich länger und umfangreicher ist die Auflistung der synthetischen Mittel. Gleichzeitig tritt die Darstellung der therapiekonzeptionellen Zusammenhänge und konkreten Entdeckungs- und Entwicklungsumstände relativ zurück und müssen die entsprechenden Fachtermini in einer Fülle eingesetzt werden, die dem Nichtmediziner das Verständnis sehr schwer macht. Passagenweise nähert sich die Darstellung einer pharmazeutischen Annalistik, in die jetzt massiv auch Herstellerfirmennamen Eingang finden. Dennoch werden in diesem Teil immer wieder auch Querverbindungen hergestellt, so etwa die Bedeutung der Erfahrung mit Senfkampfgas im Ersten Weltkrieg für die Entwicklung krebsbekämpfender Gasderivate. Den Abschluss des auf schwerem, strapazierfähigem Papier gedruckten Werkes bilden ein sehr nützliches, ausführliches Literaturverzeichnis sowie ein Personen- und Sachregister.

Die Darstellung dieser Arzneimittelgeschichte folgt – um die eingangs gestellte Frage wieder aufzunehmen – einem relativ einfachen Fortschrittsmodell, wobei jedoch fast durchweg darauf verzichtet wird, sich über die Ansätze und Überzeugungen der ‚Alten‘ lustig zu machen. Vielmehr befließigen sich gerade die Kapitel zur Zeit bis in das 19. Jahrhundert einer sehr nüchternen, weitgehend wertungsfreien Darstellungsweise. Diese Form ändert sich, je näher die Darlegungen der Gegenwart kommen, zumindest im Grundton. Jetzt ist häufiger davon die Rede, dass da und dort der Durchbruch erreicht worden sei, diese oder jene ‚grundlegende Entdeckung‘ mit dem Nobelpreis gewürdigt wurde, aber auch ‚erst‘

in diesem oder jenem Jahr ‚die Lösung‘ für dieses oder jenes Problem gefunden wurde. Unterschieden werden ferner die zufälligen oder beiläufigen Entdeckungen von den gezielten, wobei sich der Eindruck ergibt, dass die Entwicklung der jüngsten Medikamente fast durchweg Resultat geplanter Forschung sei, die sich allerdings selbstlos im Rahmen therapeutischer Notwendigkeit und medizinwissenschaftlicher Erkenntnislogik bewege. Mit anderen Worten, eine weitere kulturhistorische Perspektive wird nicht bedient. So entgeht dem Leser z.B. der Tatbestand, dass der Name für die um 1900 entdeckte neue Ernährungsstoffgruppe, die Vitamine, ohne Bezug zu zeitgenössischen Vital- und Kulturtheorien, die biologisch-rassistische Implemente hatten, kaum erklärt werden kann. Die ideologiefreien, rationalen, nüchternen Pharmaziewissenschaftler, die die Kapitel zur Moderne dieses Werks bevölkern, hat es möglicherweise zu einem geringeren Prozentteil gegeben als die Verfasser anzunehmen scheinen.

Wolfgang E. J. Weber

Matthias Puhle (Hg.): Magdeburg 1200. Mittelalterliche Metropole, Preußische Festung, Landeshauptstadt. Die Geschichte der Stadt von 805 bis 2005. Stuttgart: Theiss 2005. ISBN 3-8062-1933-8. 359 S., € 29,90.

Zum 1200. Jubiläum Magdeburgs präsentierte das dortige Kulturhistorische Museum neben zahlreichen Festivitäten wie beispielsweise Konzerten oder Theaterfestivals auch eine Ausstellung über die facettenreiche Geschichte der sachsenanhaltinischen Landeshauptstadt. Begleitend erschien der vorliegende Ausstellungskatalog, der in zwölf übersichtlichen und verständlich gegliederten Kapiteln die Geschichte der Stadt wiedergibt.

Ausgangspunkt des von Prof. Dr. Matthias Puhle, leitendem Direktor der Magdeburger Museen, herausgegebenen Werkes ist die urzeitliche Besiedlung des Magdeburger Gebietes. Erstmals urkundlich erwähnt wird ‚Magadoburg‘ 805 im Diederhoffer Kapitular Kaiser Karls des Großen. Im Anschluss an dieses höchst interessante und anschaulich geschilderte Kapitel folgen Ausführungen zu Magdeburg in Mittelalter, Früher Neuzeit, Moderne bis hin zur Gegenwart. Auf diese Weise stellt sich die Stadt an der Elbe als Sitz des ersten deutschen Kaisers Otto I., als Sinnbild für den Terror des Dreißigjährigen Krieges, als Ort der Industrialisierung sowie Landeshauptstadt Sachsen-Anhalts dar.

Unter Otto I. gelang Magdeburg im 10. Jahrhundert der Aufstieg zu einem Zentrum im Heiligen Römischen Reich. Während seiner Regentschaft erblühten Handel und Wirtschaft, die Stadt erhielt viele neue Bauwerke. Außerdem zeugen

die häufigen Besuche des Königshofes von der Wichtigkeit Magdeburgs, das von damaligen Geschichtsschreibern zuweilen auch als „königliche Stadt“ oder „das neue Rom“ bezeichnet wurde.

Der Angriff Generals Johann Tserclaes von Tilly am 10. Mai 1631 hatte verheerende Folgen: Ein Brand zerstörte nahezu die gesamte Stadt, etwa 20 000 Menschen wurden Opfer dieser Katastrophe. Der Wiederaufbau ist vornehmlich Otto von Guericke, dem damals amtierenden Bürgermeister und bedeutenden Naturforscher zu verdanken. Diesem gelang es jedoch nicht, Magdeburg wieder zu altem Ruhm und Prestige zu verhelfen.

Antrieb der Industrialisierung im 19. Jahrhundert war der Anbau von Zuckerrüben im Magdeburger Gebiet. Da die Verarbeitung dieses Gemüses kaum mehr manuell geschehen konnte, wurde der Einsatz von technischen Hilfsmitteln dringend notwendig. 1823 entstand aus diesem Bedürfnis heraus die erste Magdeburger Fabrik, die den Bau von Maschinen forcierte. Für weltweites Aufsehen sorgte 14 Jahre später die Buckauer Maschinenfabrik, die einige der modernsten Schiffe und Raddampfer herstellte. Darüber hinaus war die Elbestadt während der Industrialisierung auch ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. Rudolf Wolfs Lokomobilfabrik und Hermann Grusons Maschinenfabrik mit Eisengießerei und Schiffswerft bestimmten das wirtschaftliche Leben.

1990 setzte sich Magdeburg gegen Halle an der Saale als neue Landeshauptstadt Sachsen-Anhalts durch. Seit dieser Zeit ist die Elbmetropole in einem stetigen Wandel begriffen, der sowohl die Sanierung baufälliger Gebäude und somit die Aufwertung ganzer Stadtgebiete als auch ein vielfältigeres kulturelles Angebot beinhaltet. Höhepunkte der Stadtgeschichte waren seit der Wiedervereinigung die Bundesgartenschau 1999, das Weltfestival der Puppenspieler ein Jahr später sowie 2001 die Europaratsausstellung „Otto der Große, Magdeburg und Europa“, deren Ausstellungskatalog ebenfalls von Matthias Puhle herausgegeben wurde. Trotz dieser Erfolge darf aber nicht übersehen werden, dass Magdeburg als Standort des Schwermaschinenbaus nicht mehr gehalten werden konnte und somit der wichtigste Arbeitgeber der Stadt verloren ging.

Veranschaulicht werden die einzelnen Zeitabschnitte in diesem Katalog durch exemplarische Gegenstände wie antike Funde, Urkunden, Münzen, Kupferstiche oder Fotografien, die sich in ihrer Funktion als illustrierendes Beiwerk oder umfassend besprochenes Einzelfundstück abwechseln. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive ist die enorme Vielfalt der Ausstellung bemerkenswert. So werden neben kunsthistorischen Werken beispielsweise auch Alltagsgegenstände wie ein Schachspiel oder ein Tafelaufsatz präsentiert. Dieser Themenreichtum ermöglicht es, einen mannigfaltigen Eindruck der historischen Realität zu schaffen. Demgegenüber erschwert es dieses Konglomerat unterschiedlichster Gegenstände, auf größere Zusammenhänge einzugehen, die sich somit nur teilweise aus den verschiedenen Texten erschließen lassen. Zudem versteifen sich die einzelnen Artikel

bisweilen im Singulären und Speziellen, worunter die Stringenz der gesamten Publikation doch ein wenig leidet.

Ogleich die Bedeutung Magdeburgs für die allgemeine deutsche bzw. europäische Geschichte maßvoll einzuschätzen ist, zeigt die Ausstellung die reiche historische Vergangenheit der Elbestadt, die europaweite Entwicklungen und Ereignisse auf Mikroebene exemplifiziert.

Das vorliegende Werk ist eine durchaus gelungene Stadtchronik, die Magdeburg und seine Geschichte in würdigem Maße präsentiert. Hervorzuheben ist auch, dass die Vergangenheit in der „Deutschen Demokratischen Republik“ und deren Überwindung dabei nicht ausgeklammert, sondern offensiv mit einbezogen werden.

Alles in allem ist es mit diesem reich bebilderten und vorbildlich gestalteten Ausstellungskatalog auf bemerkenswerte Art und Weise gelungen, die 1200-jährige Stadtgeschichte kompakt und spannend zusammenzufassen, ohne jedoch Relevantes außer Acht zu lassen.

Tanja Mück unter Mitarbeit von Sabrina Werner

Udo Roth: Georg Büchners naturwissenschaftliche Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften vom Lebendigen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts [Büchner-Studien Bd. 9]. Tübingen: Niemeyer 2004. ISBN 3-484-19109-0. IX/545 S., € 78,-.

Dass Büchner Naturwissenschaftler war, ist selbst ausgewiesenen Büchnerforschern bisweilen unbekannt; nach wie vor firmiert der Sohn des Medizinalrates Ernst Büchner ebenfalls als ‚Mediziner‘¹ – ein Beruf, den er niemals ausübte und wohl auch niemals ergreifen wollte:

[I]n den ersten Tagen des Oktober [1831] traf er in Straßburg ein, um dort hauptsächlich die Naturwissenschaften zu studieren und sich nebenbei für den Beruf des Arztes vorzubereiten [...] er studierte seine Fachwissenschaft mit rege Eifer, machte in ihr ungewöhnliche Fortschritte und erwarb sich die Anerkennung der Lehrer. [...] und Büchner's Lieblingsfächer, die Anatomie und

¹ So die um die Bedeutung der Neuroanatomie für Büchners Literatur bemühte Arbeit von Daniel Müller-Nielaba: Die Nerven lesen. Zur Leit-Funktion von Georg Büchners Schreiben. Würzburg 2001, S. 10.

*Zoologie, waren von zwei ausgezeichneten Professoren, Lauth und Duvernoy, vertreten. Gegen die Medizin empfand er eine wachsende Abneigung.*²

Die Unkenntnis selbst weite Teile der Forschung in Bezug auf Büchners Berufsausbildung zum Naturwissenschaftler und -philosophen hängt unmittelbar mit der schwierigen Materie zusammen, die weder einem Literaturhistoriker noch einem Naturwissenschaftler voraussetzungslos erschließbar ist: Büchners Texte zur vergleichenden Anatomie sind nur mit Hilfe umfangreicher Kontextualisierungen im Feld der naturwissenschaftlichen und -philosophischen Forschungsentwicklungen des frühen 19. Jahrhunderts, mithin mit den Instrumenten der Wissenschaftsgeschichte zu verstehen. Eine besondere Schwierigkeit bei der Analyse und Interpretation dieser Büchnerschen Texte besteht allerdings darin, dass sie in einen Kontext zu integrieren sind, der selbst der Wissenschaftshistoriographie lange Zeit suspekt war.³

Die Naturforschung des frühen 19. Jahrhunderts war nämlich geprägt durch die Auseinandersetzung zwischen einer sich erst entwickelnden, konsequent empiristischen Experimentalwissenschaft und einer von der Philosophie Schellings ausgehenden starken naturphilosophischen Bewegung.⁴ Der Ausgang dieses Streits war bis in die 1840er Jahre völlig offen; so eröffnet die Vehemenz, mit der Matthias Jacob Schleiden oder Justus von Liebig die Naturphilosophie als „Syndrom“, ja als „Pestilenz des Jahrhunderts“ kritisierten,⁵ den nach wie vor starken Einfluss

² Vgl. hierzu Erinnerungen Georg Zimmermanns an seinen Studienkollegen *Georg Büchner*. In: *Didaskala*. Unterhaltungsblatt des Frankfurter Journals, Nr. 102/103-106 vom 13.–16. April 1880; zitiert nach Jan-Christoph Hauschild: Erinnerungen an einen „außerordentlichen Menschen“. Zwei unbekannte Rezensionen von Büchners Jugendfreund Georg Zimmermann. In: *Georg Büchner Jahrbuch* 5 (1985), S. 330–346, hier, S. 332.

³ Vgl. dazu die bahnbrechenden Studien von Dietrich von Engelhardt: *Historisches Bewußtsein in der Naturwissenschaft von der Aufklärung bis zum Positivismus*. Freiburg, München 1979; Stefano Poggi: *Positivistische Philosophie und naturwissenschaftliches Denken*. In: *Die Philosophie der Neuzeit 4. Positivismus, Sozialismus und Spiritualismus im 19. Jahrhundert*. Hg. von Stefano Poggi und Wolfgang Röd. München 1989, S. 13–151 sowie ders. und Maurizio Bossi (Hg.): *Romanticism in Science. Science in Europe, 1790–1840*. Dordrecht/Boston, London 1994 oder auch Olaf Breidbach: *Evolutionskonzepte in der frühen Romantik*. In: *Philosophia Naturalis* 23 (1986), S. 82–95; ders.: *Naturphilosophie und Medizin im 19. Jahrhundert*. In: Klaus Pinkau und Christian Stahlberg (Hg.): *Deutsche Naturphilosophie und Technikverständnis*. Stuttgart u. Leipzig 1998, S. 9–32.

⁴ Vgl. jetzt das wichtige, vorerst biographische Handbuch von Thomas Bach und Olaf Breidbach (Hg.): *Naturphilosophie nach Schelling*. Stuttgart-Bad Cannstatt 2005.

⁵ Matthias Jacob Schleiden: *Schelling's und Hegel's Verhältnis zur Naturwissenschaft. Zum Verhältnis der physikalischen Naturwissenschaft zur spekulativen Naturphilosophie*. Leipzig 1844, S. 18; sowie Justus von Liebig: *Über das Studium der Naturwissenschaften und über den Zustand der Chemie in Preußen*. Braunschweig 1840, S. 24.

dieser wissenschaftstheoretischen Ausrichtung bis zur Jahrhundertmitte. Zwar konsolidierte sich eben zu dieser Zeit die „analytische Schule der Biowissenschaften“,⁶ die Müller-Schule, aber Johannes Müller selbst hat den nachhaltigen Einfluss der naturphilosophischen Konzepte Kants, Schellings und Hegels auf seine Forschung zeitlebens nie geleugnet und auch nachweislich nicht vollständig „abgelegt“. ⁷ Georg Büchners naturwissenschaftliche Ausbildung und Forschungstätigkeit, die 1831 mit dem Studium in Straßburg begann und 1837 während seiner Tätigkeit als Dozent der vergleichenden Anatomie in Zürich jäh endete – damit aber seine politischen und literarischen Betätigungen beständig begleitete – fällt nun in die Phase der letzten energischen Auseinandersetzung zwischen den unterschiedlichen Formen der Naturphilosophie⁸ und der empiristisch-experimentellen, an der Physik als Modell ausgerichteten Naturwissenschaft.

Nachdem lange Jahre die Arbeit Otto Döhners aus dem Jahre 1967⁹ als einziger – wenngleich nie unumstrittener¹⁰ – Zugang zu den naturwissenschaftlichen Texten Büchners galt, konnte Udo Roth mit seiner Marburger Dissertation deren Erforschung jetzt weiter vorantreiben, was vor dem Hintergrund der gänzlich veränderten Forschungslandschaft zur Wissenschaftsentwicklung im frühen 19. Jahrhundert, aber auch hinsichtlich der Texterschließung und Dokumentationslage

⁶ Olaf Briedbach: Schleidens Kritik an der spekulativen Naturphilosophie. In: Matthias Jacob Schleiden: Schelling's und Hegel's Verhältnis zur Naturwissenschaft. Zum Verhältnis der physikalischen Naturwissenschaft zur spekulativen Naturphilosophie. Hg. u. erl. von Olaf Briedbach. Weinheim 1988, S. 1-56.

⁷ Vgl. hierzu insbesondere den Band Johannes Müller und die Philosophie. Hg. von Michael Hagner und Bettina Wahrig-Schmidt. Berlin 1992.

⁸ Dass die Naturphilosophie des frühen 19. Jahrhunderts nicht über einen Kamm zu scheren ist, sondern – wenigstens – in transzendentalphilosophische, romantische und spekulative Begründungsformen zu unterscheiden ist, hat schon von Engelhardt: Historisches Bewußtsein in der Naturwissenschaft (s. Anm. 3) gezeigt, vgl. zu dieser Differenzierung auch Wolfgang Bonsiepen: Die Begründung der Naturphilosophie bei Kant, Schelling, Fries und Hegel. Mathematische versus spekulative Naturphilosophie. Frankfurt a. M. 1997, Sibille Mischer: Der verschlungene Zug der Seele. Natur, Organismus und Entwicklung bei Schelling, Steffens und Oken. Würzburg 1997 sowie jetzt erneut Dietrich von Engelhardt: Bildung, Politik und Gesellschaft im Denken der romantischen Naturforscher um 1800. In: ders., Andreas Kleinert und Johanna Bohley (Hg.): Christian Gottfried Nees von Esenbeck. Politik und Naturwissenschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Halle 2004, S. 149-163.

⁹ Otto Döhner: Georg Büchners Naturauffassung. Diss. Marburg 1967, ders.: Neuere Erkenntnisse zu Georg Büchners Naturauffassung und Naturforschung. In: Georg Büchner Jahrbuch 2 (1982), S. 126-132.

¹⁰ Vgl. hierzu schon – wenngleich aus ebenfalls ungesicherter Perspektive – die Kritik von Paul Requadt: Zu Büchners Kunstanschauung: das „Niederländische“ und das Groteske, Jean Paul und Victor Hugo. In: ders.: Bildlichkeit der Dichtung. Aufsätze zur deutschen Literatur vom 18. bis 20. Jahrhundert. München 1974, S. 106-138 und S. 263-266.

zu Büchners Naturwissenschaften längstens an der Zeit war. Um es kurz zu sagen: Roth legt *das* Standardwerk zu einem wichtigen und bisher völlig unterbelichteten Teil des Büchnerschen Werkes vor, das Döhners Arbeiten, ebenso wie Jan-Christoph Hauschilds¹¹ und Henri Poschmanns¹² gelegentliche Kommentierungen nicht nur in ideengeschichtlicher, sondern auch in biographischer Hinsicht und insbesondere bezüglich der präsentierten Textgrundlagen endgültig ablösen wird. Roths philologisch gediegene, ideengeschichtlich kenntnisreiche und hinsichtlich der Präsentation der textlichen Basis der Büchnerschen Naturwissenschaft und -philosophie überraschende Arbeit wird es in Zukunft auch den in jüngster Zeit häufiger auftretenden Versuchen poststrukturalistischer Instrumentalisierung dieser Texte schwerer machen. Allein die Textbasis, wie erst recht der Kosmos des wissenschaftlichgeschichtlichen Kontextes, den Roth entwirft, sollten jene leichthändigen Überblendungen der literarischen und der naturwissenschaftlichen Texte und Positionen Büchners den Boden entziehen.¹³

Roth präsentiert die Ergebnisse seiner Arbeit nach einer instruktiven Einleitung in insgesamt vier thematischen und methodisch unterschiedenen Teilen. *Der erste Teil* (S. 17-173) beschäftigt sich mit den empirischen Bedingungsfaktoren der naturwissenschaftlichen Texte Büchners, d.h. der zeitlich geordneten Präsentation möglichst aller Informationen zu Entstehungsbedingungen und -abläufen, zu den Arbeitsformen Büchners sowie deren Bedingungen und Grenzen, den Studiemöglichkeiten und Dozentenrealitäten; Roth zeigt auch Büchners Gründe für den Entschluss zu seinem Thema auf, zumindest gibt er eine forschungsinterne Erklärung an, die alles politromantische oder kulturwissenschaftliche Gemurmel über ‚proletarische Fische‘¹⁴ oder ‚neuronale Analogie- oder Desorientierungsreservoir‘¹⁵ den Garaus machen dürfte. Büchner hatte nämlich – so der Interpret schlicht

¹¹ Vgl. Jan-Christoph Hauschild: Georg Büchner. Studien und neue Quellen zu Leben, Werk und Wirkung. Mit zwei unbekanntem Büchner-Briefen. Frankfurt a. M. 1985, speziell S. 359-403.

¹² Henri Poschmann: Naturwissenschaft. In: Georg Büchner. Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente. Hg. von Henri Poschmann. 2 Bde, Frankfurt a. M. 1992/99, Bd. 2, S. 872-923.

¹³ Vgl. hierzu, um nur einige Beispiele zu nennen: Theresia Maria Guntermann: Arbeit – Leben – Sprache. Eine diskursanalytische Untersuchung zu den Texten Georg Büchners im Anschluß an Michel Foucault. Essen 2000; Daniel Müller-Nielaba: Die Nerven lesen. Zur Leit-Funktion von Georg Büchners Schreiben. Würzburg 2001; sowie Helmut Müller-Sievers: Desorientierung. Anatomie und Dichtung bei Georg Büchner. Göttingen 2003.

¹⁴ Vgl. die von jeder Kritik unbehelligte, geradezu obskure Insinuation Jan-Christoph Hauschilds: „Viele Gräten, wenig Fleisch: die Barbe, Proletarier unter den Fischen, war auch der Speisefisch des Proletariats.“ (ders.: Georg Büchner. Biographie. Stuttgart, Weimar 1993, S. 521, wiederholt in ders.: Georg Büchner. (rowohlts monographien). Hamburg 2004, S. 120.

¹⁵ Vgl. aber die Arbeiten von Müller-Nielaba und Müller-Sievers (beide Anm. 13).

wie überzeugend – im Rahmen seiner anatomischen Sektionen an der Barbe „eine früher nicht gekannte Nervenverbindung“ (S. 78) entdeckt, die ihm und seinen Mentoren Anlass genug schien, eine Promotion zu beginnen. Roth kann diese These durch die in seiner Arbeit erstmalig präsentierten und angemessen interpretierten Protokolle der Sitzungen der *Société du Muséum d'Historie naturelle de Strasbourg* unterstützen, auf denen Büchner sein in Arbeit befindliches *Mémoire sur le système nerveux du barbeau* vorstellt – eine Ehre, die nicht jedem Straßburger Promoventen zuteil wurde.

Darüber hinaus wird in diesem ersten Teil – in einem weitgehend überzeugenden Indizienprozess – nachgewiesen, welche Texte, die in der fertig gestellten Dissertation zitiert werden, ihr Autor tatsächlich gelesen hat und welche er wohl nur mittelbar über Rezensionen und Zitationen wahrnehmen konnte (S. 42-69). Die Thesen hierzu werden sicherlich zu weiteren Überlegungen Anlass geben; insgesamt zeichnet diesen ersten Abschnitt die hohe Kunst positivistischer Nachweisführung aus – auch wenn die Lizenzen dieser Methode in den Darlegungen zur Druckgeschichte (S. 137-153) überschritten scheinen, und dies nicht wegen der eigentümlichen Länge der Überlegungen, sondern wegen des höchst spekulativen Ergebnisses der letztlich wenig aufregenden Frage, ob Büchner seine Promotion noch gedruckt in Händen gehalten habe oder nicht (S. 153).

Im zweiten, zugleich umfangreichsten Teil seiner Studie (S. 175-354) bettet Roth die naturphilosophischen und -wissenschaftlichen Leistungen Büchners, die er als ein in sich kohärentes Konzept rekonstruiert, in die Wissenschaftslandschaft des frühen 19. Jahrhunderts ein. Ob es allerdings sachlich sinnvoll oder auch nur möglich ist, die genannten drei Texte, die *Protokolle* der Straßburger *Société* von April und Mai 1836, das Ende Mai fertig gestellte *Mémoire* und die im November 1836 gehaltene *Probevorlesung*, die Büchner als einzig erfolgreichen Habilitanten Lorenz Okens¹⁶ zugleich zum Dozenten der Vergleichenden Anatomie an der Universität Zürich machte, als systematische Einheit zu behandeln, wird nicht eigens begründet. Sicher ist, dass im Zentrum sowohl des *Mémoire* als auch der *Probevorlesung* ‚ein Gesetz der gesamten Organisation der Natur‘ (S. 256ff.) steht, das Roth in seinem Gehalt und seinem Status präzise herausarbeitet und Büchner damit zu Recht in die Tradition der die Natur als lebendige Einheit begreifenden Naturphilosophie stellt.¹⁷

In drei Unterabschnitten nimmt Roth in diesem ideengeschichtlichen Teil seine hoch differenzierte Einbettung der Büchnerschen Forschungen in die Wissenschaftslandschaft des frühen 19. Jahrhunderts vor. Der Interpret orientiert sich bei

¹⁶ Vgl. hierzu Olaf Breidbach: Oken in der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. In: ders., Hans-Joachim Flieder und Klaus Reis (Hg.): Lorenz Oken (1779–1851). Ein politischer Naturphilosoph. Weimar 2001, S. 15-32, hier S. 21.

¹⁷ Vgl. hierzu u.a. Jutta Müller-Tamm: Carl Gustav Carus. In: Bach und Breidbach (s. Anm. 4), S. 107-129, speziell S. 115.

der Rekonstruktion von „Büchners Kritik der zeitgenössischen Wissenschaftsströmungen“ und dabei insbesondere der von ihm so genannten „teleologischen Methode“ (S. 175-252), der dieser von Büchner positiv entgegengestellten „philosophischen Methode“ (S. 253-295) sowie der konkret vorgestellten „Erfolge der philosophischen Methode“ (S. 297-354) an einer Argumentationsbewegung, die Büchner selbst im einleitenden Teil seiner *Probevorlesung* durchgeführt hatte:

Hier nämlich hatte Büchner zunächst jeder Form teleologischer, d.h. das natürliche Individuum durch einen äußeren Zweck bestimmender Naturbetrachtung eine scharfe Absage erteilt, weil er ihr einen gleichsam universal-utilitaristischen Fehlschluss zuschrieb: „Die teleologische Methode bewegt sich in einem ewigen Zirkel, indem sie die Wirkungen der Organe als Zwecke voraussetzt.“¹⁸ In einer umfangreichen Darstellung der Debatten über die Begründungsmöglichkeiten und -grenzen natürlicher und sittlicher Teleologie, die spätestens seit Christian Wolff das philosophische 18. Jahrhundert beschäftigte und seit Kants *Kritik der Urteilskraft* (1790) auch die neuere Naturforschung bis in die 1830er Jahre – und zwar europaweit (vgl. S. 200ff.) – nicht losließ, kann Roth sowohl die allgemeinen Traditionslinien als auch die besonderen Bezüge der Büchnerschen Kritik überzeugend vorstellen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Büchner neben spezifischen Tendenzen der englischen Naturforschung (S. 203ff.)¹⁹ offenbar vor allem George Cuvier und François Magendie als „Adressaten“ seiner „Kritik an der teleologischen Methode“ vor Augen hatte (S. 224ff. und S. 239ff.). Dies ist allein deshalb bemerkenswert, weil beide Autoren als unnachgiebige Kritiker jeder Naturphilosophie galten und hier von Büchner einer – mit Johannes Müller (vgl. S. 289f.) – falschen Form der Naturphilosophie bezichtigt werden. Roth zeigt mithin präzise, dass die Konfliktlinien der zeitgenössischen Forschung komplexer waren, als dies eine weltanschaulich motivierte Wissenschaftsgeschichte wahrhaben wollte und will, und dass eine starke Anbindung Büchners an Müller zugleich eine Anbindung an naturphilosophische Begründungsprogramme analytisch in sich enthält.

Unklar bleibt allerdings schon in diesem Abschnitt Büchners Verhältnis zur Goetheschen Naturforschung. Hatte Friedrich Gaede schon im Jahre 1979 zu Recht eine deutliche Distanz zwischen Büchner und Goethes Naturauffassung konstatiert,²⁰ so scheint Roth zumindest an einige Stellen dieses Abschnittes (S. 226ff.) eine merkliche Wiederannäherung zu versuchen.²¹

¹⁸ So Büchner, zitiert nach Roth, S. 464, Zeile 24f.

¹⁹ Deren schwere Rückzugsgefechte (und damit weitgehende Bedeutungslosigkeit) schon seit den 1820er Jahren aber weder Büchner noch Roth bekannt zu sein scheinen; vgl. aber Poggi (s. Anm. 3), S. 35-54.

²⁰ Vgl. hierzu Friedrich Gaede: Büchners Widerspruch – Zur Funktion des ‚type primitif‘. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 11 (1979), S. 42-52, den Roth auch ausge-

In einem zweiten Schritt seines ideengeschichtlichen Versuches konturiert Roth die von Büchner vorgestellte positive Alternative, die „philosophische Ansicht der Natur“ (S. 253ff.), die nicht ein System äußerer Zweckmäßigkeit, sondern Kausalität als Grundstruktur der Natur voraussetzt – allerdings unter der Zusatzannahme, dass nicht die einzelnen Naturphänomene untereinander nach Ursache und Wirkung verknüpft seien, sondern jede einzelne Erscheinung als Manifestation eines als Ursache wirkenden „Grundgesetzes der gesamten Organisation“ (ebd.) verstanden werden muss. Den Gehalt dieses Urgesetzes konkretisiert Büchner durch die Bestimmung, dass es „nach den einfachsten Rissen und Linien die höchsten und reinsten Formen“ hervorbringe. Zu Recht bezieht Roth den Inhalt dieses Gesetzes auf das seit Ockham wirksame *Prinzip* der Ökonomie²² (von Roth terminologisch nicht ganz sauber als „Gesetz der Ökonomie“ (S. 263ff.) bezeichnet) und reflektiert ganz richtig auf Büchners eigenwillige Verknüpfung dieses Ökonomieprinzips mit dem Begriff der Schönheit. Roth arbeitet diese Thesen Büchners präzise als die naturphilosophische Grundlagentheorie des vergleichenden Anatomen heraus, dessen empirische Studien am Nervensystem der Barbe zu einem Fortschritt bei der genauen Formulierung des gesuchten einen und grundlegenden Naturgesetzes beitragen sollen. Die Einheit der Natur, die *formal* durch das Ökonomieprinzip vorausgesetzt und so garantiert ist, soll durch ein *materiales* Gesetz endgültig nachgewiesen werden.

In diesem Zusammenhang markiert der Interpret auch – entgegen vorherigen Thesen – eine deutliche Differenz zwischen Goethe und Büchner: „Indem die philosophische Ansicht das ‚Urgesetz‘ als das der Schönheit definiert, tritt sie aus der Tradition Goethes heraus“ (S. 260). Im direkten Anschluss aber versetzt Roth die wissenschaftstheoretische Position seines Protagonisten anhand der Begriffe der „genetischen Methode“ und der von Büchner selbst beanspruchten „deutschen Schule“ erneut in einen traditionellen Zusammenhang mit Goethe, der nebst Herder, Oken und Carus als Inaugurator jener Methode gelte (S. 266ff.). Nicht zu bestreiten ist dabei, dass die vor allem von Goethe und Carus²³ propagierte Verknüpfung von Natur und Schönheit durchaus noch – wenngleich in erheblicher Modifikation – bei Büchner anzutreffen ist (vgl. S. 260ff.), doch schon die sach-

recht in Bezug auf den von Gaede herausgestellten Unterschied des Goetheschen und Büchnerschen Typenbegriffes positiv zitiert (S. 383 sowie S. 483).

²¹ Vgl. hierzu die eindeutig unzutreffende Analogisierung zwischen Goethes kameralistischer Metaphorik in Bezug auf die Natur und Büchners rein begrifflicher Anwendung des Ökonomie-Prinzips auf S. 228.

²² Vgl. hierzu u.a. Jan P. Beckmann: Ontologisches Prinzip oder methodologische Maxime? Ockham und der Ökonomiedanke einst und jetzt. In: Die Gegenwart Ockhams. Hg. von Wilhelm Vossenkuhl, Rolf Schönberger. Weinheim 1990, S. 191-207.

²³ Vgl. hierzu Jutta Müller-Tamm: Kunst als Gipfel der Wissenschaft. Ästhetische und wissenschaftliche Weltaneignung bei Carl Gustav Carus. Berlin, New York 1995.

lich begründete und systematisch versuchte Vermittlung von Poesie und Wissenschaft bei Carus und Goethe²⁴ steht zu Büchners Prämissen deutlich konträr. Das Verhältnis des Naturphilosophen Büchner zum Naturforscher Goethe scheint – zumal vor dem Hintergrund der Goetheverehrung Büchners in literarischer Hinsicht – auch nach Roths brillanter Studie weiterer Klärung zu bedürfen.²⁵

In einem dritten und letzten Abschnitt seiner ideengeschichtlichen Rekonstruktion erläutert Roth die von Büchner in der *Probevorlesung* ausgewiesenen „Erfolge der philosophischen Methode“ bei der bisher vergeblichen Suche nach jenem Grundgesetz der Natur. So stellt Büchner einige Hypothesen der Naturphilosophie a priori als bedeutende Fortschritte für Botanik, Zoologie, vergleichende Anatomie und Physiologie konkreter dar: „die Metamorphose der Pflanze aus dem Blatt“, „die Ableitung des Skeletts aus der Wirbelform“, die „Metempsychose des Fötus während des Fruchtlebens“ sowie „die Repräsentationsidee Oken’s in der Klassifikation des Thierreichs“ (S. 298). Bei der Darstellung der Entstehungskontexte und Entwicklungsgeschichten dieser genuin naturphilosophischen Theoreme, die Roth ausdrücklich in die „Tradition Goethes, Carus’, Oken’s“ (S. 299) stellt, können die präzisen Kenntnisse und klaren Stellungnahmen Büchners herausgearbeitet werden. Gegen die Thesen Döhners und Hauschild, Büchner habe gerade diese Theorien benannt, um sich bei seinem Gutachter Oken einzuschmeicheln,²⁶ kann Roth unmissverständlich aufzeigen, dass in der *Probevorlesung* gar Kritisches gegen Oken vorgetragen wird (S. 349ff.). Roth kann erstmalig nachweisen, dass diese Erfolge der Philosophie a priori von Büchner tatsächlich selbst vertreten wurden und durch seine empirischen Arbeiten verifiziert und erweitert werden sollten:

Die nur empirische Fakten sammelnde und darstellende Methode, deren Maxime die Naturbetrachtung a posteriori ist, verwirft Büchner. Die philosophische Methode indes, die a priori die Naturzusammenhänge zu begreifen sucht, ist, obwohl bisher nicht fähig, das „frische grüne Leben“ zu finden, der Initiator der wahren Naturerkenntnis (S. 353).

²⁴ Vgl. hierzu Müller-Tamm: Carus (s. Anm. 17), S. 113f.

²⁵ Die Frage des genauen Bezuges Büchners zu Goethes Naturforschung ist über den engeren Rahmen der Büchner-Forschung hinaus für eine weitere Konturierung der Wissenschaftslandschaft des frühen 19. Jahrhunderts insofern von Interesse, als in den letzten Jahren Goethes Bedeutung für diese Entwicklung in der Wissenschaftshistoriographie erneut an Gewicht gewonnen hat; Büchners – wie mir scheint – eindeutig kritischer Bezug auf Goethes Naturtheorie und Wissenschaftspraxis könnte hier modifizierend wirken, zur Renaissance des Naturforschers Goethe vgl. Robert J. Richards: *The Romantic Conception of Life: Science and Philosophy in the Age of Goethe*. Chicago 2002.

²⁶ Vgl. Döhner (s. Anm. 9), S. 193ff, Hauschild (s. Anm. 14), S. 523.

Einzig die ungleichgewichtige Darstellung der einzelnen Theoreme sei hier moniert, ausgerechnet „Oken’s“ mit Schelling zusammen entworfene „Repräsentationsidee“ kommt hier eindeutig zu kurz,²⁷ wohingegen die „Wirbeltheorie des Schädels“ – wenngleich wichtiger für Büchners Dissertationsthema – deutlich übergewichtet erscheint.

In einem *dritten, die Argumentationsebene abschließenden Teil* entwirft Roth ein Konzept, mithilfe dessen Büchners „neuroanatomische und -physiologische Untersuchungen“ (S. 355-382) in ihren Ergebnissen bewertet und dadurch in ihrer „Stellung innerhalb der Wissenschaften vom Lebendigen“ (S. 382-389) loziert werden können. Dabei gelingt es Roth erneut anhand der *Probevorlesung*, Büchners eigene Thesen zur „Sinnen- und Nervengenese“ sowie deren eigentümlichen Zusammenhang herauszuarbeiten. Auch die entscheidenden Konsequenzen dieser neurologischen Ergebnisse für Büchners eigentliches Ziel, ausdifferenzierte Urteile über die Stufenleiter der Natur und deren spezifische Realisationsform fällen zu können (S. 376ff.), werden klar benannt. Nur in Ansätzen aber gelingt es der Studie, ein selbst gesetztes Ziel zu verwirklichen: Denn worin Büchners „eigentümliche Form“ einer philosophisch begründeten Naturwissenschaft (S. 355) bestehe, geht im Furor der positivistischen Nachweise und ideengeschichtlichen Kontextualisierungen durchaus unter. Betrachtet man insbesondere die abschließenden – nach dem Vorherigen (vgl. S. 353ff.) durchaus verwirrenden – Thesen, dass „die ‚philosophische‘ Methode [...] nicht kongruent zu seiner [d.i. Büchners] Herangehensweise an die Phänomene des Naturgeschehens“ sei (S. 388), was längstens – und zwar u. a. von Roth selbst – widerlegte Irrtümer Döhners, Hauschildts oder auch Thomas Michael Mayers reproduziert,²⁸ dann muss die Frage nach der besonderen Gestalt der Naturphilosophie Büchners drängender denn je gestellt werden. Sicher ist, dass die herausgehobene Bedeutung des Ökonomieprinzips und dessen unmittelbare Verknüpfung mit dem Begriff der Schönheit Büchners Naturverständnis im Zentrum ausmacht, sicher ist auch, dass keiner der von Roth herangezogenen Quellen- bzw. Kontextautoren diese Systematik ausbildet – hier bleibt, auf der Grundlage der Rothschen Ergebnisse, noch Vieles zu tun.

Den Abschluss der Arbeit bildet *ein Anhang* (S. 391-507), der vielleicht den Höhepunkt des ganzen Bandes ausmacht: Roth präsentiert hier nämlich alle ver-

²⁷ Vgl. hierzu Thomas Bach: „Was ist das Tierreich anders als der anatomirte Mensch...?“ In: Breidbach et al. (s. Anm. 4), S. 73-91, speziell S. 82.

²⁸ Vgl. den horrenden Blödsinn einer erzwungenen Anbindung des Büchnerschen Naturverständnisses an Diderot (Thomas Michael Mayer: Büchner und Weidig – Frühkommunismus und revolutionäre Demokratie. Zur Textverteilung des „Hessischen Landboten“. In: Georg Büchner I/II. Hg. von Heinz Ludwig Arnold. München ²1982, S. 16-298, speziell S. 74ff. u. S. 84ff.); überraschende Reste dieses Bezuges zum französischen Materialisten, der nun eindeutig nicht in die „Tradition Goethes, Carus’ Okens“ gehört, die ansonsten so stark gemacht werden, bei Roth, S. 193f., S. 213f.

fügbaren Texte, die Büchners naturphilosophische und wissenschaftliche Arbeit dokumentieren, in einer texteditorischen Form und kommentierenden Fülle, die das Buch erst Recht zum Standard für eine jede Beschäftigung mit Büchner werden lassen. Neben dem Protokoll der drei Sitzungen der Straßburger Gesellschaft für Naturgeschichte, deren gekürzt gedruckte Fassungen und den ausführlichen Kommentierungen dieser Texte (S. 391-410) wird ein umfassender und Roths eigene vorherige Arbeiten erweiternder und korrigierender²⁹ Kommentar zur gedruckten Fassung des Büchnerschen *Mémoire* präsentiert (S. 411-449), wobei ausdrücklich zu bedauern ist, dass hier der Text der Dissertation selbst nicht aufgenommen wurde. Darüber hinaus bietet Roth eine Synopse der Lesungsprotokolle der *Société* und des *Mémoire* (S. 450-462) ebenso wie eine solche für *Probevorlesung* und *Mémoire* (S. 492-507), so dass nunmehr die Entwicklungsgeschichte der Büchnerschen Dissertation en détail (sowie Roths Thesen hierzu, S. 99ff.) überprüfbar werden. Letztlich legt Roth noch eine vollständige und in einigen Teilen neu transkribierte Fassung der *Probevorlesung* vor, deren umfangreiche und vorbildliche Kommentierung einzig durch das Fehlen von Verweisen auf den vorherigen Text des Interpreten gestört wird; die konstitutive Bedeutung der *Probevorlesung* für Roths hermeneutische Leistungen hätten hier Verweise im Kommentar dieses Textes auf die eigenen Überlegungen durchaus nahe legen können.

Insgesamt wird Roths herausragendes Buch die Forschung noch lange beschäftigen und dies – wie es bei tatsächlich wichtigen Büchern zumeist ist – nicht ohne Widerspruch.

Gideon Stiening

Alois Schmid, Katharina Weigand (Hg.): Bayern mitten in Europa. Vom Frühmittelalter bis ins 20. Jahrhundert, München, C.H. Beck 2005, ISBN: 3-406-52898-8. 480 S., € 26,90.

Der aus einer Ringvorlesung im Sommersemester 2004 an der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität hervorgegangene Sammelband vermittelt einen Überblick über die Bedeutung Bayerns innerhalb der europäischen Geschichte sowie über die mannigfachen Einflüsse der europäischen Nachbarländer auf die bayerische Geschichte. Der Band *Bayern mitten in Europa* markiert zudem den

²⁹ Vgl. schon den Kommentar Roths in: Georg Büchner: *Mémoire sur le système nerveux du barbeau*. Übersetzung von Otto Döhner mit Anmerkungen von Otto Döhner und Udo Roth. In: Georg Büchner Jahrbuch 8 (1990–94) [Tübingen 1995], S. 305-370.

bemerkenswerten Versuch, die bayerische Landesgeschichtsschreibung einer seit langem notwendigen Perspektivenerweiterung zu unterziehen. Kritisch vermerken die beiden Herausgeber hierzu in ihrem einleitenden Vorwort: „Die Außenbeziehungen Bayerns, seine politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, kirchenpolitischen, kulturellen Kontakte und Verbindungen zu anderen europäischen Staaten wie etwa Frankreich, Italien oder England waren lange Zeit kein Thema für bayerische Landeshistoriker“ (S. 7). Als primäre Ursache für diese Blickverengung identifizieren Alois Schmid und Katharina Weigand die nach 1870/71 vollzogene Eingliederung Bayerns in das Deutsche Kaiserreich und den damit einhergehenden Wegfall einer eigenständigen bayerischen Außenpolitik. Die daraufhin einsetzende Provinzialisierung der Landesgeschichtsschreibung habe dazu beigetragen, die Betrachtung der über Jahrhunderte hinweg höchst vitalen bayerischen Außenbeziehungen in den Hintergrund zu drängen.

Der Geschichte Bayerns ihre europäische Dimension zurückzugeben ist somit das Hauptanliegen der insgesamt 25 Beiträge dieses Sammelbandes. Das zeitliche wie auch thematische Spektrum reicht vom Frühmittelalter bis in die unmittelbare Zeitgeschichte. Den Anfang macht der Aufsatz von *Rudolf Schieffer* (München), der sich mit der Beziehung Bayerns zum römischen Papsttum vom 6. bis zum ausgehenden 8. Jahrhundert auseinandersetzt. In das Ende dieses Untersuchungszeitraums fällt die Gründung der Kirchenprovinz Salzburg, mit der die räumliche Aufteilung und Gestalt der bayerischen Bistümer für das nachfolgende Millenium weitgehend umrissen wurde. Der Rechtshistoriker *Hermann Nehlsen* (München) widmet sich anschließend den rätselhaften Übereinstimmungen der bislang nicht exakt datierbaren *Lex Baiuvaricum* mit einem westgotischen bzw. langobardischen Gesetzbuch aus dem ausgehenden 5. bzw. frühen 6. Jahrhundert. Einen ersten Perspektivwechsel vom Mittelmeerraum in den hohen Norden unternimmt *Knut Görich* (München), der sich mit der Missionstätigkeit irischer Mönche in Bayern seit dem 7. Jahrhundert beschäftigt. Görich zeigt, dass – abgesehen von der gesicherten Gründung so genannter ‚Schottenklöster‘ im 11. und 12. Jahrhundert – die nachweisbaren Fakten für eine derart frühe Präsenz irischer Mönche relativ gering sind und daher im Bereich der Mythenbildung anzusiedeln ist. *Ludwig Holzfurtner* (München) weist nach, dass Bayern seit dem ausgehenden 10. Jahrhundert für Ungarn zu einem der wichtigsten Partner – insbesondere unter König Stephan I. (997-1036) – beim Aufbau und der anschließenden Konsolidierung des ungarischen Königreichs avancierte. Erst mit der Errichtung des Herzogtums Österreich 1156 wurde die unmittelbare Nachbarschaft Ungarns zu Bayern unterbrochen und damit ein vorläufiges Ende der ehemals engen nachbarschaftlichen Beziehungen eingeleitet. Der Regensburger Landeshistoriker *Peter Schmid* legt dar, wie sich mit Beginn des 14. Jahrhunderts „Bayerns Blick nach Westen“ (S. 75) zu richten begann. Dem 1324 vom Kirchenbann getroffenen König Ludwig der Bayer (seit 1328 Kaiser) schien eine Aussöhnung mit dem Papst durch

eine geschickte Bündnispolitik mit dem englischen König Eduard III. erreichbar, der seinerseits wiederum an einer antifranzösischen Allianz mit dem Wittelsbacher interessiert war. Gleichfalls eng mit der Person Kaiser Ludwigs verbunden ist der Beitrag von *Joachim Wild* (München), der sich eingehend mit der Wittelsbacher Herrschaft über die Grafschaft Hennegau-Holland in den Jahren zwischen 1349 und 1425 auseinandersetzt. Während die Erinnerung an diese Zeit hierzulande völlig erloschen scheint, führt die holländische Wasserbehörde bis heute das bayerische Rautenmuster in ihrem Emblem. Wie *Claudia Märkl* (München) darlegt, rief die bayerische Herrschaft über Hennegau-Holland am französischen Königshof ein reges Interesse an einer engen Allianz mit dem Hause Wittelsbach hervor. Im Jahre 1385 kam es daher zur Heirat zwischen dem damals sechzehnjährigen französischen König Karl VII. und der ein Jahr jüngeren bayerischen Herzogstochter Elisabeth (Isabeau).

Einen Sprung in die Mitte des 16. Jahrhunderts unternimmt der Beitrag des Kirchenhistorikers *Manfred Heim* (München), der über die konfessionspolitische Nachbarschaftshilfe zwischen Bayern und Österreich unter Herzog Albrecht V. handelt. Durch die enge Anlehnung an Wien war es Albrecht erfolgreich gelungen, Bayerns Rang und Reputation auszubauen und damit eine Spitzenposition innerhalb des Reiches zu erlangen. *Reinhold Baumstark* (München) verweist anschließend auf die herausragende Rolle des seit dem Jahre 1549 in Bayern tätigen Jesuitenordens. Dessen Engagement bedeutete nicht nur eine enorme Bereicherung für das religiös-geistige Leben Bayerns, sondern auch für die Entwicklung von Architektur und Kunst sowie des Theater- und Bildungswesens. Dagegen befasst sich *Maximilian Lanzinner* (Bonn) mit den höchst ambivalenten bayerisch-spanischen Beziehungen im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. War dieses Verhältnis zu Beginn des Konflikts noch von einer engen Allianz zwischen der damals einzigen europäischen Weltmacht und dem – nach Österreich – wichtigsten katholischen Partner im Reich geprägt, hatte diese wegen der unterschiedlichen Machtinteressen Madrids und Münchens auf den Friedenskonferenzen von 1648 einer beinahe offenen Feindschaft Platz gemacht. Ein aus kunstgeschichtlicher Perspektive bemerkenswertes Thema analysiert *Frank Büttner* (München), nämlich den ‚Import‘ des italienischen Barock-Stils während des 17. und 18. Jahrhunderts. Büttner gelingt es an ausgesuchten profanen wie sakralen Beispielen nachzuzeichnen, wie im Zeichen der Gegenreformation insbesondere Hof und Kirche als die zentralen Katalysatoren für die Übernahme des italienischen Barock in Bayern fungierten. Der anschließende Beitrag von *Werner Buchholz* (Greifswald) führt uns nach Schweden, über das zwischen 1654 und 1720 Wittelsbacher der Linie Pfalz-Zweibrücken herrschten. Den Beginn dieser schwedischen Wittelsbacher-Ära markiert der im damaligen Europa mit großer Aufmerksamkeit verfolgte Thronverzicht sowie die Konversion Königin Christines im Jahre 1654. Schweden zählte zu diesem Zeitpunkt noch unbestritten zu den füh-

renden europäischen Großmächten, ein Status, der allerdings während der folgenden 66 Jahre unter den Wittelsbacher Königen Karl X. Gustav, Karl XI. und Karl XII. sukzessive verloren gehen sollte. Den gespannten bayerisch-österreichischen Beziehungen in der Ära Maria Theresias widmet sich *Reinhard Stauber* (Klagenfurt). Nach dem Tod Karl VI. im Jahre 1740 war der Anspruch seiner Tochter auf die Kaiserwürde gescheitert, trotz der so genannten ‚Pragmatischen Sanktion‘. Stattdessen wurde der bayerische Kurfürst Karl Albrecht 1742 zum Kaiser gewählt, der damit zu einem Haupttrivalen Maria Theresias avancierte. Gleichwohl gelang es Maria Theresia nach dem frühen Tod Karl VII. 1745, die Kaiserwürde wieder für das Haus Habsburg zurück zu gewinnen. Mit einer heute kaum noch bekannten Episode bayerisch-spanischer Beziehungen setzt sich *Alois Schmid* (München) auseinander. Schmid erzählt die Geschichte des 1722 im Bayerischen Wald geborenen Johann Kaspar Thürriegel, der sich nach einer beachtenswerten militärischen Karriere im Auftrag der spanischen Krone um die Besiedlung der Sierra Morena durch Einwanderer aus dem Reich verdient gemacht hatte. Dabei handelte es sich um ein, wie Schmid hervorhebt, höchst bemerkenswertes Emigrationsphänomen im frühneuzeitlichen Europa. *Winfried Schulze* (München) erinnert unter dem Aspekt ‚Machterweiterung und innere Reform‘ (S. 242) an die weit reichenden Auswirkungen der Französischen Revolution auf die staatliche Entwicklung Bayerns an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. In der Tat hatte der Aufstieg Bayerns zu einer territorialen Mittelmacht in erster Linie im Windschatten Napoleons begonnen. ‚Das moderne Bayern‘, so Schulzes ebenso kurzes wie prägnantes Resümee, ‚ist eine französische Schöpfung‘ (S. 263). Den nicht zu unterschätzenden Einfluss des englischen Industrialisierungsprozesses auf die industriell-technische Entwicklung Bayerns zwischen 1750 und 1850 analysiert *Stephan Deutinger* (München). In Bayern wie in ganz Europa war der technische Fortschritt in England spätestens seit den 1770er Jahren mit wachsendem Interesse verfolgt worden. Doch setzte hierzulande neben der Begeisterung für die damit verbundenen enormen wirtschaftlichen Möglichkeiten, alsbald auch eine tiefe Skepsis hinsichtlich der evidenten negativen sozialen Auswirkungen der Industriellen Revolution ein. Das Ergebnis war ein regelrecht konservativer Widerstand gegen eine zu massiv vorangetriebene bayerische Industriepolitik. Den Blick abermals auf Österreich lenkt *Wolfram Siemann* (München), der sich eingehend mit dem komplexen politischen wie persönlichen Verhältnis zwischen Clemens Fürst von Metternich und König Ludwig I. beschäftigt. Während Metternich den bayerischen König für einen unrealistischen und liberalen Schwärmer hielt, distanzierte sich Ludwig I. seinerseits von der nach den Karlsbader Beschlüssen von 1819 einsetzenden Restaurationspolitik des österreichischen Außenministers und späteren Staatskanzlers. Gravierende politische Differenzen, insbesondere was die konkrete Gestalt Deutschlands nach 1815 anbetraf, bestimmte jedoch auch das Verhältnis Bayerns zu Preußen, der neben Österreich damals zweiten deutschen

Großmacht. *Hermann Rumschöttel* (München) analysiert die unterschiedlichen Phasen der bayerischen Deutschlandpolitik zwischen dem Wiener Kongress und der Reichsgründung von 1870/71. Diese war bis weit in die 1860er Jahre hinein von der Prämisse bestimmt gewesen, die seit 1815 bestehende Sonderstellung Bayerns als bedeutende Mittelmacht im Rahmen der so genannten ‚Trias-Politik‘ zu konservieren bzw. weiter auszubauen. Einer bemerkenswerten Episode der bayerischen Geschichte im 19. Jahrhundert widmet sich die Mitherausgeberin *Katharina Weigand* (München). Im Zentrum ihrer Ausführungen steht die Rolle König Ludwig I. bei der Errichtung einer Wittelsbacher Sekundogenitur in Griechenland. Obgleich es dem bayerischen König im Anschluss an den Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken erfolgreich gelungen war, seinen zweitgeborenen Sohn Otto im Jahre 1833 auf dem neu geschaffenen griechischen Königsthron zu installieren, fehlte – wie Weigand eindrucksvoll herausarbeitet – dem begeisterten Philhellenen in der Folgezeit das nötige Gespür und Verständnis für die Belange des über Jahrhunderte hinweg unterjochten griechischen Volkes. Bei dem 1784 in Schladen bei Braunschweig geborenen Leo von Klenze handelte es nicht nur um den bedeutendsten Architekten am Hofe Ludwig I., sondern auch um einen der wichtigsten Vertreter des deutschen, ja europäischen Klassizismus. Klenzes Bautätigkeit für den russischen Zaren untersucht in ihrem Beitrag *Hannelore Putz* (München). Die hohe Auszeichnung, dass der in bayerischen Diensten stehende Architekt von Zar Nikolaus I. für den Entwurf und Bau der Neuen Eremitage in St. Peterburg engagiert wurde, darf als Ausdruck des enormen Ansehens betrachtet werden, welches die bayerische Kulturpolitik unter Ludwig I. in ganz Europa genoss.

Die Überleitung ins 20. Jahrhundert unternimmt *Andreas Wirsching* (Augsburg), der sich gleichfalls mit einer Episode bayerisch-russischer Beziehungen beschäftigt: dem Aufenthalt Wladimir Uljanows – genannt Lenin – in München vom September 1900 bis zum April 1902. Wirsching gelingt es äußerst anschaulich darzulegen, dass sich Lenins totalitäres Denken maßgeblich während seiner Münchener Jahre herausformte und dieser relativ kurze Zeitraum darüber hinaus auch als die eigentliche Inkubationszeit des Bolschewismus angesehen werden kann. Gleichwohl hätte es zu Beginn des 20. Jahrhunderts sicherlich kaum jemand für möglich gehalten, dass sich nur gut eineinhalb Jahrzehnte nach Lenins Aufenthalt in München kurzzeitig eine Räterepublik etablieren würde. Wie *Martin Schulze Wessel* (München) in seinem Beitrag nachweist, gelang 1919 die erfolgreiche Errichtung einer Räterepublik allein in München und Budapest. Zu Recht weist der Autor darauf hin, dass beide Revolutionen seitens der Forschung bislang weder in ihrer komparativen noch in ihrer beziehungsgeschichtlichen Dimension adäquat behandelt wurden. *Ferdinand Kramer* (München) widmet sich daraufhin dem Besuch des französischen Staatspräsidenten Charles de Gaulle und dessen protokollarische Inszenierung, also einem Ereignis, das im September des Jahres

1962 für wenige Stunden die bayerische Landeshauptstadt in Atem hielt. Ganz gezielt wurde zu diesem Anlass von bayerischer wie französischer Seite die Geschichte der wechselseitigen Beziehungen seit der napoleonischen Ära bemüht, freilich unter Ausblendung aller dazugehörigen Spannungen und Zerwürfnisse. Die Geschichte der seit Mitte der 1950er Jahre in die Bundesrepublik zugewanderten italienischen Arbeitsimmigranten analysiert *Martin Baumeister* (München). In diesem Zusammenhang spielte gerade München eine zentrale Funktion als Schaltstelle und Drehkreuz der damaligen Immigrationsbewegung. Baumeister interpretiert die in den vergangenen 50 Jahren vollzogene Integration der italienischen Gastarbeiter und deren Nachkommen als frühes Beispiel eines gelungenen Einigungs- und Verständigungsprozesses im Nachkriegseuropa. Der abschließende Beitrag von *Hans-Michael Körner* (München) basiert auf den Ergebnissen aller 24 Aufsätze und bietet nochmals ein gelungenes Resümee hinsichtlich der äußerst vielschichtigen Rolle Bayerns „mitten in Europa“.

Insgesamt betrachtet gelingt es dem vorliegenden Sammelband auf überzeugende Art und Weise, das von den beiden Herausgebern proklamierte Ziel einer Re-Europäisierung der lange Zeit aus einem überwiegend innerdeutschen Blickwinkel betrachteten bayerischen Geschichte einzulösen. Der vorliegende Sammelband belegt eindrucksvoll, dass Bayern in den vergangenen rund 1500 Jahren über intensive politische, wirtschaftliche und kulturelle Kontakte zu seinen europäischen Nachbarn verfügte. Ein aus kulturhistorischer Sicht anzumerkendes Defizit stellt die überwiegend individuell-personelle bzw. sachlich-strukturelle Ausrichtung der meisten Beiträge dar. Bemerkenswerte kulturgeschichtliche Einblicke, speziell unter dem Aspekt des Kulturtransfers, bieten dagegen vor allem die Aufsätze von Baumeister, Baumstark, Büttner, Deutinger, Putz, A. Schmid und Schulze. Es wäre daher wünschenswert, wenn dieses alles in allem lobenswerte und verdienstvolle Buch den Anstoß zu weiteren Untersuchungen in dieser Richtung geben würde.

Stefan Paulus

Volker Scior: Das Eigene und das Fremde. Identität und Fremdheit in den Chroniken Adams von Bremen, Helmolds von Bosau und Arnolds von Lübeck (= Orbis medievalis. Vorstellungswelten des Mittelalters 4). Berlin: Akademie Verlag 2002. ISBN 3-05-003746-6. 375 S., € 59,80.

Die fundierte Hamburger Dissertation, hervorgegangen aus dem Paderborner Graduiertenkolleg „Reiseliteratur und Kulturanthropologie“, untersucht, ausge-

hend von der interdisziplinären Identitäts- und Fremdeheitsforschung, die Komplexität und Differenziertheit dreier hochmittelalterlicher Chronisten im Umgang mit dem Eigenem und dem Fremden. Ausgangspunkt der kulturgeschichtlichen Überlegungen ist der Blick auf eigene und fremde Identitäten als situativ veränderbare Konstrukte, welche die Selbst- und Fremdzuschreibungen der Verfasser der interpretierten Texte widerspiegeln und keinesfalls nur eine einfache Abbildung oder Beschreibung der Fremde liefern. Analysiert werden die Chroniken Adams von Bremen, Helmolds von Bosau und Arnolds von Lübeck, deren jeweils spezifische, sich wandelnde Wahrnehmung des Eigenen und des Fremden herausgearbeitet wird, um gegen die häufig geäußerte Vermutung vorzugehen, Geschichtsschreibung sei einer einheitlichen statischen Sichtweise verpflichtet. Im Zentrum steht die Frage nach der Gewichtung einzelner Teilidentitäten und Alteritätskonzepte unter Rückbindung an die historisch-politische Situation zur Abfassungszeit, an den Adressaten, an die *causae scribendi* und an die Funktionen der Fremddarstellungen in den Texten.

Das einleitende erste Kapitel versucht, nicht nur die theoretischen und methodischen Grundlagen zu beschreiben, sondern auch die Auswahl der Chroniken mit vier gemeinsamen Voraussetzungen (nämlich einer Entstehung im Hochmittelalter, einem Bezug auf Missionierung und Besiedelung im Norden des *regnum*, einer historiographischen Grundstruktur der Werke und einer großen Relevanz von Fremddarstellungen) zu begründen; diese Kriterien dürften aber auch auf weitere, nicht genannte Werke zutreffen und überzeugen nur bedingt. Um die identitätsstiftende Differenz zwischen Eigenem und Fremden zu beleuchten, werden vier kollektive Identitäten auf den Ebenen der Ethnogenese (national, gentil), der regionalen Ausrichtung, der Gemeinschaft des Christentums und der institutionellen Verankerung der Autoren herauskristallisiert; über eine Auswertung von Wir-Bezügen und Urteilen über das Fremde können letztlich ethnische, religiöse und kulturelle Grenzen sichtbar gemacht werden. Der Aufbau der nachfolgenden Untersuchungskapitel folgt einem festen Gliederungsschema, das bei der Lektüre repetitiv wirkt, aber durchaus sinnvoll erscheint: Zuerst werden die Angaben der Forschung zu Autor und Werk eingehend diskutiert und teilweise neu beleuchtet, dann werden die Selbstzuschreibungen innerhalb kirchlicher und weltlicher Zugehörigkeitsbereiche erörtert sowie drittens die nach den räumlichen Entfernungen der Völker strukturierten Fremdzuschreibungen erforscht, ehe zuletzt die Ergebnisse kurz zusammengefasst werden.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit Adams vielschichtigen Auffassungen von Alterität in seiner um 1075/80 verfassten Hamburgischen Kirchengeschichte, als deren entscheidende Bewertungseinheit sich der Suprematieanspruch des Erzbistums Hamburg-Bremen erweist. Anhand von Kontextualisierungen und quantitativ-qualitativen Analysen kann aufgezeigt werden, dass Adam ethnischen Grenzen eine viel geringere Bedeutung als Missionsinteressen beimisst und diver-

se Grade von Fremdheit unterscheidet, wobei die Fremden kaum das Eigene infrage stellen, sondern eher die institutionell und religiös fundierten Gemeinschaften des Eigenen (*christianitas*, Ansprüche des Erzbistums). In analoger Weise zeigt Scior im dritten Kapitel die Identifikationsstrukturen Helmolds von Bosau in dessen 1168/72 entstandenen *Chronica Slavorum*. Als dominant erweisen sich hier die Rückbindungen an das Bistum Oldenburg-Lübeck und an den sächsischen Herzog Heinrich den Löwen, den Slawenbekämpfer und Wegbereiter der Mission, wobei die nicht integrierbaren heidnischen Slawen als deutlich unterlegene *barbari* abgewertet werden. Das vierte Kapitel widmet sich Arnold von Lübeck und seiner an den Ratzeburger Bischof adressierten *Chronica Slavorum* (1210). Der Lübecker Benediktinerabt, der sich aufgrund seiner Stellung weniger innerhalb des Bistums als im benediktinischen Mönchtum verortete und sein Wissen vom geographischen Raum funktional einsetzte, thematisiert durch Insertionen von Reisebeschreibungen vor allem den Mittelmeerraum als Durchgangs- und Zielgebiet der Kreuzzüge; ethnische Fremdheit beginnt für ihn erst bei den Sarazenen, wobei die Kampfhandlungen einer Abgrenzung dienen.

Insgesamt akzentuiert die Studie drei verschiedene Möglichkeiten des komplexen und vielschichtigen Verhältnisses zwischen Identität und Alterität. Gemeinsamkeiten bestehen darin, dass Kategorien wie *christianitas* und Bistum, *Teutonici* und *Saxones*, Abfassungsregion und -ort zu unterschiedlich wichtigen Bezugspunkten einer vorwiegend institutionell und regional ausgerichteten Rückbindung werden und Fremdheit eingesetzt wird, um die Leistungen der eigenen Gemeinschaft zu betonen. In allen drei Werken erfolgt die Attribution von Fremdheit nach denselben religiösen, ethnischen, rechtlichen, kulturellen und zivilisatorischen Kriterien, wobei sich die Art der Abgrenzung unterscheidet: Ethnische Grenzen können (wie bei Helmold) stärker gegenüber nahen Gemeinschaften gezogen werden, besonders wenn sie das Eigene existentiell bedrohen, oder erst in großer Ferne (wie bei Arnold). Gerade weil sich die Fremdheit heidnischer Missionsvölker nach religiösen Kriterien bemisst, muss die mit kulturellen und zivilisatorischen Eigenarten und Verhaltensweisen verknüpfte Zuschreibung von Barbarentum mit dem Fortschreiten der Mission wandern. Als wichtigstes Ergebnis der Untersuchung ist jedoch festzuhalten, dass die Beschreibung von Alterität immer als Ausdruck spezifischer, an Text und Autor gebundener Faktoren zu werten ist.

Für eine Dissertation ist dies ein beachtliches Resultat, denn es bedeutet, dass in Zukunft der Konstruktionscharakter mittelalterlicher Geschichtsschreibung stärker zu beachten ist, wobei sicherlich noch viele methodische Diskussionen über historiographisch legitimierte Geschichtsbilder zu führen sind.

Ingrid Baumgärtner

Ulrich Wagner (Hg.): Geschichte der Stadt Würzburg Band II. Vom Bauernkrieg 1525 bis zum Übergang an das Königreich Bayern 1814. Stuttgart: Konrad Theiss 2004. ISBN 3-8062-1477-8. 1108 S, 326 Abb, € 66,-.

Im Jahr 2004 beging Würzburg sein 1300jähriges Stadtjubiläum. Mit dem vorliegenden Band, dem zweiten einer auf drei Bände angelegten Stadtgeschichte von den Anfängen im Frühmittelalter bis zur Gegenwart, machte sich die mainfränkische Metropole ein wahrhaft gewichtiges und üppig bebildertes Geschenk: 54 Artikel und Schlaglichter auf historisch besonders interessante Persönlichkeiten, Ereignisse und Sachquellen erhellen die Frühe Neuzeit, eine Periode, in der Würzburg dank des Engagements der die Stadt seit dem Jahr 1525 unangefochten dominierenden Fürstbischöfe zeitweise europäische Geltung erlangte, die allerdings 1814 mit dem Ende der Toskanazeit und dem zweiten Übergang Würzburgs an Bayern nach 1803 dauerhaft der Vergangenheit angehörte: Nach dem Verlust des Status als Residenzstadt sank die Stadt in die Provinzialität ab.

Das Verdienst des Bandes liegt in der Fülle der unterschiedlichen Fragestellungen und deren entsprechenden Ergebnissen begründet, denen namhafte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Geschichte und Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft und Volkskunde, Musikwissenschaft, Theologie und Geographie nachgehen bzw. die sie erarbeitet haben. Genannt seien die Beiträge von Hans-Peter Baum (*Das konfessionelle Zeitalter*), Bernhard Sicken (*Dreißigjähriger Krieg*) und Herbert Schott (*Fürstlicher Absolutismus und barocke Stadt*), welche die Prägekräft der geistlichen Herrschaft und den begrenzten Handlungsspielraum der Residenzstadt im Gefüge des frühneuzeitlichen Staates detailreich und plastisch vor Augen führen. Eigene Initiativen gingen von Würzburg nach der Entscheidung zugunsten der aufständischen Bauern im Jahre 1525 und dem völligen Sieg des bischöflichen Landesherrn nicht mehr aus: Die städtischen Institutionen unterlagen der strikten Kontrolle der geistlich-weltlichen Obrigkeit, was auf dem Umschlagbild zum Ausdruck kommt, das aus dem Silbernen Ratsbuch stammt und eine Sitzung des Stadtrates unter den Augen der durch ihre Porträts vertretenen Fürstbischöfe zeigt. Die unangefochtene Dominanz des fürstbischöflichen Hofes schlug sich besonders nachhaltig in der Kunst nieder, deren Blüte um 1500, in der Echter- und Schönbornzeit, Stefan Kummer mit seinem umfangreichen Beitrag über Architektur und bildende Kunst von den Anfängen der Renaissance bis zum Ausgang des Barock prägnant ausleuchtet. Auffällig ist die bedeutende Rolle auswärtiger Künstler, die von den Fürstbischöfen an ihren Hof gezogen wurden, da das einheimische Handwerk offensichtlich nicht den Erwartungen zu genügen vermochte: Tilman Riemenschneider, einer der bedeutendsten Bildhauer der Spätgotik, stammte aus dem Eichsfeld und der italienische Baumeister Antonio Petrini setzte um 1670 mit dem mächtigen Kuppelbau von Stift Haug den ersten barocken Akzent in Franken. Dass die Einheimischen dem *welschen* Archi-

tekten aus Graubünden mit Misstrauen begegneten, beweist die Legende, Petrini habe mit dem Teufel einen Pakt geschlossen, um die Statik der gewaltigen Kuppel zu sichern, die auch das stadt-verderbende Bombardement vom 16. März 1945 überstand. Die von dem Egerländer Balthasar Neumann im Auftrag der Fürstbischöfe Johann Philipp Franz (1719-1724) und Friedrich Karl (1729-1746) aus dem Hause Schönborn geplante und nach einem halben Jahrhundert vollendete Würzburger Residenz, das „schönste Pfarrhaus Europas“, wie sie Napoleon nennen sollte, gehört wohl zu den bedeutendsten Schlossbauten des deutschen, ja sogar des europäischen Barock. An diesem Monument lässt sich exemplarisch das Potential verdeutlichen, das aus der Synergie deutscher, französischer und italienischer Künstler im 18. Jahrhundert resultierte. Im Kaisersaal, den Antonio Bossi stuckierte und Giovanni Battista Tiepolo mit Fresken ausstattete, und dem Treppenhaus mit dem größten Deckenfresko überhaupt erreichte Würzburgs Kunst, die wesentliche Impulse von außen erhielt, zuvor und auch danach nicht mehr gewonnene Höhen, die weit über die Grenzen des Fürstbistums hinaus wahrgenommen wurden. Das Großprojekt band die wichtigsten Künstler und Kunsthandwerker des Hochstifts für mehrere Jahrzehnte; Adel und Bürgertum profitierten von den namhaften Architekten, Bildhauern und Malern, deren Werke aber die bereits erwähnte Bombennacht in geringer Zahl überstanden. Der Wiederaufbau der Stadt in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts, der auf die historische Bausubstanz nur bedingt Rücksicht nahm, tat ein Übriges.

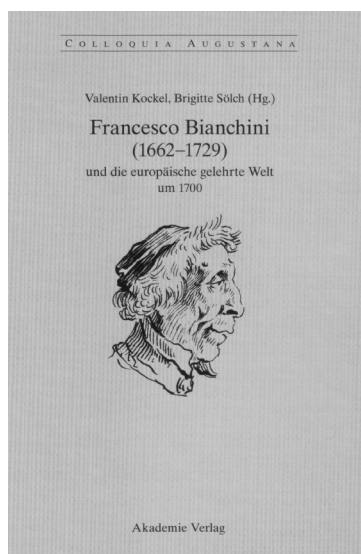
Besondere Akzente setzen die 21 Schlaglichter, die in komprimierter Form äußerst divergente Themen behandeln: Zur Sprache kommen etwa das Attentat auf den Würzburger Fürstbischof Melchior Zobel von Giebelstadt im Jahre 1558, das reichsweites Aufsehen erregte, der 1588 nach Schweinfurt emigrierte protestantische Kaufmann Balthasar Ruffer und das Schicksal des gefallenen Günstlings Gallus Jakob, dessen durch Johann Philipp Franz von Schönborn eingezogenes Vermögen die Finanzierung der Würzburger Residenz ermöglichte.

Insgesamt zeichnen sich die Artikel durch wissenschaftliche Solidität und einen rezeptionsfreundlichen Stil aus, der die Lektüre des Bandes zu einer spannenden Entdeckungsreise auch in die bisher eher unterbelichtete Wirtschaftsgeschichte Würzburgs werden lässt und somit die im Vorwort formulierten Zielvorgaben des Herausgebers erfüllt. Dem an vertiefter Auseinandersetzung interessierten Leser bietet ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis reiches Material; die Benutzung des opulent illustrierten Bandes erleichtert ein detailliertes Personen-, Orts-, Institutionen- und Sachregister. Auf den dritten Band der Würzburger Stadtgeschichte darf man gespannt sein.

Stefan W. Römmelt

Neuerscheinungen

Valentin Kockel, Brigitte Sölch (Hg.): Francesco Bianchini (1662-1729) und die europäische gelehrte Welt um 1700 (Colloquia Augustana Bd. 21). Berlin: Akademie Verlag 2005. ISBN 3-05-004133-1. 274 S., € 59,80.



Francesco Bianchini gehört zu den herausragenden Gestalten der europäischen gelehrten Welt am Beginn des 18. Jahrhunderts. Sein wissenschaftliches Werk reicht von astronomischen Schriften über eine unvollendete *Istoria universale* bis zur aufwendigen Publikation archäologischer Ausgrabungen. Als Ehrenmitglied der königlichen Akademien in Paris und London korrespondierte er mit den führenden Gelehrten seiner Zeit, so mit Leibniz und Newton.

Die weit verzweigten Forschungsinteressen Bianchinis eröffnen ein Panorama frühneuzeitlicher Bildungs-, Wissenschafts- und Institutionengeschichte. Sein Leben und Werk fügen sich in die erkenntnis-, wahrnehmungs- und wissenschaftstheoretischen Kontro-

versen und forschungspraktischen Errungenschaften seiner Zeit ein. Er propagierte die Überlegenheit der Bild- über die Schriftquellen sowohl im Sinne der historischen Wahrheitsfindung als auch hinsichtlich der aus der Antike abgeleiteten Gedächtnis- und Wahrnehmungstheorien. Neben der Forschung galt seine Aufmerksamkeit der Vermittlung von Wissen, bei der das Bild sowohl als eigenständiger Beleg wie als mnemotechnische Stütze von zentraler Bedeutung ist.

Trotz dieses ungewöhnlich breit gefächerten Lebenswerkes, seiner weit reichenden Anerkennung zu Lebzeiten und einer hervorragenden archivarischen Überlieferung blieb Bianchini bisher in den jüngeren Forschungen zur Wissenschafts- und Kulturgeschichte des frühen 18. Jahrhunderts weitgehend ausgespart. Diese Lücke sollte ein international und überdisziplinär konzipiertes Kolloquium zumindest teilweise schließen, das im September 2003 am Institut für Europäische Kulturgeschichte in Augsburg stattfand und dessen Beiträge in dem vorgestellten Band dokumentiert werden.

Eric-Oliver Mader: Die letzten „Priester der Gerechtigkeit“. Die Auseinandersetzung der letzten Generation von Richtern des Reichskammergerichts mit der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (Colloquia Augustana Bd. 20). Berlin: Akademie Verlag 2005. ISBN 3-05-004090-4. 458 S., € 59,80.



Nach gängiger Ansicht endet das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und mit ihm das Reichskammergericht am 6. August 1806, als Franz II. seine Würde als Reichsoberhaupt und die damit verbundene Kaiserkrone niederlegte. Aus der Sicht der im Kameralkollegium vereinigten Richter des Reichskammergerichts allerdings bedeutete diese einseitige, ohne Mitwirkung des Reichstages gefällte Entscheidung noch keineswegs das Ende des Gerichts. Auch als sich Kammerrichter, Präsidenten und Assessoren nach langen Debatten mit der Tatsache abgefunden hatten, dass das Reich nicht mehr existiere und die Rechtssprechungskompetenz des in Wetzlar angesiedelten Gerichts beendet sei, war das Kameralkollegium noch lange nicht aufgelöst: Es überlebte vielmehr so lange, bis 1817 die Pensionsansprüche der

Kamerale durch die Deutsche Bundesversammlung anerkannt wurden.

Eric-Oliver Mader zeichnet das Bild einer vom Geschehen zutiefst verunsicherten Gruppe, die der fundamentalen Zäsur von 1806 mit zukunftsweisenden staatstheoretischen Konzepten begegnete und legt erstmals eine umfassende Geschichte der Abwicklung des Reichskammergerichts vor. Die als Pensionäre in Wetzlar verbliebenen vormaligen Reichsrichter werden ebenso thematisiert wie jene, die im Dienst deutscher Souveräne hochrangige Nachkarrieren durchliefen. Am Beispiel Bayerns zeigt sich, dass die Sozialisation im Reich und am Reichskammergericht für die Durchsetzung von Reformen eine bedeutende und bislang unterschätzte Rolle spielen konnte. Allerdings gab es auch entgegengesetzte Entwicklungen, die in sich einer beharrenden oder sogar reaktionären Haltung äußern konnte.

Colloquium Augustanum

VORTRAGSREIHE DES INSTITUTS

Prof. Dr. Marc Föcking

Hamburg

(2. Mai 2005)

Dialog und Perspektive. Überlegungen zu Raffaels ‚Scuola d’Atene‘ und zum Renaissance-Dialog

Dass Raffael Theologie und Philosophie in den Vatikanischen Stäben auf unterschiedliche Fresken verteilt und in *Disputa* und *Scuola d’Atene* auch räumlich gegenüberstellt, scheint aus moderner Sicht getrennter Fakultäten nicht weiter bemerkenswert. Für das frühe 16. Jahrhundert aber konzeptualisiert Raffael nicht nur die höchst aktuelle Rücknahme dessen, was drei Jahrhunderte zuvor die Geburt der Theologie als ‚scientia‘ ausgemacht hatte, sondern auch die nun als oppositiv verstandenen epistemologischen Voraussetzungen von Glaubenslehre und einer nun in ihre Autonomie entlassenen Philosophie. Deren Darstellung in der *Scuola d’Atene* aber kann – anders als die der Theologie in der *Disputa* – in Ermangelung traditioneller Bildschemata nur auf Modelle zurückgreifen, die Raffael allein in der zeitgenössischen Literatur vorfinden konnte: Das Philosophen-Gespräch der *Scuola d’Atene* lässt sich deuten als bildkünstlerische Version der literarischen Gattung des Renaissance-Dialogs und ihrer Inszenierung des an die Konkretheit von Raum und Zeit

gebundenen philosophischen Gesprächs.

* * *

Dr. Jörg Stabenow

Florenz

(27. Juni 2005)

Die Kuppel der Barnabiten. Identität und Konkurrenz als Themen der Baugeschichte von S. Carlo ai Catinari in Rom

Anhand eines Fallbeispiels aus der Sakralarchitektur des römischen Frühbarock untersucht der Vortrag, wie die ‚Geschichte‘ eines Bauwerks – also der Planungs-, Realisierungs- und Ausstattungsprozess – nicht nur seine Gestalt, sondern auch seine Aussage bestimmt. Mit dem 1612 begonnenen Neubau der Kirche S. Carlo ai Catinari errichtet der in Mailand beheimatete Orden der Barnabiten ein weithin sichtbares Zeichen seiner Präsenz in der katholischen Welthauptstadt. Auftraggeber des Bauwerks ist nicht ein individueller Bauherr, sondern ein vielstimmiges Kollektiv. Für die Barnabiten geht es in dem Kirchenbau um Kenntlichmachung ihrer Identität als Ordensgemeinschaft. Mit diesem Bedürfnis treffen sie auf eine Situation, in der sie starkem Konkurrenzdruck ausgesetzt sind. Insbesondere rivalisieren die Barnabiten mit den Reformorden der Jesuiten, Oratorianer und Theatiner, die ihre großen römischen Kirchenbauten in unmittelbarer Nachbarschaft der Baustelle von S.

Carlo entweder schon vollendet haben oder gerade errichten. Diese Rivalität wird in der Diskussion zwischen den römischen Barnabiten und der Mailänder Ordenszentrale explizit thematisiert. Der Vortrag interpretiert den Bau von S. Carlo ai Catinari als Ergebnis unterschiedlicher architektonischer Strategien, mit denen der Orden auf die römische Konkurrenzsituation reagiert.

* * *

Prof. Dr. Martin Brecht
Münster
(21. November 2005)

Johann Valentin Andreae und die süddeutschen Städte

Wenn überhaupt, ist Johann Valentin Andreae (1586-1654) bekannt als Erfinder des Rosenkreuzer-Mythos dazu als Utopist, Literat und sozialer Organisator. Dass er als württembergischer Hofprediger in Stuttgart mitten im 30jährigen Krieg weitreichende Korrespondenzen in die süddeutschen Reichsstädte und Residenzen unterhielt, war bisher allenfalls punktuell bekannt. Die großen Vororte waren dabei Straßburg, Nürnberg und nicht zuletzt Augsburg. Andreae und seinen Partnern war es im Bund mit dem Erbauungsschriftsteller Johann Arndt (1555-1621) um eine Intensivierung der Frömmigkeit zu tun, die bereits auf eine Modifizierung des konfessionellen Luthertums hinauslief. Der Vorgang ist bisher in seinem Zusammen-

hang eigentlich noch nicht wahrgenommen worden. Die vorhandenen einschlägigen Quellen, vor allem im Nachlass Andreaes in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel harren einer Aus- und Bewertung. Dazu will der Vortrag einen Anstoß geben.

* * *

Prof. Dr. James Melton
Atlanta
(28. November 2005)

Transatlantische Erfahrungen eines Salzburger Bergknappen, 1695-1761

In den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts wurden ungefähr 20 000 Protestanten aus dem Erzbistum Salzburg vertrieben. Die überwiegende Mehrheit der Auswanderer siedelte sich in Ostpreußen an, aber einige emigrierten nach Nordamerika und begannen ein neues Leben in der kurz zuvor gegründete britischen Kolonie von Georgia. Mit Hilfe archivalischer Quellen aus Salzburg und zeitgenössischer Berichte aus Nordamerika will dieser Vortrag die Herkunft und Lebenserfahrungen eines Salzburger Bergknappen rekonstruieren, der 1734 als Emigrant mit dem ersten Schifftransport nach Georgia kam. Warum hat dieser Bergknappe aus dem Gasteinertal, namens Thomas Geschwandel, Georgia als Bestimmungsland Preußen oder einem anderen protestantischen Land im Reich vorgezogen? Und wie hat er sich an seine neuen Lebensumstände angepasst, oder präziser formuliert: auf

welche Art und Weise begegnete er den zu Sklaven gemachten Menschen afrikanischer Herkunft, die im nahen South Carolina etwa 65 Prozent der Gesamtbevölkerung umfassten?

* * *

Prof. Dr. Eberhard König
Berlin
 (9. Januar 2006)

Vom Buch zum Bild oder von der scheinbaren Gleichzeitigkeit des Augenblicks

In einem Vortrag, der seine Beispiele vor allem aus venezianischer Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts schöpft, versucht ein Kenner der Buchmalerei des Spätmittelalters die Langlebigkeit von Konzepten zu verfolgen, die aus der Einrichtung einer Buchseite stammen. Buchmaler waren gewohnt, in einem simplen Verfahren, das Blatt so einzurichten, dass Hauptfeld und Rand in einer am Goldenen Schnitt orientierten Weise voneinander geschieden wurden. Dass folglich am Rand Motive Platz finden, die zwar einen Bezug zum Hauptbild hatten, aber keinerlei örtliche und zeitliche Verbindung benötigten, ist evident. In dem Moment, da Maler wie Jean Fouquet in Tours um 1450 die Grenzen aufgeben und sich scheinbar dem Primat des einen Bildes auf einer Bildfläche beugen, kommt es zu einer kritischen Situation: Auf den ersten Blick wirkt es, als sei alles gleichzeitig zu denken; die Konstruktion aber ist eine geistige,

die zwischen dem Rand und dem Zentrum große zeitliche Abstände ermöglicht. Von hier aus fragt der Vortrag danach, ob beispielsweise Christus wirklich bei Tintoretts Abendmahl in San Rocco fett mit seinen Jüngern tafelt, während nackte Hungernde an der Stufe zum Bild hungern; und es geht auch darum, ob in einem Gemälde wie Giorgiones Sturm der angezogene Krieger am Rand nur einen Schritt braucht, um bei der nackten Frau im Zentrum des Bildes zu sein – oder ob dafür nicht die Aufhebung von Bildzonen, von Marginalie und dem, was das Bild eigentlich rechtfertigt, nötig wäre.

* * *

Prof. Dr. Adalberto Giovannini
Genf
 (23. Januar 2006)

Rezeption und Kritik des Livius in der Geschichtsschreibung von Machiavelli bis Nissen

Der Vortrag gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil werden Rezeption und Kritik des Livius im Allgemeinen von Machiavellis „Discorsi“ bis zu den vernichtenden, im Jahre 1863 erschienenen „Kritischen Untersuchungen“ von Heinrich Nissen dargestellt. Im zweiten Teil wird die Glaubwürdigkeit des Livius für die Mittlere Republik gegen die herrschende Skepsis verteidigt und anhand zweier konkreter Beispiele nachgewiesen. Der dritte Teil ist dem außerordentlich wichtigen

Problem der frühen Römischen Verfassung gewidmet. Dabei geht es hauptsächlich um die Vorgeschichte der Theorie Mommsen über den Ursprung der Amtsgewalt der römischen Magistratur und ihr Verhältnis zur Volkssouveränität, eine Theorie, die letzten Endes auf Machiavelli und italienische Gelehrte des 16. Jahrhunderts zurückgeht.

Forschungsveranstaltungen

Traum und Politik.

Deutungen sozialer Wirklichkeiten im Europa des Barock.

Internationale Tagung vom 22. bis 24. Oktober 2005

am Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg

Leitung: Prof. Dr. Peer Schmidt (Universität Erfurt), Prof. Dr. Gregor Weber (Universität Augsburg)

Die von der Gerda Henkel Stiftung, der Gesellschaft der Freunde der Universität Augsburg und der Kurt Bösch Stiftung (Augsburg) geförderte Tagung hatte sich eine innovative Thematik vorgenommen. Untersucht werden sollte die Relevanz von Träumen als Deutungsmuster sozialer und politischer Ordnung im Europa des Barock, wobei auch die vor dieser maßgeblich im 17. Jahrhundert angesiedelten Epoche entstandenen Grundlagen sowie die nachbarocke Entwicklung zu beachten waren. Zur Sprache kommen sollten mithin sowohl die vielfältigen Textsorten und ästhetischen Ausdrucksformen – handgeschriebene und gedruckte Chroniken und Traumberichte, Ego-Dokumente, Theaterstücke, Gemälde sowie Graphiken usw. – der Überlieferung ‚wahrer‘ oder fiktiver Träume und die aus der Antike stammenden Traumauslegungstexte und -deutungspraktiken als auch die Ursachen, Anlässe, Formen, Absichten und Wirkungen der in je spezifischen historischen Umständen mit kurz-, mittel- oder langfristiger Geltungsperspektive erfolgten Traumdeutungen.

Der Einführungsvortrag des Tagungsleiters *Gregor Weber* (Alte Geschichte, Augsburg), explizierte und problematisierte diesen weitgesteckten Ansatz auf einer pragmatischen Ebene. Bereits die Antike entwickelte eine ausgefeilte Traumtheorie und Ansätze zur methodischen Traumdeutung, betrachtete Träume als historische Quellen und ließ im sozio-politischen Kontext eine Vielzahl von Träumern auftreten – ein politisch-gesellschaftliches Legitimationsmuster, das mit seiner Funktion der Prophetie kollektiver Schicksale bis in die Neuzeit und eben bis zum Barock fortwirkte. Auf sie gehen eine ganze Reihe zentraler Definitionsmerkmale und Fachbegriffe zurück. Schon sie beteiligte die Medizin am Traumdiskurs und brachte deshalb eine Deutungsrichtung hervor, die in der Frühen Moderne zunehmend an Bedeutung gewann. Der Vortrag bot darüber hinaus einen kompakten Überblick zur Überlieferung und zum in Renaissance und Barock

bestehenden Angebot ursprünglich heidnisch-antiker, dann zumindest teilweise verchristlichter, im Zuge von Humanismus, Reformation und Konfessionalisierung nochmals anders kontextualisierter und interpretierter Traumbücher, also Traumdeutungslehren.

Die von *Silvia Serena Tschopp* (Europäische Kulturgeschichte, Augsburg) geleitete Sektion *Der mentale Spiegel: Träume in der Literatur und Kunst* vereinigte insgesamt fünf Beiträge. *Gerhard Poppenberg* (Romanistik, Heidelberg) befasste sich mit der nach Ausweis der Motive ihrer Literatur insgesamt und der ästhetisch-literarischen Qualität ihrer einschlägigen Leitwerke frühneuzeitlich möglicherweise bedeutendsten Traumkultur, nämlich derjenigen Spaniens. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand naturgemäß Calderón de la Barca 1636 entstandenes Werk *Das Leben ist ein Traum*, dessen Deutung nicht nur zeitgeschichtlicher, sondern auch traumgeschichtlicher Kontextualisierung bedarf. *Bernhard Teuber* (Romanistik, München) wandte sich dem üblicherweise wegen seiner angeblich besonders entwickelten Rationalität als Gegenmodell empfundenen französischen Fall zu und arbeitete an einer von Descartes bis Racine reichenden Aussagenreihe heraus, dass auch dort sowohl Traumberichte und Traumapologie als auch mehr oder weniger massive Traumkritik begegnen. Einen ebenfalls durchaus hohen Stellenwert des Traumes konnte auch *Andreas Höfele* (Anglistik, München) bei Shakespeare konstatieren; Shakespeares Aneignung und Nutzung dieses Motivs erfolgte offenbar in engem Bezug zur zeitgenössischen Traumwahrnehmung und -einschätzung selbst in der Medizin. *Manfred Engel* (Germanistik, Saarbrücken) kam nach seiner Durchmusterung eines breiten barocken Gattungsbestands der deutschen Literatur zu einem eher ambivalenten Ergebnis. Im (vor allem: protestantischen) Deutschland wurde das Traummotiv zwar ebenfalls eingesetzt, aber offenkundig doch zurückhaltender als andersorts. Eine literarische Befassung mit dem natürlichen Traum – im Gegensatz zum deshalb besonders interessanten übernatürlichen – sei erstmals 1689 bei Christian Reuter erfolgt. Der von *Jan Harasimovicz* (Kunstgeschichte der Renaissance und der Reformation, Wrocław) souverän präsentierte Abendvortrag bot einen höchst aufschlussreichen Einblick in die Thematisierung des Traums in der Malerei und Graphik des 16. und 17. Jahrhunderts vor allem im politischen Zusammenhang.

Der zweite Konferenztag wurde mit der Sektion *Traum und konfessionell-politische Ordnung* eröffnet, die *Johannes Burkhardt* (Geschichte der Frühen Neuzeit, Augsburg) leitete. Den ersten Sektionsvortrag bestritt *Claire Gantet*, derzeit am Historischen Kolleg in München forschende Habilitandin aus Paris. Er befasste sich mit dem Traum als politischem Medium im krisenhaften Frankreich zwischen 1560 und 1620. Die Vortragende, deren im Entstehen begriffene Habilitationsschrift einen Beitrag zur deutschen Traumgeschichte anzielt, rekonstruierte systematisch die verschiedenen zeitgenössischen Traumauffassungen und -einschätzungen und legte dar, wie auf dieser Grundlage und im Kontext zeitge-

nössisch aktueller politisch-sozialer Bedürfnisse ebenso unterschiedliche Formen des Umgangs mit dem Traum und den Träumenden entstanden. Als eine wesentliche, auf die Zukunft weisende Entwicklung nannte sie die Individualisierung des Träumens und des mit dem Träumen verwandten Wahnsinns mit der Folge zumindest tendenzieller Stilllegung des mit dem Traum verbundenen ordnungsstörenden Potentials.

Ein Desiderat zur Geschichte des Traumes füllte der anschließende Vortrag des Tagungsleiters *Peer Schmidt* (Südwesteuropäische und Lateinamerikanische Geschichte, Erfurt) aus, der sich mit den Träumen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges beschäftigte. Dabei wurde erkennbar, dass das Potential (retro-)prognostischer Träume auf der Ebene der Flugblattpublizistik intensiv politisch genutzt wurde. Dies begann schon im Vorfeld des Dreißigjährigen Krieges deutlich zu werden, als das inzwischen von der Forschung als kriegstreibend eingestufte Lutherjubiläum von 1617 von einem mehrfach aufgelegten illustrierten Flugblatt „Der Traum Friedrichs des Weisen über den Thesenanschlag Luthers“ begleitet wurde. Mitunter ist – wie bei illustrierten Flugblättern nicht anders zu erwarten – die Symbolsprache schwer entschlüsselbar, so bei dem von Schweden zur Legitimation des Kriegseintrittes 1630 und 1631 aufgelegten Traum von der Rettung der lutherischen Kirche. Solchermaßen wird die rezeptionsgeschichtliche Aufarbeitung teilweise erschwert. Konzentrierte sich der Beitrag von Peer Schmidt – gleichsam in Verfolgung antiker Traditionen – auf die politisch-herrschaftslegitimatorischen Aspekte zwischen 1618 und 1648, so beleuchtete der Vortrag von *Ulman Weiß* (Geschichte der Frühen Neuzeit, Erfurt) die Präsenz und Einschätzung des Traumes in den theologischen Diskussionen des deutschen Luthertums des 16. und 17. Jahrhunderts. Insbesondere zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurde diese Auseinandersetzung (erneut) intensiv geführt. Luther selbst nahm eine ambivalente Haltung ein, weil er einerseits die Möglichkeit einer direkten Ansprache des Gläubigen durch Gott im Traum nicht ausschließen wollte, andererseits die Nutzung des Traums durch den Teufel fürchtete. Seine Anhänger teilten diese Ambivalenz; die lutherische Theologie befasste sich nur gelegentlich mit diesem Thema. Diese Gelegenheit war insbesondere immer dann gegeben, wenn Menschen sich auf prophetische Traumgesichter beriefen und deshalb zu prüfen war, ob göttliche Eingebung oder teuflische Einflüsterung vorlag. *Mari-
on Kintzinger* (Münster) vertiefte diese Perspektive alltags- und mentalitätsgeschichtlich. Sie konnte nachweisen, dass die einfachen Menschen sich insbesondere bei ihren biographisch entscheidenden Einschnitten Heirat und Tod verbreitet Hoffnung, Tröstung oder auch Bestrafung Dritter, in dieser oder jener Weise Schuldiger, als Rächung, durch den bzw. zumindest im Traum versprochen. Diesen eigenen soziokulturellen Nutzenanwendungen des Traums standen anhaltende obrigkeitliche Disziplinierungs- und Mobilisierungsversuche durch publizierte angebliche oder tatsächliche Träume bevorzugt von Elitenangehörigen gegenüber.

Der Versuch der Obrigkeiten, die Träume der einfachen Menschen als subjektive Einbildungen abzutun und dadurch ihres störenden Potentials zu berauben, musste jedoch auch auf die Glaubwürdigkeit der obrigkeitlich vermittelten Träume durchschlagen.

Die vierte Konferenzsektion war dem Traum als politisch-imperiale Legitimation gewidmet. Ihren ersten Teil leitete *Aloys Winterling* (Alte Geschichte, Freiburg i. Br.). Erster Redner war *Martin van Gelderen* (Europäische Ideengeschichte, Florenz). Er vertrat anhand sowohl von Text- als auch Bildquellen die These, dass die verbreitete Annahme, Holländer hätten im Goldenen Zeitalter ihrer Republik „nicht geträumt“, sondern sich tatkräftig und rational ihren Geschäften gewidmet, nicht zutrefte. Vielmehr habe man keineswegs auf die aus Träumen und Visionen resultierenden Mobilisierungseffekte verzichtet, diese jedoch bevorzugt auf Alltag und Familie fokussiert. Nicht unmittelbar bezogen auf Staat und Politik wurde demzufolge im Holland des 17. Jahrhunderts geträumt, sondern direkt bezogen auf die eigenen Lebensverhältnisse, woraus sich mittelbar ein politischer Nutzeffekt für die junge Republik ergab. In ein außerordentlich breites Problemfeld leuchtete der anschließende Vortrag von *Horst Carl* (Geschichte der Frühen Neuzeit, Gießen) zu den imperialen Träumen des Hauses Habsburg. Die zahlreichen und vielfältigen Träume, die in und im Umfeld der Dynastie Habsburg entstanden sein dürften, müssen erst noch erschlossen werden. Der exemplarische Fall aus dem 18. Jahrhundert, den sich der Redner vornahm, lässt eine komplexe Gemengelage religiöser und politisch-ideengeschichtlicher Motivik und medial-kommunikativer Geltung ebenso erkennen wie ein Anhalten der Bestrebung, Träume politisch zu nutzen. Dass eine systematische Befassung mit dem Konferenzthema auch die Thematisierung des Traums in der Musik berücksichtigen müsste, belegte das präsentierte Beispiel aus dem Schaffen Mozarts.

Den Blick der Konferenzteilnehmer nach Norden richtete der Vortrag von *Holger Berg* (Kopenhagen/Florenz). Er wies anhand einer Durchmusterung einschlägiger relevanter Manuskript- und Drucksammlungen eine nur sehr beschränkte Präsenz und Bedeutung politischer Träume für das lutherische Skandinavien des 17. und 18. Jahrhunderts nach. Die Erklärung dieses auffälligen Befundes kann offenbar nur im Rahmen einer umfassenden Analyse der politischen Kultur Skandinaviens in dieser Epoche erfolgen, die bisher erst in Ansätzen geleistet ist. Noch deutlicher wurde das entsprechende Forschungsdefizit im Falle Polens, worüber *Janusz Mallek* (Geschichte der Frühen Neuzeit, Toruń) berichtete. Der Redner beschränkte sich auf den Nachweis sozusagen der Potentialität von Großmachtträumen in der Adelsrepublik Polen-Litauen im 17. Jahrhundert und erörterte die Annahme, dass derartige Visionen in diesem Fall eher aus mythisch-historischen Ansätzen, so dem zeitweilig messianisch angereicherten Sarmatismus abgeleitet wurden.

Der zweite Teil der vierten Sektion wurde von *Martin Zimmermann* (Alte Geschichte, München) geleitet. Der erste Beitrag befasste sich mit dem im Buch Daniel überlieferten Traum des Nebukadnezar über die vier Weltimperien und dessen Deutungen im frühneuzeitlichen Reich, dargeboten von *Wolfgang E.J. Weber* (Europäische Kulturgeschichte, Augsburg). Die Danielvision war ein wesentlicher Bestandteil der heils- und profangeschichtlich-mythischen Selbstpositionierung und Selbsteinschätzung der Reichseliten sowie in noch ungeklärtem Ausmaß auch anderer Reichsangehöriger. Sie entfaltete zeitweilig offenbar zumindest mittelbare Handlungsrelevanz und wurde auch im Zuge ihrer fortschreitenden wissenschaftlichen Zersetzung nicht völlig aufgegeben, sondern zumindest für den Gebrauch gegenüber den einfacheren Untertanen beibehalten. Auch *William O'Reilly* (Geschichte der Frühen Neuzeit, Cambridge) konnte für seinen Beobachtungsbereich England eine erhebliche Zahl politisch bedeutsamer Träume, vom Mittelalter bis zum ausgehenden 17. Jahrhundert nachweisen. Diese Träume dienten nicht nur europäischen und außereuropäischen Expansions- und Machtbestrebungen der Eliten, sondern weisen auch eine soziale Komponente auf: im Traum konnten die sozialen Schranken überwunden, sozialer Aufstieg imaginiert werden. O'Reilly berührte mit den Träumern, die protestantischen Minderheiten angehörten und in die englischen Kolonien emigrierten die atlantische Dimension dieses Themenkomplexes, eine Frage, die immer wieder auch in anderen Vorträgen und Debattenbeiträgen aufgeworfen wurde.

Der fulminante Abschlussvortrag von *Peter Burschel* (Geschichte der Frühen Neuzeit, Freiburg i. Br./Berlin) ging von einem der bedeutendsten literarischen Beiträge zum Traum überhaupt aus, *L'an 2440 ou Rêve s'il en fut jamais* des Pariser Schriftstellers und Dramaturgen Louis Sébastien Mercier, erschienen erstmals 1771. Er verdeutlichte den Aufstieg des aufgeklärten Rationalismus und den Erfahrungsdruck, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Traum und Vernunft in ein neues Bezugsverhältnis zueinander setzten und u.a. die Zukunftsutopie, die „Verzeitlichung von Perfectio-Idealen“ (R. Koselleck) als neue Denkform hervorbrachten.

Die Abschlussdiskussion konnte sich vor dem Hintergrund dieser Kenntnishorizonte auf die Erarbeitung weiter führender Fragen sowie von Vorschlägen zur Gestaltung eines einschlägigen Sammelbandes konzentrieren. Diese geplante Kollektion wird voraussichtlich in der zweiten Hälfte des Jahres 2006 oder Anfang 2007 in der Buchreihe *Colloquia Augustana* des Instituts für Europäische Kulturgeschichte erscheinen können.

Stefan Paulus

Friedensschlüsse Mars schläft als Zeichen des Waffenstillstands

Interdisziplinäre Tagung des Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur“ vom 24. bis 26. November 2005 am Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg.

Tagung untersucht Medien als Friedensereignis

Friedensschlüsse haben als Medienereignis über die Jahrhunderte viele Gesichter gehabt. Ob es im Umfeld von Konfliktbewältigung auch Propaganda für ein positives Bild vom Frieden gibt, oder ob der kriegstreiberische Einsatz von Medien überwiegt, damit beschäftigte sich eine Tagung des Graduiertenkollegs am Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg.

Obwohl innerstädtische Friedensschlüsse im mittelalterlichen Italien mit einem erheblichen inszenatorischen Aufwand und seit dem 13. Jahrhundert mit einer umfangreichen Schriftproduktion einhergingen, waren sie in den seltensten Fällen dauerhaft erfolgreich. Der neue Rückgriff auf schriftliche Festlegung des Friedens zeigt, laut *Christoph Dartmann* aus Münster, zwar einen rapiden Wandel der gesellschaftlichen Kommunikationsformen, er verdrängte jedoch nicht die mittelalterliche Präsenzkultur im kommunalen Italien. Die Bürgerversammlung mit der direkten Begegnung der Streitparteien und dem feierlichen Eid oder sogar „Friedenskuss“ als expressive Geste fand weiterhin statt. Auch in den bewaffneten Auseinandersetzungen des schwäbischen Städtebundes mit König Wenzel, den süddeutschen Fürsten und Herren am Ende des 14. Jahrhunderts, dienten Medien dazu, dem Ziel des Friedens näher zu kommen. „Die nötige Autorität der Verhandlungspartner wurde mittels so genannter ‚Gewaltbriefe‘ bekräftigt“, schilderte *Stefanie Rütters* aus Münster. Außerdem hätten Gesandtschaftsberichte den kommunikativen Verlauf der so genannten Friedenstage dokumentiert. Friedenspolitik habe sich dabei auch mit zurückgehaltenen oder verfälschten Informationen betreiben lassen.

In der Religionsfriedenskommunikation in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts deckte *Cornel Zwierlein* aus München ein europäisches Referenznetzwerk auf. Am Beispiel von Deutschland, Savoyen und Frankreich zeigte Zwierlein, wie die Nachbarländer jeweils auf vorausgegangene Friedensedikte rekurrten. Sowohl textuelle Bezüge als auch personelle Beziehungen – zum Beispiel in Form von brieflicher Übermittlung von Vertragstexten ins Ausland – spielten dabei eine wichtige Rolle. Einen Ausblick auf Schweden ermöglichte *Inken Schmidt-Voges* aus Osnabrück mit ihren Ausführungen über das „Uppsala Kyrkomöte“ von

1593. Auf diesem Kirchentag sollte die „Confessio Augustana“ als alleiniges verbindliches Bekenntnis für Schweden festgesetzt werden. Erst durch die mediale Vermittlung habe sich das Ereignis als konfessioneller Friedensschluss konstituiert.

Aus kunsthistorischer Sicht referierte *Martina Długaicyk* aus Aachen über die Medialisierung des Waffenstillstandes im 17. Jahrhundert. Eine Vielzahl von Allegorien verbildlichten, oft mit Hilfe von Personifikation, den zwischen den spanischen Niederlanden und den Generalständen abgeschlossenen zwölfjährigen Waffenstillstand von 1609: „Pax und Justitia auf dem Triumphwagen“, „Der Handschlag“ als Zeichen von Allianz, „Waffenstillstand als Ehebündnis“ und besonders beliebt „Der schlafende Mars“ als Zeichen ruhender Waffen. *Długaicyk* erklärte: „Am beliebtesten waren in Grafik und Malerei Gattungen, mit denen möglichst schnell auf politische Ereignisse reagiert werden konnte.“ So zum Beispiel auch mit den in hoher Anzahl publizierten Flugblättern als Reaktion auf den in Münster geschlossenen Westfälischen Frieden von 1648. Auch zu diesem Anlass zeigten die Flugblätter, laut *Stefan Mayer-Gürr* aus Bonn, nicht etwa den Akt der Unterzeichnung, sondern allegorische Darstellungen des Friedens. Aus der Sicht der Zeitgenossen sei aber weniger der Friedensschluss an sich von Bedeutung gewesen, als vielmehr die Rezesse, die den Abzug der Truppen regelten. Dies sei an der höheren Auflagenzahl von Flugblättern zu diesem Thema erkennbar.

An der Wende zum 19. Jahrhundert wurde die Allegorie schließlich durch das Ereignisbild abgelöst. *Claudia Hattendorf*, Marburg, zeigte dies an den unter Napoleon Bonaparte geschlossenen Friedensschlüssen Frankreichs. "Das neue Darstellungsprinzip beruhte darauf, dass ein peripheres Ereignis exemplarische Bedeutung erhielt", erklärte die Kunsthistorikerin. So wurde zum Beispiel das Treffen Napoleons mit Franz II. zwei Tage nach der Schlacht von Austerlitz am 4. Dezember 1805 in Szene gesetzt. Die zu Gunsten des französischen Kaisers ausfallende Darstellung der Kräfteverhältnisse sollte die Außenpolitik Napoleons propagandistisch unterstützen. Die staatlich gelenkte Bildproduktion reichte dabei von der Hochkunst bis zum populären Bild und der Karikatur.

Das Bedürfnis nach staatlicher Kontrolle sei nach wie vor Bestandteil der Demokratie des 20. und 21. Jahrhunderts - wenn auch in anderer Form als zu Zeiten Napoleons - wie *Thomas Speckmann* aus Bonn erläuterte. Er diskutierte den "Wiederaufbau von Staaten" als eine der Hauptaufgaben heutiger internationaler Politik. Kritisch beleuchtete er dabei die Wechselwirkungen zwischen medialer Berichterstattung und staatlichen Eingriffen.

Die Tagung insgesamt ermöglichte durch ihren Zugriff auf Einzelmedien einen Blick auf Quellen, die sonst nicht unbedingt im Blickfeld von Historikern liegen, schlussfolgerten die Organisatoren *Bent Jörgensen*, *Raphael Krug* und *Christine Lüdke*. Das Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Auf-

bau der europäischen Informationskultur“ nutzte als Ausrichter des Symposiums die Chancen seiner interdisziplinären Ausrichtung. Die abschließende Podiumsdiskussion verdeutlichte, dass die vorausgehende Gewalt oder die Art eines Krieges immer mitentscheidend ist für den anschließenden medialen Umgang mit dem Frieden. Ohne Kriegsforschung sei Friedensforschung daher kaum möglich.

Die Vorträge der Tagung werden in einem Tagungsband publiziert, der im Laufe des Jahres 2006 erscheinen soll.

Christine Lüdke M.A.

Mercator-Gastprofessur

Prof. Dr. Thomas Dittelbach



Mit Beginn des Wintersemesters 2005/06 fungiert Herr Prof. Dr. Thomas Dittelbach (Basel) für ein Jahr als Mercator-Gastprofessor am Institut für Europäische Kulturgeschichte. Sein Gastaufenthalt dient in erster Linie der Durchführung des Forschungsprojekts *Schule des Sehens – Erkenntnis im Bild*. Dieses Vorhaben ist im gesamtuniversitären Wissenschaftsschwerpunkt *Europäische Kulturgeschichte* der Universität Augsburg, vertreten durch das gleichnamige Institut, angesiedelt; das Vorhaben reicht zudem in

das Arbeitsprogramm des hiesigen Graduiertenkollegs *Wissensfelder. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur* hinein. Seitens der Universität Augsburg wird das Forschungsprojekt von der Inhaberin des Lehrstuhls für Kunstgeschichte, Frau Prof. Dr. Gabriele Bickendorf, betrieben. Seine Ziele sind die Erfassung und Analyse der Voraussetzungen, Erscheinungsformen und Wirkungen wissenschaftlicher Bildfindung sowie der Illustration naturwissenschaftlicher Forschung, ferner die Untersuchung der zeichnerischen Erfassung wissenschaftlicher Problemstellungen und Sachverhalte sowie des Einsatzes der Medien visueller Kommunikation naturwissenschaftlicher Erkenntnis in Zeichnung und Druckgraphik, Einzelblättern, Blattfolgen und illustrierten Büchern.

Das Gesamtprojekt ist in zwei Untersuchungskomplexe aufgeteilt, deren kooperative Erarbeitung sich auch deshalb als unabdingbar erweist, weil das Vorhaben in den übergreifenden Horizont einer Neubestimmung der Kunstgeschichte als Historische Bildwissenschaft eingeordnet ist.

Im Rahmen ihres Teilprojekts beschäftigt sich Frau Prof. Dr. Bickendorf mit der Visualisierungskampagne der Pariser Académie des Sciences und den Illustrationen von Sébastien Leclerc und Claude Mellan; ihre Untersuchung ist also vornehmlich im 17. Jahrhundert sowie im französischen Kontext angesiedelt. Demgegenüber widmet sich das von Prof. Dr. Dittelbach betriebene Teilprojekt dem Zusammenhang von Kunst und Optik vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Den Schwerpunkt nimmt hierbei Italien ein. Zum einen werden grundlegende Erkenntnisgewinne in Hinsicht auf den Wandel der wechselseitigen Wahrnehmung, Einschätzung und Benutzung von Text und Bild zwecks wissenschaftlicher Darstel-

lung und Vermittlung erwartet, zum anderen ist aber auch mit einem Beitrag zur Geschichte der europäischen Kommunikations-, Informations- und Wissenskultur zu rechnen. Für beide Teilprojekte konnten im Rahmen verschiedener Lehrveranstaltungen und Publikationen bereits wichtige Vorarbeiten geleistet werden.

Zudem soll die Mercator-Professur das europäisch-kulturhistorische Lehrprogramm des Instituts für Europäische Kulturgeschichte, des dortigen Graduiertenkollegs und des Schwerpunkts Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg forschungsorientiert erweitern und optimieren. Diesbezüglich werden von Herrn Prof. Dr. Dittelbach einerseits Lehrveranstaltungen im Hinblick auf die mittelalterliche und frühneuzeitliche Herrscherikonographie und das Herrscherzeremoniell sowie zur Entwicklung bildsprachlicher Verständigung und Formen der Repräsentation angeboten. Andererseits sind Vorlesungen und Seminare zu den visuellen Erkenntnis- und Transferformen der europäischen Wissens- und Wissenschaftskultur, auch unter Berücksichtigung des Austauschs zwischen der christlichen und islamischen Welt, geplant. Eine entsprechende Kooperation mit dem Inhaber des Lehrstuhls für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Augsburg, Prof. Dr. Martin Kaufhold, ist bereits vereinbart. Ebenfalls vorgesehen ist die Einspeisung des Lehrangebots in den BA- und MA-Studiengang Europäische Kulturgeschichte sowie den Magisterstudiengang Kunstgeschichte an der Universität Augsburg.

Schließlich soll der Gastaufenthalt von Prof. Dr. Dittelbach auch dem Aufbau und der Verstärkung einer Zusammenarbeit des Instituts für Europäische Kulturgeschichte und des Lehrstuhls für Kunstgeschichte mit dem Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte in Florenz dienen. Darüber hinaus erfüllt sein Besuch den Zweck einer weiteren Internationalisierung des Schwerpunkts Europäische Kulturgeschichte und des Graduiertenkollegs Wissensfelder. Geplant ist in diesem Zusammenhang auch die Erarbeitung und Durchführung einer einschlägigen internationalen und interdisziplinären Tagung am IEK in Augsburg 2007.

Wolfgang E. J. Weber

Stipendiatinnen und Stipendiaten

DoktorandInnen

- Fleßenkämper, Iris
Die Select Society in Edinburgh 1754-1764. Soziale Zusammensetzung und kommunikative Praxis
Förderungszeitraum: 1.8.2003 – 31.1.2006
- Koller, Ariane
Die Offizin Blaeu und die Kartographie des Manierismus. Weltbilder und die Ästhetik der Geographie
Förderungszeitraum: 1.3.2005 – 28.2.2007
- Krug, Raphael Matthias
Die Augsburger Steuerbücher im Spätmittelalter (1346–1430) als Medium städtischer Verwaltung
Förderungszeitraum: 1.9.2003 – 28.02.2006
- Pahnke, Gabi
Das europäische Medien- und Wirkungsspektrum eines Literaten der Spätaufklärung am Beispiel Johann Gottfried Seumes (1763–1810)
Förderungszeitraum: 1.5.2004 – 30.4.2006
- Schock, Flemming
Wissen, Wunder und Unterhaltung: Eberhard Werner Happels (1647-1690) Relationes Curiosae und die Frühgeschichte der deutschen Zeitschrift
Förderungszeitraum: 1.3.2005 – 28.2.2007
- Schümann, Nicola
Wissenstransfer im Alten Reich: Der Fränkische Kreistag als Multiplikator
Förderungszeitraum: 1.3.2003 – 28.02.2006
- Bauer, Oswald
Die Informationspolitik von Unternehmern in der Frühen Neuzeit: Räume, Themen, Netzwerke. Die Georg Fuggerischen Erben und die „Fuggerzeitung“ (1568-1605)
Förderungszeitraum: 1.10.2005 – 31.09.2007
- Stuibler, Maria
Stefano Borgia und seine Korrespondenten. Ein europäisches Gelehrtennetzwerk im 18. Jahrhundert
Förderungszeitraum: 1.11.2005 – 30.09.2007

- Fieseler, Christian
Macht, Wissen, Raum. Kartographie, Raumdarstellung und Raumwahrnehmung um 1800
Förderungszeitraum: 1.11.2005 – 30.09.2007

Postdoktoranden

- Dauser, Regina
Wissensfelder der Neuzeit: Bilanz des GK-Programms
Förderungszeitraum: 1.10.2004 – 30.09.2006
- Müller, Gernot Michael
Otto Melander: Idea sive exegesis universi studii politici. Edition, Übersetzung, Kommentar. Ein Beitrag zur politischen Theorie um 1600.
Förderungszeitraum: 1.01.2006 – 31.12.

Promotions- und Forschungsprojekte

In dieser Rubrik bietet sich den Stipendiatinnen und Stipendiaten des Graduiertenkollegs die Möglichkeit, sich selbst und ihr Projekt vorzustellen. Die Abfolge dieser Präsentationen orientiert sich an den im Graduiertenkolleg zur Untersuchung vorgesehenen Wissensfeldern und der jeweiligen Zuordnung der einzelnen Forschungsprojekte. Was in den unterschiedlichen Feldern erforscht werden soll, ist bekanntermaßen die Speicherung und Verarbeitung von kirchlich-herrschaftlich-wirtschaftlichem, von historischem, von alltagsweltlich-ökonomisch-gesellschaftlichem, von politischem, von lehrförmigem sowie ästhetischem Wissen.

Pragmatisches Feld

Die Georg Fuggerischen Erben und die Fuggerzeitungen (1568 – 1605). Kaufmännische Berichterstattung im 16. Jahrhundert: Themen, Inhalte, Netzwerke.

Oswald Bauer



Zur Person:

Geb. am 02.03.1978 in Brixen (Südtirol/Italien). Nach dem Besuch des Humanistischen Gymnasiums in Brixen ab Wintersemester 1998 Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und Geschichte an den Universitäten Wien und Aarhus (DK). Abschluss des Studiums der Geschichte an der Universität Wien im Februar 2005 mit einer Arbeit über Spott- und Schmähedichte in den Fuggerzeitungen (1568 – 1605); Abschluss des Bakkalaureats der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,

ebenfalls in Wien, im August 2005 mit einer Arbeit über Europäische Öffentlichkeit.

Projektbeschreibung:

Seit den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts ist keine ausführliche Arbeit mehr zu den „Fuggerzeitungen“ entstanden, obwohl der Bestand, der in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien aufbewahrt wird, in seiner Fülle und Dichte

unbestreitbar eine herausragende Quelle für die Frühe Neuzeit darstellt. Die letzte bedeutende Arbeit über die Fuggerzeitungen stammt von Mathilde A. H. Fitzler (1937). In den letzten Jahrzehnten sind zwar wiederholt Forschungsdesiderate formuliert worden (u. a. Theodor G. Werner 1967, Michael Schilling 1992, 1994 bzw. 2004), doch ist es im Wesentlichen dabei geblieben. Mit dem vorliegenden Projekt soll die wissenschaftliche Aufarbeitung der Fuggerzeitungen daher einen neuen Impuls erfahren.

Die Fuggerzeitungen sind ein hervorragendes Beispiel für Kaufmanns- und Bankiersberichterstattung in der Frühen Neuzeit, das in seiner Dichte und Qualität im deutschsprachigen Raum seinesgleichen sucht. Die Bearbeitung dieser Quellen ist insofern höchst geeignet, das frühneuzeitliche Nachrichtenwesen zu untersuchen. Ich werde in meinem Projekt die Frage nach den Themen und Inhalten der Fuggerzeitungen stellen und zumindest partiell beantworten. Aus den einzelnen Nachrichten lassen sich auch Erkenntnisse darüber gewinnen, nach welchen Kriterien Nachrichten ausgewählt wurden, in welcher Form (sprachlich und stilistisch) sie verfasst wurden und ob die Korrespondenten die Nachrichten kommentierten bzw. welche Interpretationen sie gegebenenfalls anboten. Dadurch können wir uns die Informations- und Wissenswelt von frühneuzeitlichen Menschen, die im Handel und im Bankgeschäft tätig waren, erschließen.

Als Motivation für den Unterhalt eines ausgedehnten Korrespondentennetzes vermute ich einen Zusammenhang mit den geschäftlichen Interessen der Georg Fuggerischen Erben einerseits und ihrer sozialen Stellung andererseits, die die Pflege von Kontakten als wichtiges Element der Positionierung im gesellschaftlichen Gefüge umfasste.

Nicht zuletzt werde ich mich auch mit der Kommunikationsinfrastruktur der Zeit auseinandersetzen. Ich möchte herausfinden, welche Kanäle zur Nachrichtenübermittlung genutzt wurden und inwieweit sich die Krise der Taxis'schen Post ausgewirkt hat bzw. welche Alternativen gegebenenfalls genutzt wurden.

1. Themen und Inhalte

Neben einem Überblick über den Bestand und seine Entstehung werde ich mich zunächst der Frage widmen, welche Inhalte wir in den Fuggerzeitungen finden. Kaspar Kempfer (1936) hat nachgewiesen, dass die Fuggerzeitungen wirtschaftliche und politische Berichterstattung enthalten.

Doch hat mir die Aufarbeitung der Pasquille in den Fuggerzeitungen (Oswald Bauer 2005 unv. Dipl.-Arb., Wien) gezeigt, dass sich in den Fuggerzeitungen über die wirtschaftliche und politische Berichterstattung hinaus eine ganze Reihe von Themen finden, die mit Wirtschaft und Politik im engeren Sinn wenig zu tun haben. Dabei handelt es sich um Curiosa, Berichte über Hexenprozesse, Beschrei-

bungen von Reisen, Schilderungen von Festen usw. Ich werde mittels einer Stichprobe Daten über die Schwerpunkte der Berichterstattung gewinnen. Eine Stichprobe kann nie Rückschlüsse über den Gesamtbestand liefern, doch vermag sie Tendenzen zu zeigen, die als Grundlage für weitere Untersuchungen dienen können.

2. Nachrichtenquellen und Alltagswissen

Die Nachrichten werden in Hinblick auf Stil und Sprache untersucht werden wie auch hinsichtlich der Art der Schilderung und der Frage, welches die wichtigsten Kriterien für die Auswahl der Nachrichten sind. Darüber hinaus können auch Erkenntnisse dazu gewonnen werden, wie die Verfasser der Nachrichten die berichteten Ereignisse eingeschätzt haben – ob und welche Interpretationen sie den Empfängern anboten und welcher Quellen sie sich bedienten.

Bedingt durch die Regelmäßigkeit der Berichterstattung und die hohe Seriosität, die die einzelnen Informanten bei ihrer Tätigkeit an den Tag legen, sind die Fuggerzeitungen höchst geeignet, die schriftliche Auseinandersetzung mit den Ereignissen und Zuständen der Zeit zu erforschen, die den Austausch der Zeitgenossen über die Ereignisse der Zeit dokumentiert und uns Auskunft darüber zu geben vermag, wie Informationen und Wissen in dieser Zeit weitergegeben wurden.

3. Motivation für den „Nachrichtendienst“: Informationspolitik?

Der Unterhalt eines so ausgedehnten Korrespondenznetzes war nicht billig. Es stellt sich daher die Frage, warum die Georg Fuggerischen Erben den „Nachrichtendienst“ unterhalten haben. Ich möchte anhand einiger ausgewählter Ereignisse der Frage nachgehen, ob die Nachrichten die Geschäftspolitik beeinflusst haben. Durch die Arbeit Reinhard Hildebrandts (1966) wissen wir von der geschäftlichen Tätigkeit der Georg Fuggerischen Erben. Daher greife ich einige Ereignisse, die für diese geschäftliche Tätigkeit von besonderem Interesse sein mussten, heraus und versuche – nach der Erschließung der Berichterstattung in den Fuggerzeitungen – herauszufinden, ob die Informationen geschäftliche Entscheidungen beeinflusst haben.

4. Die Georg Fuggerischen Erben: Selbstverständnis und soziale Stellung

Auf der Ebene der sozialen Stellung der Georg Fuggerischen Erben soll der Frage nach dem Selbstverständnis der Brüder nachgegangen und ihre Stellung in Augsburg geschildert werden. Dazu gehört auch die Erschließung des Beziehungsnetzwerkes und dessen Bedeutung für die soziale Stellung. Ich werde mir die Frage zu stellen haben, welche Bedeutung dieses Netzwerk für die soziale Stellung der Brüder hatte und welchen Nutzen sie daraus ziehen konnten. Hier spielt auch wieder die Frage nach der Motivation für den Unterhalt eines ausgedehnten Korrespondentennetzes herein.

5. Das Kommunikationsnetz und seine Bedeutung für die Berichterstattung

Nicht zuletzt soll auch die Kommunikationsinfrastruktur der Zeit unter die Lupe genommen werden um herauszufinden, wie regelmäßig die Nachrichten nach Augsburg gelangten, wie sie transportiert wurden und wie zuverlässig die Post in ihren Krisenjahren (Zusammenbruch der Taxis'schen Post ab den 1570er Jahren) noch arbeiten konnte (vgl. Wolfgang Behringer 2003). Die Kontinuität der Berichterstattung lässt darauf schließen, dass die Kommunikationsinfrastruktur relativ intakt war – während wir unregelmäßige Nachrichtenübermittlung als Zeichen von Krise interpretieren dürfen.

*Ästhetisch-ikonographisches Feld***Wissenskabinette im Rom der Frühen Neuzeit: Visualisierung und Instrumentalisierung naturwissenschaftlichen Wissens durch die Katholische Kirche.***Ulrike Feist*Zur Person

Geboren am 17.12.1978 in Berlin; Abitur 1998. Oktober 1998 Beginn des Magisterstudiums der Kunstgeschichte sowie Neueren und Neuesten Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1999-2004 Stipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes. 2001/2002 Studienaufenthalt in Rom, Italien. 2002-2005 Wissenschaftliche Hilfskraft am Lehrstuhl für Kunstgeschichte von Prof. Dr. Horst Bredekamp, Humboldt-Universität zu Berlin. Magisterarbeit zum Thema „Geschichtsbild und Naturerkenntnis. Die

Neugestaltung des Palazzo Spada durch Kardinal Bernardino Spada“. Juli 2005 Abschluss des Magisterstudiums (M.A.). Seit Januar 2006 Stipendiatin am Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit“ unter der Betreuung von Prof. Dr. Gabriele Bickendorf (Augsburg) und Prof. Dr. Horst Bredekamp (Berlin).

Projektbeschreibung:

Die Forschung ist sich darin einig, dass das päpstliche Rom vom späten 16. bis zum frühen 18. Jahrhundert das unumstrittene religiöse und künstlerische Zentrum seiner Zeit war. Anders sieht es jedoch in Bezug auf die Wissenschaften aus. Im Unterschied zu den Metropolen London und Paris, mit denen einige der wichtigsten Namen der Wissenschaftsgeschichte assoziiert werden, wird die Bedeutung Roms für die Förderung der Wissenschaften in der Frühen Neuzeit in der Forschungsliteratur zuweilen vehement negiert.¹ Der Prozess gegen Galileo Galilei, der zur Gründungslegende der Aufklärung wurde, gilt dabei fälschlich als untrüglicher Beweis für eine fortschritts- und wissenschaftsfeindliche Atmosphäre im

¹ So z. B. Minois, Georges: *L'Église et la science. Histoire d'un malentendu*, Bd. 1: De Saint Augustin à Galilée, Paris 1990, Bd. 2: De Galilée à Jean-Paul II, Paris 1991.

Kirchenstaat. Angesichts der schwindenden politischen Bedeutung der Kirche in jener Zeit war es jedoch umso wichtiger, nicht nur die künstlerische, sondern ebenso die geistige Führung zu behaupten. Die Päpste und Kardinäle, aber auch die großen Ordensgemeinschaften förderten die Künste und Wissenschaften gleichermaßen, und indem die Kirche ihre Position im Lichte neuer Forschungsergebnisse immer wieder überprüfen und neu bestimmen musste, wurde die Wissenschaft gar zu einer „Art Katalysator für die Entwicklung der Kirche“².

Die enge Verbindung von Kunst und Wissenschaft zeigt sich besonders deutlich an der Visualisierung von Experimenten und Forschungsergebnissen. Entweder erwarben die Wissenschaftler künstlerische Fähigkeiten, wie z. B. Galileo Galilei, der an der Florentiner Kunstakademie studierte und seine durch das neu entwickelte Fernrohr vorgenommenen Mondbeobachtungen in Zeichnungen und Aquarellen visualisierte,³ oder es bedurfte der Künstler, um Abbildungen naturwissenschaftlicher Beobachtungen zu erstellen und sie druckgraphisch zu publizieren – so zeichneten beispielsweise Nicolas Poussin und Pietro da Cortona für das Museo Cartaceo Cassiano dal Pozzo,⁴ und Jean Baptiste Colbert beauftragte zahlreiche Künstler für die Visualisierung der an der Académie Royale des Sciences in Paris durchgeführten naturwissenschaftlichen Experimente.⁵

Ausgangspunkt des Dissertationsvorhabens ist die These, dass es im Rom der Frühen Neuzeit eine rege Forschungs- und Wissenschaftsszene gab, die vornehmlich im Umfeld der katholischen Kirche aktiv war. Der in die Mitte jener Zeit fallende Prozess gegen Galileo Galilei war nicht Ausdruck einer dogmatischen Wissenschaftsfeindlichkeit, sondern Folge des Zusammenspiels verschiedenster Faktoren politischer Art, und zwar vor allem der schwer angeschlagenen Position des Papstes im europäischen Mächteverhältnis während des Dreißigjährigen Krie-

² Vgl. hierzu *Barock im Vatikan. Kunst und Kultur im Rom der Päpste 1572-1676*, Ausst. Kat. (Bonn/ Berlin 2005/2006), Leipzig 2005, S. 9; Bredekamp, Horst: 'Luchse, Bienen und Delphine: Galilei in Rom', in: *Barock im Vatikan. Kunst und Kultur im Rom der Päpste 1572-1676*, Ausst. Kat. (Bonn/ Berlin 2005/2006), Leipzig 2005, S. 449-459.

³ Bredekamp, Horst: 'Gazing Hands and Blind Spots. Galileo as Draftsman', in: *Science in Context 13/ 3-4 (2000)*, S. 423-462; Ders.: 'Die Erkenntniskraft der Linie bei Galilei, Hobbes und Hooke', in: *RE-VISIONEN. Zur Aktualität von Kunstgeschichte*, hrsg. von Barbara Hüttel, Richard Hüttel und Jeannette Kohl, Berlin 2002, S. 145-160; Ders.: 'Denkende Hände. Überlegungen zur Bildkunst der Naturwissenschaften', in: *Von der Wahrnehmung zur Erkenntnis – From Perception to Understanding. Symposium der Schering Forschungsgesellschaft zu Ehren von Prof. Dr. Dr. h. c. Günter Stock (Februar 2004)*, hrsg. von Monika Lessl und Jürgen Mittelstraß, Berlin/ Heidelberg 2005, S. 109-132.

⁴ Herklotz, Ingo: *Cassiano Dal Pozzo und die Archäologie des 17. Jahrhunderts*, München 1999.

⁵ Bickendorf, Gabriele: 'Geschichte im Bild. Zur Visualisierung von Kunst und Geschichte um 1700', in: Landwehr, Achim (Hg.): *Geschichte(n) der Wirklichkeit. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte des Wissens (Documenta Augustana, Bd. 11)*, Augsburg 2002, S. 277-298.

ges und der immer unverhohleneren Angriffe von Seiten seiner zwei Hauptgegner: der spanischen Partei, die ihn als Beschützer der Häretiker beschuldigte und den ihr eng verpflichteten Jesuiten, die mit Orazio Grassi Galileis Gegenspieler gestellt hatten. Der singuläre „Fall Galilei“ hat nicht dem Fortschritt der Wissenschaften geschadet, sondern in erster Linie den Ruf der Kirche nachhaltig für Jahrhunderte beschädigt, obwohl sie insbesondere für die astronomische Forschung in der Frühen Neuzeit mehr finanzielle und soziale Unterstützung leistete als jede andere Institution.⁶ Durch vorzüglich ausgestattete Bibliotheken waren gerade die Haushalte der Kardinäle und religiösen Orden zentrale Orte der Akkumulation von Wissen. Die Naturwissenschaften – und hierbei die Astronomie in besonderem Maße – wurden von der katholischen Kirche als wirksame Instrumente der Patronage begriffen und genutzt.

Das Dissertationsprojekt verfolgt die Frage, auf welche Art und Weise und mit welchem Ziel hochrangige Vertreter der katholischen Kirche vom späten 16. bis zum frühen 18. Jahrhundert naturwissenschaftliches Wissen rezipierten, produzierten, visualisierten und gegebenenfalls instrumentalisierten. Um zu zeigen, dass der Galilei-Prozess in dieser Entwicklung keinen Bruch bedeutete, sollen die Aktivitäten im Bereich der Wissenschaftspatronage von Kardinälen untersucht werden, die den Zeitraum exemplarisch abdecken, so z. B. Kardinal Federico Borromeo (1564-1631), Kardinal Bernardino Spada (1594-1661), Kardinal Flavio Chigi (1627-1693), Kardinal Girolamo Casanate (1620-1700) sowie Kardinal Filippo Antonio Gualtieri (1660-1728), die sich als Förderer der Wissenschaften profilierten.

Eine Vorarbeit zum Dissertationsvorhaben wurde bereits durch die Magisterarbeit geleistet, in deren Rahmen die Wissenschaftspatronage Kardinal Bernardino Spadas untersucht worden ist.⁷ Im Jahre 1644 hatte Spada die sogenannte Galleria della Meridiana (Abb. 1), eine mehr als zwanzig Meter lange Galerie in seinem Familienpalast in Rom, mit einer katoptrischen Sonnenuhr (Spiegelreflexsonnenuhr) ausmalen lassen (Abb. 2), die im Zusammenspiel mit einer Monduhr (Abb. 3) und einer Planetenstunden-Tabelle (Abb. 4) ein eindrucksvolles „Wissenskabinett“ bildete. Der Autor dieses wissenschaftlichen und künstlerischen Meisterwerks, der französische Minimenerpater Emmanuel Maignan (1601-1676), fertigte für den Kardinal zudem zahlreiche mathematische Instrumente an (u. a. ein Teleskop, ein Periskop, eine Art Ventilator etc.), so dass auch das Arbeitszimmer Bernardino Spadas in ein „Wissenskabinett“ verwandelt wurde. Die Anlage einer umfangreichen wissenschaftlichen Bibliothek und der Erwerb von Erd- und Him-

⁶ Heilbron, John L.: *The Sun in the Church. Cathedrals as Solar Observatories*, 4. Aufl., Cambridge/London 2001 [1. Aufl. 1999].

⁷ Feist, Ulrike: *Geschichtsbild und Naturerkenntnis. Die Neugestaltung des Palazzo Spada durch Kardinal Bernardino Spada*, Magisterarbeit, Humboldt-Universität zu Berlin, 2005, S. 45-87.

melsgloben des berühmten holländischen Kartographen Willem Janszoon Blaeu rundeten die wissenschaftliche Sammlung ab. Im Zusammenspiel mit der beeindruckenden, noch heute in der Galleria Spada zu besichtigenden Gemälde- und Skulpturensammlung bildeten die Instrumente sowie die katoptrische Sonnenuhr als „gemaltes Instrument“ und Form des visualisierten astronomischen Wissens ein wirkungsvolles Mittel zur Machtdemonstration sowie -legitimation. Der soziale Aufsteiger Bernardino Spada hatte durch seine Patronagetätigkeit sowohl im Bereich der Kunst als auch der Wissenschaft seine neu erworbene Stellung in den höchsten Rängen der römischen Aristokratie in überwältigender Form visuell manifestiert.

Dem Beispiel zur Wissenschaftspatronage Kardinal Spadas folgend, sind in das Dissertationsvorhaben naturwissenschaftliche (insbesondere astronomische) Dekorationsprogramme ebenso einzubeziehen wie die Anlage und Präsentation von Sammlungen naturwissenschaftlicher (auch hier vor allem astronomischer) Instrumente, durch welche die Leistungen der neuen Wissenschaften und deren ästhetische Wertschätzung eine haptische Veranschaulichung erfuhren. Ausgehend von der genauen Analyse einzelner Kunstwerke sollen die jeweiligen Prinzipien der Indienstnahme wissenschaftlicher Erkenntnisse in Patronagebeziehungen unter Berücksichtigung der soziokulturellen Kontexte erschlossen werden. Zudem werden die Kunstwerke und Sammlungen nach ihrer Präsentationsform, der eventuellen Innovationsleistung sowie ihrer Wirkung auf ein mögliches Publikum befragt. Die unterschiedlichen Formen der Wissenschaftspatronage sollen hinsichtlich ihrer kirchenpolitischen und individuellen, d. h. dem persönlichen Status dienenden Zielsetzungen analysiert werden, um anschließend zu fragen, inwieweit der Visualisierungsschub in den Naturwissenschaften durch zugänglich gemachte „Wissenskabinette“ oder graphische Publikation zu einer Erhöhung des Ansehens der neuen Wissenschaften führte. Die wechselseitige Befruchtung von Kunst und Naturwissenschaften ist ein weiterer Aspekt des Projektes: Haben sich die Naturwissenschaften durch eine stärkere Visualisierung verändert, und/oder führten neue Erkenntnisse in den Naturwissenschaften zu Veränderungen hinsichtlich der Ikonographie und Formen von Kunstwerken?

Es wird eine Verbindung mentalitäts-, sozial- und wissenschaftsgeschichtlicher Aspekte und Fragestellungen angestrebt, um die Spezifika des römischen Wissenschaftsklimas der Frühen Neuzeit möglichst interdisziplinär herausarbeiten zu können. Die Arbeit unternimmt damit den Versuch, einen Beitrag zu einer differenzierten Erörterung von Motivationen und Wirkungen frühneuzeitlicher Kunstpatronage in Bezug auf die Repräsentation von Wissen zu leisten. Ziel ist es, von spezifischen zu allgemeineren Aussagen über die Erscheinungsformen der Wissenskultur Europas zu kommen.

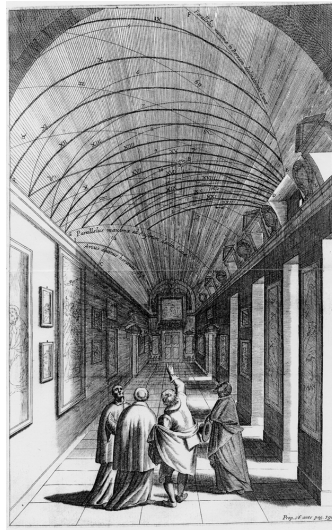


Abb. 1: Pierre Guerin oder Claude Goyrand, Galleria della Meridiana, Kupferstich, in: Emmanuel Maignan, *Perspectiva horaria*, 1648, zwischen S. 390 und S. 391.



Abb. 2: Ausschnitt aus dem Quadranten der Sonnenuhr, Galleria della Meridiana, Palazzo Spada, Rom, Foto der Verf.



Abb. 3: Monduhr, Galleria della Meridiana, Palazzo Spada, Rom, Foto der Verf.

PLANETA SINGVLIS HORIS ANTIQVA
VICISSIM DOMINANTVR HOC ORDINE

HORA DIEI	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	
HORA NOCTIS												1	2
DIE DOMINICA	☉	☽	♃	♄	♅	♆	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁
DIE LVNA	☾	♃	♄	♅	♆	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂
DIE MARTIS	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁
DIE MERCVR	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁
DIE IOVIS	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁
DIE VENERIS	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁
DIE SABBATI	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁	♂	♁

HORA DOMINI PLANETARVM QUALIBET
DIE AC NOCTE INAEQVALES SVT EARVM
VERO QVANTITAS STATIM DEPREHENDITVR
SI NVMERVS HORARVM AQUALIV DIEI VEL
NOCTIS PER 5 MVLTIPLETVR: SIC ENIM
PRODVCTVS NVMERVS DABIT MINVTA CV
VSIBET HORA PLANETARIA ILLA DIE
VEL NOCTE.

Abb. 4: Planetenstunden-Tabelle, Galleria della Meridiana, Palazzo Spada, Rom, Foto der Verf.

Politisches Feld**Kartographie, Raumdarstellung und Raumwahrnehmung im 18. Jahrhundert***Christian Fieseler*Zur Person:

Geboren 1976 in Herford. Abitur 1996, ab 1997 Magisterstudium der Geschichts- und Literaturwissenschaft in Bielefeld mit Studienschwerpunkten in den Bereichen mittelhochdeutsche Artusepik, soziale Randgruppen im Spätmittelalter und Staatsbildungsprozesse der Frühen Neuzeit. Abschluss 2003 mit der Arbeit „Erbettelte Bildung. Fahrende Schüler im 16. Jahrhundert“. Von 2003 bis 2005 Vertretung einer Assistenz in der Abteilung Mittelalter/Frühe Neuzeit der Fakultät für Geschichtswissenschaft an der

Universität Bielefeld bei Prof. Andreas Suter. Seit November 2005 Stipendiat am Graduiertenkolleg.

Projektbeschreibung:

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bemühten sich die deutschen Staaten in einem bis dahin unbekanntem Maße um eine möglichst genaue Kenntnis ihrer Territorien. Neben statistischen Erhebungen war es vor allem die Kartographie, die den Regierungen und den Verwaltungsbehörden sicheres Datenmaterial zur Verfügung stellen sollte. Im Mittelpunkt standen dabei Vermessungsprojekte, die das gesamte Staatsgebiet kartographisch erfassten, anstatt nur einzelne Regionen oder bestimmte Gegebenheiten zu vermessen und zu verzeichnen, wie es z.B. bei Kataster-, Forst- oder Flurkarten der Fall war. Solche Gesamtaufnahmen waren zunächst für das Militär von Interesse. Schon bald wurden sie aber auch auf ökonomischem Gebiet genutzt. Über die militärischen und ökonomischen Zwecke hinaus eröffneten die Karten den spätabolutistischen Regierungen neue Perspektiven der Wahrnehmung ihres Territoriums und damit auch ihrer eigenen Herrschaft. Die Kartographie und die mit ihr einhergehende Vorstellung von der Objektivierbarkeit des Raumes war Grundlage für eine effizientere und empirisch gestützte Entscheidungsfindung und Herrschaftsausübung. Darüber hinaus wurde

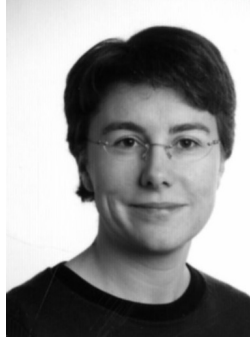
durch die kartographischen Aktivitäten des Staates ein Kommunikationsprozess in Gang gesetzt, da die gebildete Öffentlichkeit das Medium der Aufklärungszeitschriften nutzte, um die Kartographie zu diskutieren und zu kommentieren. Zudem bot die Kartographie den publizistisch tätigen Untertanen einen Ansatzpunkt für Kritik an der Herrschaft, da sich diese nun aus einem rational planbaren – und damit argumentativ angreifbaren – Herrschaftsziel herleitete. Dies impliziert bei aller Unterschiedlichkeit der sachlichen Positionen jedoch keine grundsätzliche Gegensätzlichkeit von Staat und Öffentlichkeit, da sich der staatliche Verwaltungstab zu großen Teilen aus eben der Gruppe von Untertanen rekrutierte, die diese öffentliche Diskussion über Kartographie führten. Die zunehmende Intensität der Diskussion hing vor allem damit zusammen, dass, und dies ist eine erste Hypothese des Projektes, durch die neue obrigkeitliche Erfassung von Raum jedes Reden über Kartographie eine politische Dimension bekam. Die unterschiedlichen Deutungen von Herrschaft und Raum, die sich in den beiden Sphären der staatlichen Verwaltung und der gebildeten Öffentlichkeit offenbaren, sind dabei zwei Pole ein und desselben Kommunikationsfeldes. Aus dieser spannungsreichen Auseinandersetzung mit dem geographischen Raum, so die zweite Hypothese, ging ein neues, abstrakteres Raumbewusstsein hervor, in dessen Rahmen der Raum als absolut, gleichförmig und beherrschbar verstanden wurde.

Das Projekt will diese Entwicklung anhand zweier Territorien des alten Reiches untersuchen, die verschiedene Formen fürstlicher Herrschaft verkörpern. Es handelt sich dabei um das Kurfürstentum Hannover und die Markgrafschaft Baden. Hannover wurde im Untersuchungszeitraum in Abwesenheit des Landesherrn – Georg III. war seit 1760 englischer König – von einem Geheimen Ratskollegium unter intensiver Beteiligung der Stände regiert. In den Jahren 1764-1786 wurde in Hannover eine topographische Landesaufnahme durchgeführt. Darüber hinaus wurde 1784 auch mit Vermessungsarbeiten im Fürstbistum Osnabrück, das zu diesem Zeitpunkt unter der Herrschaft Hannovers stand, begonnen und 1790 abgeschlossen. Die Markgrafschaft Baden dagegen kann als Musterstaat des Aufgeklärten Absolutismus gelten. Unter der Regierung Karl-Friedrichs – Stände gab es in Baden zu dieser Zeit schon nicht mehr – wurde das Staatsgebiet zwischen 1763 und 1781 komplett vermessen. Die beiden Territorien bieten sich als Untersuchungsräume besonders an, da sowohl durch die Größe als auch durch die vorhandenen Quellenbestände eine umfassende Analyse der verwaltungstechnischen Prozesse möglich ist. Darüber hinaus können sie durch ihre konträren politischen Rahmenbedingungen als exemplarische Fallbeispiele auch für andere Territorien stehen.

Analysiert werden auf der einen Seite die Voraussetzungen staatlicher Kartographie und die Interessen, welche die Obrigkeiten mit der Erfassung der Territorien verknüpften. Dies wird mit Hilfe der staatlichen Verwaltungsakten geschehen. Dabei soll auch nach der konkreten Nutzung der erstellten Karten gefragt

werden, die nicht nur auf eine Optimierung der Verwaltung abzielte, sondern durch die neuartige Darstellung des beherrschten Raumes zusätzlich die Repräsentation der Herrschaft veränderte. Die staatliche Kartographie wurde daher von den Untertanen auch als Herrschaftsinstrument wahrgenommen. Deshalb wird sich die Untersuchung auf der anderen Seite der öffentlichen Diskussion über Kartographie widmen, anhand derer die veränderte gesellschaftliche Wahrnehmung des Raumes herausgearbeitet werden soll. Grundlegende Quellen hierfür sind die geographische Fachliteratur und die wissenschaftlichen Zeitungen und Zeitschriften der Aufklärungsepoche.

Ziel dieser Untersuchung ist es, Erkenntnisse über die neue politische Dimension der Raumwahrnehmung und der Kartographie zu gewinnen und damit das gewandelte Verhältnis zum Raum an der Schwelle zur Moderne zu beleuchten.

*Didaktisch-wissenschaftliches Feld***Stefano Borgia und seine Korrespondenten. Ein europäisches Gelehrtennetzwerk im 18. Jahrhundert***Maria Stuiber*Zur Person:

Geboren 1976 in Roding, 1996 Abitur. 1996-2002 Magisterstudium mit dem Hauptfach Geschichte und den Nebenfächern Italianistik und Historische Hilfswissenschaften an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, der Università degli Studi di Pisa und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Anschließend Promotion an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, seit November 2005 Stipendiatin am Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit“ unter der Betreuung von Prof. Dr. Wolfgang E.J. Weber und Prof. Dr. Horst Enzensberger, Bamberg.

Projekt:

Der Kardinal Stefano Borgia (1731-1804) ist heute vor allem als Sammler von Altertümern, Handschriften und Naturalien bekannt, mit denen er die vorher überschaubare Sammlung seiner Familie in Velletri zum *Museum Borganum* ausbaute. Unter anderem erwarb er die unter dem Namen ‚Codex Borgia‘ bekannte mesoamerikanische Nahuatl-Handschrift. Für die Beschaffung der exotischen Sammlungsstücke konnte er als langjähriger und prägender Sekretär der für die Mission zuständigen Propaganda-Fide-Kongregation auf seine persönlichen Kontakte zu den Missionaren zurückgreifen. Dabei ist weitgehend in Vergessenheit geraten, dass Stefano Borgia neben den amtlichen und persönlichen Kontakten zu den Missionaren über einen Zeitraum von mehr als drei Jahrzehnten eine umfangreiche Korrespondenz mit europäischen Gelehrten unterhielt.

Ziel des Dissertationsprojektes ist es, anhand des bislang praktisch unedierten Briefnachlasses von Stefano Borgia und einigen seiner Hauptkorrespondenten dieses Gelehrtennetzwerk um den Kardinal zu rekonstruieren und seine Kommunikationsstrukturen herauszuarbeiten. Die Strukturen des Korrespondenznetzwerks sollen Einblick geben in die Vernetzung europäischer Gelehrter verschie-

dener Prägung im ausgehenden 18. Jahrhundert und damit die Bedingungen und Möglichkeiten für den zwischen ihnen stattfindenden Wissenstransfer über das Medium Brief sichtbar werden lassen.

Denn das verbindende und überwölbende Element der in den Briefen erörterten Themen, die zum Beispiel aus dem historischen, orientalistischen, theologischen, numismatischen oder auch naturwissenschaftlichen Bereich kommen, ist der Austausch, die Verarbeitung und die Bewertung von Wissen aus verschiedenen Wissenschafts- aber auch Alltagsfeldern über die sprachlichen und kulturellen Grenzen hinweg. Damit dient die Korrespondenz der Beschaffung von Informationen für wissenschaftliche Projekte und von Neuigkeiten des gelehrten Lebens in den entsprechenden Ländern, der Übermittlung eigener Forschungsergebnisse, dem Erwerben und Verschenken von Büchern und auch der Beschaffung von neuen Exponaten und deren gelehrter Beschreibung für das *Museum Borgianum* und andere Privatsammlungen. In zunehmendem Maße nahm Stefano Borgia eine mediatorische Stellung als Kontaktvermittler, Patron und Mäzen ein. Der Korrespondentenkreis hatte dabei rasch die Grenzen der italienischen Gebiete überschritten: wichtige Briefpartner kamen aus dem skandinavischen, deutschen, englischen und französischen Raum. Daneben finden sich auch Kontakte zu Iren, Schotten und Ungarn.

Anschriften der Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Ingrid Baumgärtner
Fachbereich 5
Gesellschaftswissenschaften
Gesamthochschule Kassel
34109 Kassel

Dr. Ulrike Ganz
Martini-Kirchhof 5-6
48143 Münster

Christine Lüdke, M.A.
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Graduiertenkolleg
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

Tanja Mück, B.A.
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

Dr. Zita Ágota Pataki
Institut für Europäische Kunstgeschichte
Seminarstraße 4
69117 Heidelberg

Dr. Stefan Paulus
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

Stefan W. Römmelt, M.A.
Münzstraße 7
67070 Würzburg

Prof. Dr. Theo Stammen
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

Dr. Gideon Stiening
Institut für deutsche Philologie
Ludwig-Maximilians-Universität München
Schellingstraße 3
80799 München

Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp
Lehrstuhl für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg